P. Letnew

Fremde Schuld

Nach dem Russischen

von

Wilhelm Goldschmidt

München & Leipzig
Verlag von Otto Heinrichs
1886

Fremde Schuld

Fremde Schuld

Roman

von

P. Letnew

Nach dem Russischen

von

Wilhelm Goldschmidt

München & Leipzig
Verlag von Otto Heinrichs
1886

I.

Es war anfangs der ersten Woche nach Ostern. Das an geschichtlichen Erinnerungen reiche, unweit von Moskau gelegene Troizkij-Kloster war voll von Pilgern. Nach der Beendigung des Abendgottesdienstes beeilten sich alle, vor dem Gußregen in den Gasthöfen unterzukommen. Was indes der Platz leer geworden war, hatte der Regen, nach Art dieser Frühlingsgewitter, plötzlich aufgehört. Tiefe Ruhe herrschte in der Luft; warmer würziger Duft quoll aus der Erde; Sterne tauchten am lichten Himmel auf und stimmungsvoll erglänzten in ihrem Halblicht die Gebäude und Kuppeln der Kirchen. In allen Häusern, wo Zimmer für die Reisenden waren, hatte man die Fenster geöffnet. Nur das große Gebäude des Klostergasthofes stand mürrisch, dunkel, abgeschlossen von der frischen Luft.

In einem Zimmer des untersten Stockwerkes versuchte ein junges Mädchen, unruhig vor Hitze, mit aller Kraft das einzige Fenster, dessen innerer Flügel bereits ausgenommen war, zu öffnen.

Ihre auf dem Sopha sitzende ältliche Begleiterin, eben beschäftigt, silberne Theelöffel aus dem Reisesack zu nehmen, beobachtete sie scharf; sichtlich verhielt sie sich nicht wohl-

wollend zu den Versuchen, das Fenster aufzumachen. Es war ihre Tante Nasstassja Dmitrijewna Alenin, die lediglich die Fahrt nach Moskau unternommen hatte, um ihre Nichte, welche den Gymnasialkursus beendet und das Universitätsexamen bestanden, abzuholen und auf das Land zum Vater zu bringen. Vor der Abreise konnte sie sich nicht versagen, das Troizkij-Kloster zu besuchen und die Reliquien anzubeten.

„Anjuta, mein Kind", bemerkte sie endlich dem jungen Mädchen in einem Ton, mit welchem man kleine Kinder zur Vernunft bringen will, „die Klosterordnung verbietet, die Rahmen vor Pfingsten herauszunehmen. Du hast ja gehört, was der Klosterdiener sagte — daß das Innenfenster bereits herausgenommen wurde kommt nur daher, weil eine Scheibe zerbrochen war . . ."

„Nun, und das muß man benutzen", erwiderte Anjuta, ganz rot von der Anstrengung, den Haken herauszubiegen; „mögen die Mönche ihren Verordnungen nachkommen, wir aber sind nicht verpflichtet zu ersticken."

Der Widerstand des Fensters schien das junge Mädchen nur noch mehr anzuspornen; bald aber hielt sie inne, überlegte einen Augenblick und ging mit einem entschiedenen Blick zur Thür.

„Wohin?" rief ihr die Tante nach.

„Ich will einen Hammer holen."

„Du lieber Himmel!" protestierte halblaut die Alenin.

Noch ehe Anjuta zur Thür kam, öffnete sich langsam dieselbe und in das Zimmer trat eine peinlich sauber gekleidete, dem Aussehen nach siebzigjährige Alte, in Wirklich-

keit war sie bereits achtzig; sie gehörte mit ihrer Fülle von Blut und Muskeln, ihrer Nervenstärke und ihrer infolge dessen physischen Rüstigkeit zu den wenigen übrig gebliebenen Exemplaren einer früheren Menschenart. Es war die Wärterin der Familie Alenin, die so vielen Generationen gedient hatte, daß sie sogar die einen mit den anderen verwechselte.

„Eile nicht, eile nicht, sonst stößt Du mich um", sagte sie gutmütig zu Anjuta; „gleich bringt man den Ssamowar."

Lächelnd entschwand das junge Mädchen.

„Agrafena Iwanowna", rief die alte Alenin sehr laut, da jene taub war, „wissen Sie, weshalb sie gegangen ist?"

„Weshalb?"

„Sie will mit dem Hammer den Rahmen herausschlagen! Denken Sie, was für ein Aergernis! Diese Gymnasiastinnen wollen immer klüger sein als andere. Nur Ungelegenheiten hat man mit ihr."

Unwillig schüttelte die Alte den Kopf. Anjuta kehrte mit einem Hammer zurück und in einer Minute war das Fenster weit geöffnet. Genährt durch die warme Feuchtigkeit, wogte die aromatische Frühlingsluft gleich Wellen in die abgesperrte Atmosphäre des Zimmers.

„Du lieber Himmel!" murmelte zum zweiten Male Nasstassja Dmitrijewna und legte sich ein großes Tuch um.

Anjuta hörte nicht. Mit einem glücklichen Lächeln, Farbe auf den Wangen, bog sie sich weit aus dem Fenster, als ob sie ihr junges blühendes Gesicht in der frischen Luft baden wollte. Es war ein rundes Gesichtchen mit weichen zierlichen Zügen, eigenartig, ungemein fesselnd; üppiges

kastanienbraunes Haar und dabei die Augen einer Brünette: schwarze leidenschaftliche Augen, umrahmt von langen dunkeln Wimpern. Dunkle Augenbrauen, niedrig und gerade gezogen, gaben dem Gesichte den Ausdruck der Kühnheit und Entschlossenheit; aber um den Mund lag etwas Weiches, Gutes, Kindliches, sein Lächeln veränderte alle Züge, indem es über dieselben wie heller Sonnenstrahl leuchtete. Die Wangen hatten Grübchen, wie Perlen blitzten die Zähne, Freundlichkeit und Zuthunlichkeit sprachen aus den lachenden Augen. Nasstassja Dmitrijewna und die Wärterin Agrafena stellten inzwischen das Theegeschirr auf den Tisch, ein Klosterdiener brachte den Ssamowar und Sahne.

„Das ist kein Spaß, war vierzig Jahre nicht in Moskau", begann Agrafena, „wollte einen mir bekannten Kaufmann aufsuchen, Jwan Prochorowitsch, er hatte auf der Arbata sein Haus, und jetzt kein Haus mehr und keiner weiß von ihm etwas! So traurig wurde mir. Wäre es nicht um Ljubotschka wiederzusehen, um nichts in der Welt wäre ich auf der Eisenbahn gefahren."

Ljubotschka, welche sich in einem Moskauer Erziehungsinstitut befand, war die jüngere Schwester von Anjuta. Wie sie von ihr sprechen hörte, verließ Anjuta sogleich das Fenster und setzte sich an den Tisch.

„Hat sich Ljuba über Dich gefreut, Wärterin?" fragte sie.

„Vor Freude schwamm sie in Thränen. Ach wie freute sie sich über die Näschereien! Immer erinnerte sie sich, wie ich sie früher auf dem Lande mit Zuckerwerk und Kuchen und Eiern gefüttert habe. So komisch ist sie! Soll ich Anjuta von Dir küssen? fragte ich. Nein, sagte sie, ich bin

ärgerlich auf meine Schwester. Anjuta nimmt man auf's Land und mich nicht. Sie ist die Glückliche und ich bin die Unglückliche."

Gutmütig lachte die Alte über die Laune ihres Lieblings, Anjuta aber wiederholte nachdenklich: „Glücklich? Das ist unbestimmt."

„Bist Du nicht froh, den Vater wiederzusehen?" fragte nicht ohne Anzüglichkeit die Tante.

„Das meine ich nicht", antwortete Anjuta, ohne das Sonderbare in dem Ton der Frage zu bemerken; „aber ich weiß nicht, was für ein Leben uns erwartet und was ich anstellen werde und es thut mir so weh, daß unser großes altes Haus verkauft ist. Kann man's denn nicht zurückkaufen, Tante?"

„Nein meine Liebe, nimm Abschied", entgegnete jene. „Was aus den Händen entglitscht, kommt nicht wieder. Dein Papa hat flott gelebt und nun läßt er den Töchtern von seinem ganzen früheren Reichtum einen Seitenflügel und das Dörfchen."

„O ich denke ja nicht an den Reichtum", unterbrach sie Anjuta. „Ich bedauere nur das Haus, das mir so lebendig vorschwebt mit seinen Korridoren, mit den großen Kaminen, den Treppen -- und von alledem ist nichts mehr da?"

„Wie denn nicht, alles blieb beim alten — nur ist es das unserige nicht mehr. Unser Gutsnachbar, General Gromow, hat das Haus gekauft. Sagte ich Dir bereits, daß er vor kurzem geheiratet hat?"

„Ach Gott! ach Gott!" mischte sich Agrafena ein, indem

sie, um bequem zu erzählen, die Tasse auf den Tisch stellte; „habe ganz vergessen Ihnen zu sagen: ich bin ihnen ja begegnet, sie wohnen im nächsten Gasthofe."

„Wer?"

„Unser General Gromow mit seiner Frau. Ich kenne ja ihre Mutter, ich meine die Mutter der Frau. Als ich die Treppe herunter ging, begegnete sie mir."

„Die Mutter der Frau? Was sind das überhaupt für Leute? Man sagt ja, ihre Familie sei sehr arm", fragte neugierig die Alenin.

Man muß wirklich sagen, daß der liebe Herrgott sie in ihrer Armut auserwählt hat", erwiderte tiefsinnig die Alte; „so eine Armut, als ich in Kasan bei ihnen war, daß mir die Thräne in's Auge kam, sechs Jahre werden's her sein. Die Kinder eines immer kleiner als das andere, und sie selbst — die Mutter meine ich — strickte wollene Handschuhe zum Verkauf."

„Ihre Familie?" fragte die Alenin.

„Oserow. Sie ist von Adel. Armut und die vielen Kinder brachten sie so herunter. Jetzt ist die Tochter eine reiche Generalin."

„Oserow? Weiß schon, habe viel schlechtes über sie gehört", entgegnete verächtlich Nasstussja Dmitrijewna. „Die älteste Tochter soll sie mit einem Herrn zusammengebracht haben . . . warten Sie, warten Sie, wie ist sein Name? Es ist ein bekannter Schriftsteller. Ja . . . Habarow ist sein Name. „Nicht wahr, die älteste Tochter hat Gromow geheiratet?"

„Die älteste; die anderen sind noch nicht erwachsen.

Weil sie arm ist, hat man schlecht von ihr gesprochen. Ueber Reiche sagt man nichts schlechtes."

„Ob's auch so ist?" meinte Anjuta, lächelnd ungläubig den Kopf schüttelnd.

„Und wie denkst Du denn? Guck's Dir an, wie sie jetzt gegrüßt werden. Wie die Mutter so heiter ist, was für ein schönes Kleid sie trägt, und auf dem Kopf eine Haube mit Bändern; jetzt, Agrafena Iwanowna, sagte sie, wird meine Tochter Ihre Nachbarin sein, wodurch sie zu verstehen gab, daß das Haus uns nicht mehr gehörte, sondern das ihrige geworden sei. Ich aber sage: meine Herrschaften haben noch für ihr Leben genug übrig und sind die Fräulein erwachsen, werden sie auch Generale heiraten."

„Das ist fürchterlich! fürchterlich!" murmelte die Alenin aufstehend. „Irgend eine emporgekommene Person wird uns auf der Nase sitzen und ihren Reichtum ausstellen."

Anjuta lachte über den Aerger der Tante und setzte sich wieder an das Fenster; die Nacht mit ihrem würzigen Hauch, ihrer Dunkelheit und Wärme lockte sie an. Ihre Tante und die alte Wärterin begannen das Geschirr abzuräumen und die Betten zu machen, sie aber saß noch immer und vermochte sich nicht loszureißen. Ein unruhiges und zugleich ermattendes Gefühl überkam sie, die Sehnsucht nach irgend etwas, das nicht um sie war. Diese Sehnsucht trug sie weit fort in das Märchenland, wo alle sich lieben, sich helfen, rüstig und heiter nützliche Dinge treiben und ihr Leben pulsiert und glüht wie die Funken in dem Schmelzofen.

Auch die ruhelosesten Gedanken widerstehen nicht dem gesunden Schlaf der Jugend. Obgleich Anjuta als die

letzte zu Bett gegangen war, schlief sie vor allen ein. Lange wälzte sich die Tante umher, seufzte und mit bitterem Groll beneidete sie in ihrer Seele die junge Generalin, welche ein glückliches Schicksal aus dem Elend emporgetragen hatte. Angrafena, die hinter der spanischen Wand auf einem Federbett lag, murmelte wohl eine Stunde lang Gebete vor sich hin, schließlich aber schlossen sich auch ihre Lippen.

Ungefähr ein Uhr in der Nacht war es, als plötzlich Anjuta erwachte. Was sie eigentlich geweckt hatte, darüber konnte sie sich keine Rechenschaft geben; aber es schien ihr doch, als habe sie ein Geräusch vernommen. Ruhe umgab sie, die heruntergelassenen Gardinen verdunkelten vollständig das Zimmer. Wieder schloß sie die Augen, aber unwillkürlich mußte sie horchen. Und allmählich kam es ihr vor, als ob ganz in ihrer Nähe sich etwas bewege, obgleich sie nichts zu sehen vermochte und nicht den geringsten Lärm vernahm.

Neugierig dachte sie, dies bewirke die Einbildungskraft . . . irgendwo habe sie gelesen, daß dieselbe Gebilde forme, die greifbar scheinen . . . und nur in der Nacht geschehe es, in tiefer Dunkelheit, weil am Tage der Anblick wirklicher Gegenstände den Gestalten der Einbildung keinen Raum gewährt. Wohl ist es etwas wie Alpdrücken, ergänzte sie ihre Betrachtung — schließlich sehe ich noch eine Erscheinung.

Sie richtete sich auf und tastete um sich.

Leere, sagte sie zu sich selbst und legte sich wieder auf das Kissen; nun ist auch alles vorüber.

Kaum aber hatte sie dies gedacht, als auch schon ein Gefühl, das zwar jedem bekannt ist, aber sich nicht bestimmen

läßt, worin es besteht, das Gefühl von jemandes Gegenwart hart neben ihr sie beschlich — so deutlich war dies Gefühl und so beharrlich wirkte es auf sie ein, daß sie vom Sopha aufsprang und mit ausgebreiteten Armen und klopfendem Herzen vorwärts ging. Mit dem Alpdrücken mochte sie nicht länger Spaß treiben; um sich schnell zu ernüchtern wollte sie Wasser trinken oder Licht anmachen.

Auf einmal befand sich eine ihrer ausgestreckten Hände in einer fremden Hand. Sie schrie nicht auf, wurde aber auf dem Fleck starr vor Bestürzung und fragte sich erbangend, ob dies nicht eine Hallucination sei. Noch immer blieb ihre Hand in der geheimnisvollen unbeweglichen Hand. Diese Unbeweglichkeit war so völlig, daß ihr wieder ein Bedenken kam: ob vor ihr ein Mensch stehe oder ob sie einen Gegenstand berühre.

„Wer ist hier?“ fragte sie leise und betastete dabei, was sie hielt.

Ja es war eine lebendige warme Hand mit biegsamen Fingern, welche ihre Hand fest, aber nicht stark umschlossen hielten. Noch ungefähr zwei Sekunden stand Anjuta schweigend, Hand in Hand mit der Erscheinung. Da aber, sich aufbäumend wie eine Welle, erfaßte sie ein panischer Schrecken, sie rieß sich los, lief zurück und rief: „Tante — Diebe! Diebe!“

Die Alenin schreckte zusammen, sprang auf, wartete keine weiteren Erklärungen ab, ergriff hastig ihre Säckchen und Bündelchen unter dem Kopfkissen und stürzte in den Korridor.

Mit zitternden Händen warf sich Anjuta ein Kleid um,

anstatt aber der Tante nachzueilen, näherte sie sich dem Fenster und riß die Gardine auseinander. Noch immer konnte sie sich nicht zusammenreimen, was geschehen war.

Jetzt wendete sie sich um und der Dieb stand vor ihr — so nahe, daß sie ungeachtet des Halbdunkels der Sternennacht klar in seine Augen sah, die mit einem so tiefen Ausdruck des Entsetzens, Leidens, der Verzweiflung auf sie gerichtet waren, daß ihr Herz sich zusammenkrampfte und ihre Gedanken sich verwirrten.

Im Korridor hörte man unterdessen Lärm, der immer stärker anwuchs; unaufhörlich erscholl der Alenin hellklingende Stimme, die nach Licht und Menschen rief; Diener schimpften, indem sie nach Streichhölzern suchten; Gäste fragten erschreckt, was geschehen sei; Frauen schrieen auf. Nur die taube Wärterin Agrafena gähnte ruhig und bekreuzigte sich hinter ihrer spanischen Wand.

„Wart', man muß einen Stock nehmen", hörte man unter der Dienerschaft; „man weiß ja nicht, was der Kerl in der Hand hat, am Ende fährt er einem über den Kopf."

„Stricke! Stricke gebt her!"

„Haltet Wache am Fenster, sonst läuft er davon."

„Der läuft nicht fort, da wird schon aufgepaßt. Laufe Du nur, mein Herzchen!"

Anjuta hörte alles, und immer kälter überlief sie's. In diesem Gerede und den Vorbereitungen klang etwas Blutgieriges, Grausames, das ihr Herz vor Mitleid zusammenschnürte, wie sie den vor ihr stehenden Mann betrachtete, der auf sie einen Blick voll Verzweiflung und Hilflosigkeit richtete. Diese Klapperjagd, welche sie hervor-

gerufen, auf einen Wehrlosen, der nicht einen Finger rührte, um sich an ihr zu rächen, kam ihr noch entsetzlicher vor als Diebstahl.

„Weshalb verraten Sie mich?“ flüsterte er, und diese Stimme des Nebenmenschen, welche zu ihr sprach, hatte sogleich jede Zaghaftigkeit von ihr genommen.

Hastig schob sie den Dieb in einen Winkel, wo Mäntel und Kleider hingen, hinter denen er vollständig gedeckt war. Fast in dem nämlichen Augenblick zeigten sich einige Köpfe in der Thür, ängstlich umherspähend, nach und nach kam ein ganzer Haufen mit Stöcken, Stricken und anderen Waffen. Anjuta fuhr zusammen, rückte den Stuhl in die Kleiderecke und setzte sich darauf, als ob sie instinktiv ihren Gefangenen verteidige.

„Anjuta!“ rief die Alenin erregt. „Ich dachte, Du seiest mir nachgegangen. Und Du bliebst allein hier! Glaubtest wohl, es möchte den Dieben schwer ankommen, Dir den Garaus zu machen!“

„Hier ist niemand“, hauchte Anjuta.

„Wie? Hier ist niemand?“ wiederholten die Stimmen. „Und die Diebe?“

„Ich weiß nicht . . . hier ist niemand.“

„Sicher ist er durch's Fenster entsprungen“, sagte die Alenin. „Eure Sache war's, eine Wache unten aufzustellen“, richtete sie sich vorwurfsvoll an die Umgebung.

„Eine Wache steht auch da, was wollen Sie, gnädige Frau!“ erwiderte frech der Aufwärter. „Wäre ein Dieb da, den hätten wir nicht losgelassen. Sie haben sich's wohl nur eingebildet.“

„Was schweigst Du denn, Anjuta", wendete sich die Tante zu ihr. „Du hast doch den Dieb gesehen?"

„Nein", antwortete Anjuta tonlos.

„Guckt nach, ob nichts gestohlen ist", klang es aus der Menge.

Die Alenin fing auf Tischen und Stühlen zu kramen an und wollte auch die Ecke untersuchen . . . Anjuta hatte aber schon vorher ihre Hände geregt, sie befühlte die hängenden Kleider und sagte laut und fest: „alles ist da."

„Weshalb brachten sie die Menschen in Allarm?" wendete sich der Aufwärter vorwurfsvoll zur Alenin.

Sie war sehr ärgerlich auf ihre Nichte, da sie es indes nicht thunlich fand, ihren Groll auf sie in Gegenwart aller zu entladen, so fuhr sie den Aufwärter an: „Leiser, mein Lieber, ich werde mich über Dich beklagen. Für mein Geld will ich Ruhe haben, Du bist verpflichtet, überall nachzusehen."

„Nun ja, ich werde auch nachsehen, ein Dieb ist keine Nadel", antwortete jener und begann, mit dem Licht unter Sopha und Stühlen zu leuchten, sichtlich mehr zum Spaß als im Ernst.

Die Menge kicherte.

„Unter dem Kissen der gnädigen Frau mußt Du nachsehen", rief jemand.

„Es ist meine Schuld . . . mir träumte so . . . lassen Sie uns", sagte Anjuta, die ganz blaß war, indem sie sich vom Stuhl erhob.

„Ja das sehen wir auch, daß es Ihnen nur so geträumt hat", antwortete man ihr und alle gingen hinaus, die einen lachend, mit brummen die anderen.

„Zu Ihnen kam wohl der Dieb, Großmütterchen", scherzten sie im Weggehen mit der Wärterin Agrafena, die unruhig auf ihrem Federbett saß.

„Zu mir", antwortete sie, die Frage nur halb hörend. „Nun, ist niemand gefunden?"

„Niemand."

„Es ist Ihnen also nur so vorgekommen", beruhigte sie sich und legte sich wieder hin.

Nasstassja Dmitrijewna war außer sich. „Gott mag es bezeugen, wie Du mich beschämt hast, Anjuta! Hättest mir vorher sagen sollen, daß Du so einen Lärm machen wirst. Den ganzen Gasthof auf die Beine zu bringen! Das ist die gepriesene öffentliche Erziehung! Das ist mal eine Erziehung!"

Ohne zu antworten wickelte sich Anjuta in ihr schwarzes Kaschmirtuch, legte sich auf das Sopha und drehte sich der Wand zu.

II.

Das durch einen Reisesack verstellte Licht auf dem Tischchen in der Ecke verscheuchte kaum die Dunkelheit des Zimmers. An der Thür stand das Bett von Nasstassja Dmitrijewna, das durch einen großen Sessel wie durch einen Schirm verdeckt war; näher zum Fenster stand Anjutas Sopha, fast am Kopfende befand sich der verhängnisvolle Winkel, wo in diesem Angenblick in Furcht und Hoffnung ein menschliches Herz bebte und bangte.

Anjuta fieberte. Ihre Lage war um so kritischer, weil sie so unvorbereitet in dieselbe hineingekommen. Mit ihrer ganzen Schwere mußten die Folgen ihres Verfahrens auf ihr lasten; sie hatte die schwierige Aufgabe, den Dieb aus dem Zimmer zu schaffen, niemandes Argwohn zu erregen. Und sie begann über diese Aufgabe eifrig nachzudenken, indem sie sich zugestand, daß sie das Angefangene vollenden müsse.

Den Kopf in die Kissen gedrückt, ohne sich zu bewegen, lag sie lange. Endlich vergewissert, die Tante sei eingeschlafen, hob sie langsam ihren Kopf und . . . gerade trafen ihre Augen den auf sie gehefteten Blick des Diebes. Er war aus den Mänteln hervorgekommen, stand an dem Kopfende ihres Sophas und sah sie mit demselben Ausdruck flehender Angst und Bestürzung an, der bereits in ihr Gedächtnis geprägt war.

Seinem Anzuge nach, dem ziemlich abgetragenen grauen Ueberzieher, war es schwer, ihn irgend einem Stande zuzurechnen; in seiner Haltung indes, in der ganzen ungezwungenen Art, wie er mit der einen Hand an das Sopha sich lehnte, lag etwas Natürliches, das bei Vagabunden nicht anzutreffen ist. Aus der Tasche sah ein Revolver hervor. Im Schatten zeichneten sich seine Züge nur unklar: man sah, daß er noch jung war.

Behutsam erhob sich Anjuta vom Sopha und flüsterte, indem sie auf das Fenster wies: „Gehen Sie schnell! Ich werde Sie nicht verraten."

Verneinend schüttelte er den Kopf.

Anjuta öffnete vorsichtig das Fenster und beugte sich

hinaus. Sofort rührte sich jemand unter demselben und eine Stimme rief: „Hollah! Wer da? wer macht die Fenster auf?"

In ihrer Angst beeilte sie sich, das Fenster wieder zu schließen; sie begriff jetzt, daß an ein Weggehen nicht zu denken sei, und das Gefühl der Unruhe und Angst machte sie vom Kopf bis zu den Füßen erbeben. Unterdessen näherte sich ihr der Dieb auf einen Schritt und bog sich zu ihrem Gesicht.

Ihr jungfräulicher Stolz ward rege, sie wich ihm aus. Da rückte er ein wenig zurück und murmelte mit einer Stimme der Verzweiflung: „Retten Sie . . . schlagen Sie's nicht ab . . . mein ganzes Leben gehört Ihnen . . . nur nehmen Sie . . . verwahren Sie's!"

Und ebenso schnell wie er diese Worte sprach, überreichte er ihr ein Packet in Zeitungspapier, das fest mit einem doppelten Riemen zusammengeschnürt war.

„Nehmen Sie das!" fuhr er mit dringender leidenschaftlicher Beharrlichkeit fort: „faßt man mich mit diesem hier, dann ist alles verloren... mein Leben und mein Tod ist in Ihren Händen . . . nehmen Sie es oder verraten Sie mich sofort!"

Er sah ihr in die Augen, drängend und leidvoll. Mit pochendem Herzen hörte sie ihn an, wie im Traum hörte sie. Zum ersten Male dröhnten ihr so erschütternde Laute in die Ohren, die von ihr unbekannten menschlichen Qualen sprachen.

„Sie werden es nehmen?" begann er wieder flehentlich und beharrlich. Sie werden mir diese Bitte nicht abschlagen? . . . Nehmen Sie und verwahren Sie's, nur

bis zur nächsten Nacht. Morgen Nacht komme ich danach. Noch eine Bitte: Niemand zeigen Sie es, Niemand machen Sie eine Andeutung über unsere Begegnung . . . versprechen Sie's?"

Etwas geheimnisvolles erklang in seiner Stimme. Ein unheimliches Beben ergriff das junge Mädchen und ihre Zähne schlugen aneinander.

„Geben Sie!" sprach sie nach einem augenblicklichen Schwanken.

Sie nahm das Packet am Riemengriff und legte es in die Kommode.

Sein unabläſſig auf sie gehefteter Blick begleitete sie.

„Zuschließen!" raunte er ihr zu.

Sie verschloß das Packet in der untersten Lade.

„Wenn Sie aber nicht kommen?" fragte sie plötzlich mit Unruhe.

„Ich komme!" autwortete er schnell. „Daß man nur das Packet nicht findet!"

In ihrer Aufregung vergaß sie sich und begann lauter zu sprechen, als nötig war. Die Alenin erwachte plötzlich und fragte: „Anjuta, scheint ja, Du sprichst mit Jemand?"

„Nein . . . nicht. Ich schlief", stammelte mit zitternder Stimme das Mädchen.

Der Dieb stand schon wieder in seiner Ecke; übrigens hätte ihn Nasstassja Dmitrijewna hinter der Barrikade vor ihrem Bett nicht sehen können. „So deutlich kam mir eine fremde Stimme vor", fuhr sie gähnend fort; „ich dachte, es wäre jemand an's Fenster gekommen. Hellt sich's schon auf?"

„Es dämmert bereits."

„Also wird man bald zur Frühmesse läuten. Es verlohnt sich nicht mehr, einzuschlafen."

Jedoch legte sie sich bequemer hin, gähnte noch ein paar Mal und wurde still.

Die Hände auf den Knieen, saß Anjuta unbeweglich auf dem Rande des Sophas. Plötzlich fühlte sie die Berührung einer Fülle wirrer Haare und heiße Lippen preßten mit lautloser Heftigkeit, grenzenloser Dankbarkeit ihre Hände.

Es war nur ein Augenblick, aber dieser Augenblick ließ in ihrer Seele eine schärfere Spur zurück als alle die verflogenen Jahre. Moralisch fühlte sie sich an diesen Menschen gekettet.

Und nun war es lautlos im Zimmer. Plötzlich durchbrach lauter voller Glockenschlag die Stille. Im Gasthof wurde es lebendig, der Korridor belebte sich, es öffneten sich die Zimmer.

„Ich gehe nicht zur Frühmesse", sagte Anjuta zur Tante, „mir schmerzt der Kopf, nachher will ich mich wieder hinlegen."

„Wie Du willst", antwortete jene gleichgiltig und begann sich zu waschen.

„Hörten Sie, Agrafena Iwanowna, was für einen Auflauf wir diese Nacht Anna Feodorownas halber hatten? Vor Angst bin ich fast umgekommen."

„Ich stehe auf, ich stehe schon auf", antwortete die Alte, die sich einbildete, man rufe sie zur Frühmesse. „Werde schon nicht verschlafen, beunruhigen Sie sich deshalb nicht."

Anjuta hatte inzwischen die Sachen der Tante vom Nagel genommen und hängte dieselben an eine andere Stelle. Sie schob ihren Stuhl in die verhängnisvolle Ecke und fing an, in ihrem Reisesäckchen zu kramen. Ihre Hände zitterten, heftig schlug ihr das Herz und sie wagte nicht die Augen aufzuschlagen. Ein nichtiger Zufall, eine Laune der Tante, im Zimmer etwas zu suchen — und alles war entdeckt.

Aber nichts geschah, Tante und Wärterin kleideten sich an und gingen hinaus. Kaum zu atmen fähig, schloß Anjuta die Thür hinter ihnen mit dem Haken und näherte sich hastig dem Unbekannten.

„Kommen Sie", sagte sie mit schwacher Stimme, „es ist niemand hier."

Der junge Mann kam hervor; auf seinem Kopf saß jetzt eine mit Pelz verbrämte Mütze, den Sammetkragen hatte er aufgeschlagen.

„Ich werde Sie durch den Korridor begleiten", fuhr Anjuta fort, „Sie brauchen sich nicht zu verstecken."

„Ja", antwortete er mit einem irren Blick, „bewahren Sie das Packet . . . niemandem zeigen Sie es. Ich werde kommen, Sie davon zu befreien . . . in der nächsten Nacht . . . seien Sie bereit, mir das Packet zu übergeben . . ."

„Wenn Sie aber nicht kommen?"

„Ich werde kommen."

Plötzlich aber nahmen seine Züge den Ausdruck angstvoller Unruhe an. „Es ist unmöglich, daß ich nicht komme, sagte er . . . ich werde kommen. Aber wenn . . . wenn

mich etwas zurückhält, so behalten Sie das Packet nicht bei sich . . . behalten Sie es nicht länger als eine Nacht . . . vernichten Sie es, werfen Sie es in den Fluß . . . in den Kanal . . . denken Sie sich's selbst aus, wohin . . . Aber es kann ja nicht sein! Ich komme selbst."

So unzusammenhängend sprach er, so abgerissen, daß Anjuta mit Angst auf ihn sah: er war gespenstig blaß und seine Augen sahen zu ihr mit einem sonderbaren Ausdruck.

„Was auch immer geschehe", sagte er, zu ihr sich vorbiegend, „um dessen willen, was Sie bereits für mich thaten, beschwöre ich Sie — versprechen Sie mir . . ."

„Was?"

„Zu schweigen . . . den Spuren nicht nachzuforschen. . . . Versprechen Sie's?"

„Ich verspreche es."

„Auf Wiedersehen in der Nacht!"

Er öffnete die Thür. Anjuta folgte ihm. Und nun gingen sie langsam und ruhig nebeneinander den Korridor entlang, wie zwei gute Bekannte. Lässig öffnete der Schweizer dem Diebe die Thür . . . der nächtliche Gast verschwand aus Anjutas Augen im Morgennebel.

III.

„Anjuta, Du schläfst und die Thür ist nicht verriegelt!" rief vorwurfsvoll die Alenin, als sie mit der Wärterin aus der Frühmesse zurückkehrte.

Und wirklich, nach der ruhelosen Nacht hatte der gesunde Schlaf der Jugend das Mädchen überwältigt. Die Worte der Tante riefen sie wach, sie sprang auf, sah verstört umher und erinnerte sich, was mit ihr geschehen war. Hastig griff sie in die Tasche, in welche sie den Kommodenschlüssel gelegt — sie fühlte denselben, was ihr als Beweis galt, das alles kein Traum gewesen.

Nach etwa zwei Stunden wurde wieder zur Messe geläutet, dieses Mal ging auch Anjuta zusammen mit ihren Reisegefährtinnen in die Kirche.

Immerfort eilten und trippelten Pilger an ihnen vorüber, aus einer Kirche in die andere, der Mannigfaltigkeit halber. Wie stets, hielt ein Bettlerhaufen die ganze Länge des Klosterhofes besetzt und warf sich mit wahrer Rabenlust auf jeden, der die Unvorsichtigkeit beging, sich ihm zu nähern. Knöcherige Hände streckten sich aus, Tassen, Säckchen, Untertassen wurden vorgehalten, dumpf erscholl das Getöse der Almosen heischenden Stimmen.

Die neue, erst vor kurzem mit Pracht ausgebaute Uspenskij-Kathedrale, in welche die Alenins gingen, mißfiel Anjuta gerade wegen ihrer Pracht und Neuheit. Was sie suchte, war etwas Grandioses, Altertümliches, Geschichtliches; hier aber war erstickende Hitze und Gedränge, Gezänk der hinteren Reihen mit den vorderen, ein geschäftliches Hinstellen von Lichtern und ein unaufhörliches Geldwechseln; sie fühlte sich so unruhig, so abgespannt.

Nicht ohne Mühe drängte sie sich zur Thür und gelangte in die Vorhalle. Gottesdienst wurde meist in den neueren Kirchen gehalten; baufällig, kolossal, düster, einsam

und stumm, gleich den Wächtern des Vergangenen an der Grenze des neuen Lebens, standen die alten Gebäude. Die Einsamkeit suchend, um frei ihren Gedanken nachzuhängen, nahm Anjuta zu ihnen die Richtung. Sie setzte sich auf die Stufen einer steinernen Treppe, welche auf die Galerie des Refektoriums führte und brütete vor sich hin. Trübe und schaurig war es in ihrer Seele; sie fühlte sich als die Besitzerin eines Geheimnisses, welches sie zu ergründen wünschte und doch nicht vermochte. Die Neugierde trieb sie an, einen Blick in das Packet zu werfen, aber der Zimmerschlüssel war in der Tasche ihrer Tante. Bei dem Gedanken, daß sie diesem unbekannten, verdächtigen Menschen erlaubt hatte, wieder in der nächsten Nacht zu kommen, stockte ihr der Atem. Was sie gethan hatte, bereute sie nicht, und nicht für eine Minute glaubte sie an einen geplanten Diebstahl. Ihr war es, als laste auf diesem jungen Mann ein Schicksal, an welchem er schuldlos sei. Sein blasses qualvolles Gesicht erweckte in ihr tiefe Sympathie, Mitleid und den Wunsch, ihm zu helfen, soweit es in ihrer Macht war.

Bis zum Taumel ergriffen sie alle diese für sie neuen Empfindungen. Sie stand auf, um sich ein wenig zu ergehen, um die Kirchen zu besichtigen, von denen sie früher so viel gehört hatte. Die eigentümliche Architektur des Gebäudes, bei welchem sie eben gesessen, bewunderte sie. Gigantische blaue Blumen, von roten und grünen Arabesken umschlungen, umwanden die mächtigen Säulen: alles das aus Stein, erhaben, massiv, grob, wenn man es im einzelnen betrachtete, voll harmonischen Geschmackes im ganzen.

Anjuta versuchte, in die Kirche zu gelangen; da dieselbe jedoch verschlossen war, ging sie weiter. Malerisch und festlich blitzte vor ihr unter den Strahlen der Sonne ein großes goldenes Kreuz, das mitten in einem steinernen Bassin aufgestellt war. Darüber erhob sich, von schlanken Säulen getragen, eine blaue Kuppel mit grünen Sternen; aus jeder Zwischenlage des Kreuzes floß ein dünner, krystallheller Wasserstrahl und plätscherte in das Bassin. Bewundernd näherte sich Anjuta und legte ihre Hand unter den Sprühregen.

Während sie den Rand des Bassins entlang ging, sah sie vor sich ein altes riesiges, wie es schien vollständig verlassenes Gebäude. Die geschwärzten Stufen, mit uraltem Schimmel bedeckt, führten in die Vorhalle, wo ihr, gleich Wächtern zu beiden Seiten der Thür, zwei gigantische menschliche Gebilde in die Augen fielen. Sie waren etwa zwei Faden hoch, die Bärte wallten bis zur Erde. Die Thür zum Tempel stand offen; hinter derselben Finsternis, Feuchtigkeit und nur ein heller Punkt — das Licht eines Lämpchens vor dem Heiligenbilde, das wie ein Leuchtturmsignal hoch in der Ferne matt glimmerte. Es war die alte Uspenskij-Kathedrale, in welche Peter der Große sich vor dem Messer des Mörders rettete.

Sie war fast leer. In einer Ecke saß ein Mönch und las beim Schein einer Wachskerze; zwei, drei Menschen, die ziellos umherschweiften, verloren sich im Schatten dieser endlos scheinenden Wände. Anjuta trat ein. Von der seltsamen Umgebung betroffen, vergaß sie eine Minute lang, was sie vorher beschäftigte. Hinter dieser Schwelle endigte

das heutige, verlor sich das gewöhnliche alltägliche Leben. Eine ferne, mittelalterliche Epoche thronte hier. Anjuta fühlte sich in eine andere Welt getragen, als ob eine unsichtbare Hand die Uhr der Ewigkeit umgestellt hätte. Hier auf diesen Mauern war die ganze Geschichte jener Epoche geschrieben.

Ihren noch vom hellen Lichte geblendeten Augen zeigten sich in der ersten Minute auf diesen Wänden nur dunkle Flecke; als indes ihr Gesicht sich ein wenig an die Finsternis gewöhnt hatte, bemerkte sie, daß dieselben durchgängig mit einem einzigen Gemälde bedeckt waren, einem Riesenbilde, das sich ohne Unterbrechung durch den weiten Raum dehnte. Je nach dem Gegenstand traten die Figuren bald leicht hervor, verloren sich bald in der hochstrebenden Kuppel, senkten sich zur Diele in ein schwefeldurchzucktes Feuermeer, ringelten sich, als wollten sie sich unter den Karniesen der Fenster verstecken. Die regellose Art der Malerei verdarb nicht, verstärkte vielmehr den allgemeinen Eindruck.

Man sagt, daß auch in unserer Zeit das einfache Volk vor Angst zittert und Thränen vergießt über dieses Bild des letzten Gerichtes. Begreiflich ist es wohl; der Grund liegt weniger in der Darstellung des vom Feuer gepeinigten Sünders, als in der fanatischen Kraft, welche von diesen Mauern ausströmt.

Leise hallte hinter Anjuta eine matte Stimme: „Möchte wohl wissen, ob der Glaube an die feurige Hölle die Menschen vom thörichten Thun abhalten wird.“

Erstaunt wendete sie sich und sah, an der Wand auf einer niedrigen Bank sitzend, eine junge Frau. Ungeachtet

ihres kränklichen Aussehens, der Magerkeit der Wangen und der dunklen Ränder unter den Augen, war diese Frau unstreitig schön, was sofort Anjutas Aufmerksamkeit erregte. Reich und elegant war ihre Kleidung, obgleich dieselbe der Jahreszeit nicht angepaßt war; ein dunkles Kleid aus schwerem Seidenstoff mit modisch garnierter Schleppe; eine lange wattierte Sammetrotonde; den Hals umgab eine moderne Spitzenkrause und versteckte ein wenig das eckige Kinn. Die Wachsblässe des Gesichtes wurde durch einen weißen Hut mit einem Strauß von Feldblumen noch mehr hervorgehoben.

Von den Worten der Unbekannten betroffen, wendete sich Anjuta zu ihr und sagte: „Wünschen Sie die Wiederkehr der Zeiten, als jenes Bild gemalt wurde?"

„O nein", antwortete langsam die Dame, „auf mich macht dasselbe einen peinlich schweren Eindruck. Hat dieses Leben nicht Qualen genug, daß man noch Qualen nach dem Tode erfindet?"

Ihre Wangen röteten sich leicht vor innerem Beben.

In diesem Augenblick vernahm man eine erregte Frauenstimme. „Valerie! Valerie, wo bist Du?" rief eine ältliche Dame in Haube und Shawl, die suchend nach allen Seiten blickte.

Als sie die junge Frau bemerkte, näherte sie sich ihr rasch. „Wie Du mich erschreckt hast, Valerie!" sagte sie. „Hättest Du mir nur einen Wink gegeben, daß Du die Kirche verlassen wolltest. Wurde Dir schwindelig, mein Kind?"

Valerie schwieg.

„Es ist nur gut, daß man mir zeigen konnte, wohin Du gegangen bist, ich war ganz außer mir“, fuhr die Alte fort. „Besonders fürchtete ich, der General würde Deine Abwesenheit bemerken. Glücklicherweise steht er am Hochaltar . . .“

„Mag er es doch bemerkt haben . . . . mag er schreien und rasen . . . . was ist da weiter!“ unterbrach sie Valerie gereizt. „Lassen Sie mich wenigstens auf eine Minute in Ruhe, Mutter!“

Die Mutter schüttelte den Kopf und schlug die Hände zusammen. Nach kurzem Schweigen hub sie wieder an mit flehendem Ton zu reden: „Liebe Valerie, komm zurück in unsere Kirche. Ist Dir schon das Stehen zu schwer, so sollst Du Dich setzen, ein Sessel ist für Dich hingestellt. Der General hat selbst befohlen, einen Sessel zu bringen . . . und hier ist's so feucht . . . Du wirst noch kränker. Hier hast Du gesessen, ach Gott! Dein Kleid ist gewiß verdorben. Ach, welcher Jammer! Der General . . .“

„Lassen Sie mich zufrieden mit Ihrem General!“ rief mit nervöser Stimme die junge Frau und stampfte mit dem Fuß.

„Du meine Güte, was ist das für ein Charakter!“ hub ängstlich die Mutter an. „Eine andere würde vor lauter Aufmerksamkeit nicht wissen, wie sie's dem Manne recht machen . . .“

Eilige Schritte wurden hörbar, zwischen den Säulen zeigte sich ein hoher, nicht mehr in erster Jugend stehender Mann mit regelmäßigen und scharfen Gesichtszügen, mit dem Ausdruck von Unruhe in den durchdringenden und klugen Augen.

„Habarow!“ stöhnte Valerie und erhob sich; „das ist ja eine wahre Hetze . . . Wohin soll ich mich verbergen?“

„Gott sei Dank, daß Sie es sind, Dmitrij Jefimowitsch!“ rief freudig die Mutter. „Ich fürchtete, daß es unser General wäre . . . das Herz ist mir starr. Steht er noch immer am Altar? Hat er noch nicht nach Valerie gefragt?

Habarow schenkte ihr indes keine Aufmerksamkeit, mit Sorge blickte er auf die junge Frau.

„Weshalb folgten Sie mir?“ fragte sie.

„Ich fürchtete, Ihnen möchte schwindelig geworden sein.“

„Die Unruhe hat mich fortgetrieben . . . ich wollte allein sein. Ich bin krank! krank! krank! Verstehen Sie es? Und Sie laufen mir nach, und Mutter auch. Sie töten mich! Ja, Sie töten mich! Sie bringen mich so weit, daß ich, um nur von Ihnen loszukommen, mich unter den Schutz meines . . . Mannes begeben muß!“

Valerie war außer sich, als sie diese Worte sprach, ein nervöses Zittern ging durch ihren Körper, die Thränen rannen und trockneten augenblicklich auf den fieberheißen Wangen. Sie schritt hastig zum Ausgang. Die Mutter wollte ihr nacheilen, Habarow aber hielt sie zurück.

„Lassen Sie ihr ihren Willen, sagte er unruhig. Man darf sie nicht noch mehr reizen, Sie machen es schlimmer!“

Und sie gingen langsam nebeneinander, sich leise unterhaltend.

Anjuta stand während der ganzen Zeit abseits im Schatten des Ikonostas*). Aus einigen Worten und Namen

---

Ikonostas: der Bilderschrein am Hochaltar.

die aus der Unterhaltung zu ihr hinüber flogen, konnte sie entnehmen, daß die ältere Dame jene nämliche Frau Oserow sei, die ihre Tochter, von welcher hier eben die Rede gewesen, an den General Gromow verheiratet hatte. Habarow kannte sie gleichfalls — sie wußte, daß er Litterat, Verfasser von Romanen war, und mit Neugier begleitete sie ihn mit ihren Augen.

In allen Kirchen war die Messe beendet, die Tante saß bereits in ihrem Zimmer und ärgerte sich über die Abwesenheit Anjutas. Sie hatte Pferde gemietet, um nach Bethania zu fahren. Als Anjuta endlich kam, war sie sogleich bereit, mitzufahren, obschon der Gedanke an das, was sie bei ihrer Rückkehr in den Gasthof erwartete, ihr Herz unruhig schlagen ließ.

Viele Bekannte trafen sie in Bethania, besonders Agrafena Iwanowna war umringt von früheren Freunden, die über ihre Rührigkeit bei solchen Jahren erstaunten; sie luden die Alte ein und nahmen sie gleich mit, um sie wie ein Wunder ihren Familien zu zeigen; Nasstassja Dmitrijewna war gleichfalls zu Bekannten geladen, die in einem Landhause unfern dem Kloster wohnten. Mit der Aussicht, gut ihren Abend zuzubringen, war sie höchlich zufrieden, konnte es indes nicht begreifen und zeigte sich sehr böse, als Anjuta schroff ablehnte, sie zu begleiten; das junge Mädchen blieb aber dabei, sie wolle in ihr Zimmer zurückkehren.

Sie eilte in den Gasthof. Käme er doch jetzt, um sein Packet zu holen, dachte sie, als sie den Korridor betrat — ohne weitere Ungelegenheiten wäre alles abgethan. Ach er weiß nicht, daß ich allein bin.

IV.

Im Zimmer angekommen, schloß sie sorgsam die Thür. Alle Fenster waren zugemacht; erstickende Hitze und drückende Luft, wie genährt von Miasmen, benahmen ihr den Atem. Schnell öffnete sie ihr verhängnisvolles Fenster und schaute zum Himmel auf.

Abnehmender Mond; die Nacht ist wieder so warm, sprach sie in Gedanken. Sie wollte an anderes denken, um sich nur irgendwie zu vergessen, zu zerstreuen. Das Geheimnis aber war nahe, unter ihren Händen, es rief sie, es lockte, neckte mit seiner Gegenwart. Was birgt wohl das Packet? Papiere? Bücher? . . .

Als sie indes zur Kommode ging, faßte sie ein seltsamer Schrecken an. Ihr war, als müßte aus dem Packet etwas Lebendiges, etwas Schreckliches hervorstürzen . . . Sie nahm sich zusammen, blickte sich scheu um, holte den Schlüssel aus der Tasche und steckte ihn ins Schlüsselloch, drehte ihn um und zog ungestüm die Lade auf. Aber gleichzeitig, als hätte eine Schlange sie gebissen, zuckte sie zurück . . . ein scharfer Geruch, wie von einem Leichnam, drang ihr entgegen. Unsägliches Angstgefühl bemächtigte sich ihrer. Ohne zu überlegen, ohne nur eine Mutmaßung zu fassen, einzig geleitet von dem drängenden Wunsch, Aufklärung zu erhalten, betastete sie das Packet. Aber in demselben Augenblick zog sie die Hände wieder fort; ihr Gesicht war aschfahl; sie rang nach Atem. Elastische Glieder hatten sich unter ihren Fingern geregt: so wars ihr gewesen . . .

Alles verwirrte sich in ihrem Kopf, Hände und Füße erkalteten. Horch! hinter der Thür ein Geräusch . . . sie schwankte, fiel in die Kniee, horchte vorgeneigten Kopfes. Wieder Stille umher. Draußen war es noch nicht völlig dunkel. Während einiger Minuten rührte sich Anjuta nicht. Unerträglich drückte sie die Pein der Ungewißheit. Da zwingt sie sich zum Entschluß. Die Zähne zusammenpressend, löste sie mit geschlossenen Augen die Riemen . . . beim Aufwickeln zittern ihre Hände . . . und da fassen glitschend ihre Finger etwas Feuchtkaltes. Ein schwacher Laut entringt sich ihr, sie sinkt zu Boden und klammert sich an den Rand der Kommode. Nach einer Minute indes, bewältigt von Neugier, reißt sie die Augen weit auf . . . sie sieht eine kleine Stirn mit kaum angedeuteten dunklen Augenbrauen, halbgeöffnete blicklose Augen . . .

Wohl brach Anjuta zusammen, als nun die Wirklichkeit in ihrer ganzen Nacktheit vor ihr stand, die Ohnmacht aber bewältigte sie nicht völlig. Mitleid und Schauer, untermischt mit Widerwillen, riefen in ihr eine eigentümliche Begier wach, die Leinwand von dem übrigen Teil des Gesichtes zu ziehen. Der hilflos leidvolle Ausdruck des Gesichtchens bewegte ihr das Herz. Sie riß die Windel ab und erblickte die ganz kleine Leiche eines Neugeborenen, die bereits starke Zeichen der Verwesung trug.

In Anjutas Kopf wirbelten die Gedanken — keinen Anfang, kein Ende, keinen Zusammenhang vermochte sie zu finden. Lautlos und unbeweglich saß sie dem Kinde gegenüber, starrte dasselbe an, als ob sie auf das noch vor kurzem in ihm pulsierende Leben horchte . . .

Wie viel Zeit vergangen war, wußte sie nicht; plötzlich überraschte sie das Geräusch eines anfahrenden Fuhrwerks.

Sie glaubte, die Tante sei gekommen, und nahm sich zusammen mit Aufbietung aller ihrer Kraft, da sie die Pflicht begriff, welche die Gegenwart der kleinen Leiche ihr auferlegte. Schnell nahm sie dieselbe, wickelte sie in die Windeln, befestigte die Riemen und hüllte das Packet in ihr großes Tuch.

Sie hatte genugsam Zeit, weil die Tante noch nicht kam. Erst eine halbe Stunde später waren ihre Schritte im Korridor zu hören und sie klopfte an die Thür.

Anjuta war kaum im stande zu öffnen.

„Du bist ohne Licht?" begann die Alenin. „Schliefst Du? Wie schwer ist die Luft hier, ich begreife nicht . . . woher kommt das?"

„Weiß nicht", flüsterte Anjuta.

„Als ob hier ein Toter wäre; ein wahrer klösterlicher Geruch", spaßte lächelnd die Alenin.

„Und wo ist die Wärterin?" fragte Anjuta, um nur etwas zu reden.

„Ich ließ sie bei ihren Bekannten; hörtest Du es nicht?"

Indem sie so sprach, entkleidete sich Nasstassja Dmitrijewna und streckte sich behaglich in ihrem Bett aus.

„Nun habe ich genau alles über diese unsere Gromows erfahren", erzählte sie. „Die junge Generalin ist immer krank, nervös — eine modische Krankheit. Der Mann wollte sie ins Ausland bringen, und sie will nicht; bekam die

Phantasie, ins Troitzkijkloster zu pilgern. Hier, sagt man, ist ein Mönch, welcher alle Krankheiten bespricht. Ein ganzes Haus hat ihr der General gemietet — sahest Du, als wir fuhren, das einstöckige weiße Haus mit den grünen Läden? Da wohnen sie bereits länger als eine Woche. Schläfst Du, Anjuta?"

„Nein, aber ich habe mich schon hingelegt."

„Ach! Das ist noch interessant. Hier mit ihnen zusammen ist dieser Schriftsteller Habarow, der früher der Beschützer der ganzen Oserowschen Familie war. Er warb um seine Geliebte für den General Gromow — sie sind Freunde, waren Dienstgenossen. Und diese Freundschaft dauert noch immer fort."

Noch lange erzählte sie allerlei Klatschereien, bis sie schließlich ermüdete, allein zu sprechen.

Mit nervösem Beben horchte Anjuta auf. Wenn sie nicht schläft . . . und er kommt; möge es ihr nur gelingen, ihm die schreckliche Bürde zurückzugeben . . . Das Kind ist tot geboren, dachte sie. Von wem? Vielleicht von einer eben so jungen Person wie ich . . . Was mag jetzt mit ihr sein? Weshalb hat er das Kind gebracht? Ach, wahrscheinlich handelt es sich um ein von ihm geliebtes Weib . . . Jetzt ist's mir auch begreiflich, warum er mich so dringend gebeten, ihn nicht zu verraten.

Unten lärmte es, sie hörte gehen und sprechen. Unhörbar, auf den Fußspitzen schlich sie zum Fenster und schob, um einen Blick hinunter zu werfen, die Gardine ein wenig auseinander. Es ging ihr durch den Kopf, daß sie sich zum Empfang des Unbekannten bereit halten müsse; vorsichtig

zog sie die Lade auf, nahm das geheimnisvolle Packet und legte es auf den Stuhl am Fenster.

Die Tante murmelte im Schlaf.

Auf dem Kirchturm schlug es zwei.

Schon so spät? Wenn er nicht käme! dachte sie mit Schaudern. Und er kann ja nicht kommen: überall sind Wachen aufgestellt wegen des gestrigen Aufruhrs . . . O Gott! Gott! was soll ich beginnen! ich werde verrückt! was kann ich thun, wenn er nicht kommt!

Noch etwa eine Stunde verging. Im Osten begann die Morgenröte zu flammen.

Sie verließ das Fenster; ihre Lippen waren weiß geworden, die Augen weit geöffnet. So schrecklich war ihre Lage, daß für einen Augenblick der Gedanke in ihr aufblitzte, die Tante zu wecken, ihr alles zu gestehen, sie um Rat und Hilfe zu bitten. Aber sofort verwarf sie diesen Gedanken. Die Alenin würde jedenfalls Lärm schlagen . . . und e r bat vor allem um Verschwiegenheit. Seine Blässe, seine Stimme voll Leid und Verzweiflung — alles das war Anjuta lebendig in Erinnerung und erfüllte ihr Herz mit unsäglichem Mitgefühl. Bei aller ihrer Unerfahrenheit begriff sie doch vollständig dieses Geheimnisses Wichtigkeit und das Unheil, welches seine Entdeckung zur Folge haben würde. Etwas aber mußte geschehen. Halten Sie's nicht länger als eine Nacht . . . tragen Sie's fort . . . irgendwohin werfen Sie's — er hat es ja selbst gesagt. Das Packet länger zu halten, war ja auch unmöglich. Bis zum Morgen muß es bei Seite geschafft sein. Wie aber in der Nacht herauskommen, ohne Verdacht zu erregen? Am Tage, mitten

im Volksgewühl wäre es erst recht nicht ausführbar. Das Blut stieg dem jungen Mädchen zu Kopf, seine Zähne klapperten. Wäre es nicht das Geratenste, beim ersten Schlage fortzugehen unter dem Vorwande, der Frühmesse in Bethania beizuwohnen? Dann rechts einzubiegen, in das Gehölz, dem Flusse zu . . . Viele Menschen werden ja zu so früher Stunde nicht unterwegs sein . . . Ja! Besseres läßt sich nicht denken . . .

Mit fieberhafter Entschlossenheit warf Anjuta einen langen schwarzen Talma über und hüllte den Kopf in ein schwarzes Tuch wie eine Pilgerin. Sie wickelte die kleine Leiche in ein wollenes Tuch zu einem Bündel und verließ mit demselben das Zimmer. Es kam ihr vor, die Tante sei wach geworden und rufe ihr nach, sie aber schloß die Thür und ging.

Als sie der Ausgangsthür sich näherte, ertönte der erste Glockenschlag.

„So früh haben Sie sich schon zurecht gemacht, Fräulein", sagte der Schweizer, bei uns ist noch niemand aufgestanden."

„Gleichviel, früher ist besser", gab sie zurück und ging hinaus.

Der Schweizer sah auf ihr Bündel, sagte indes kein Wort.

Morgennebel hüllte die ganze Umgebung ein. Nur im Osten flammte es hellrot. Feierlich dumpf in längeren Pausen ertönten die Glockenschläge und warfen unsagbares Angstgefühl in die fassungslose Seele Anjutas. Ihre verhängnisvolle Last unter dem Talma bergend ging sie weiter

auf dem Wege nach Bethania. Anfangs begegneten ihr einige Fußgänger, als sie indes das Weichbild verlassen hatte und sich auf dem Felde befand, sah sie sich zu ihrer Freude allein. Sofort wandte sie sich seitwärts und ging zwischen dünnem Gesträuch. Immer malerischer wurde die Gegend, Hügel, kleine Schluchten und Wiesen lagen auf ihrem Weg. Schließlich erspähte sie in der Ferne, was sie suchte: eine schroffe mit Bäumen bewachsene Schlucht mit einer Wasserfurche. Freilich war eine Brücke in der Nähe, zu welcher ein ebener Weg führte, aber in diesem Augenblick ging niemand darauf. Ohne sich lange zu bedenken, schritt sie, sich an die Bäume anklammernd, den steilen Abhang hinunter. Sie schaute sich um — nirgends eine Seele, alles ruhig. Mit ihrem Gürtel befestigte sie einen Stein an das Bündel, sah sich angstvoll noch einmal um, streifte hastig die Schuhe ab und trat festen Fußes in das Wasser. Ihre Füße sanken in den Schlamm ein; emsig suchte sie eine tiefere Stelle. Noch einige Schritte . . . und nun ließ sie das Bündel fallen, welches sofort auf den Grund ging, Wild schlug ihr Herz, sie sprang aus dem Wasser und lief ohne sich umzuschauen; wie im Fieber bebte ihr Körper. In der Hast hatte sie vergessen, ihre Schuhe wieder anzuziehen . . . sie kehrte zurück und zwängte sie mit Anstrengung auf die nassen Füße.

Und ist nun wirklich alles zu Ende? . . . kann ich befreit atmen? So dachte sie und ließ ihre erkalteten Hände von der Sonne erwärmen. Sie bog in den Hauptweg ein. Ihr schwindelte, die Füße schwankten . . . Als sie sich der Brücke näherte, gesellte sich ihr — plötzlich, mit gespenstigem

Nahen — ein hoher langer Schatten; auf ihrer Schulter lag eine schwere Hand.

„Was haben Sie in das Flüßchen geworfen?" fragte eine männliche Stimme leise, aber mit so bannendem Ausdruck, daß ihr die Haare zu Berge standen und ihr Herz für einen Moment stillzustehen schien.

Sie wollte sich losreißen, forteilen . . . aber sie that sich Zwang an, blieb und fragte ihrerseits nicht ohne Festigkeit: „Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir?"

„Ich kenne Ihr Geheimnis", sagte er schroff und sah ihr durchdringend in die Augen.

Sie verstummte. Nicht ein Tröpfchen Blut war in ihrem Gesicht, als sie zu dem Unbekannten ihren verschleierten Blick erhob. Beschworen durch den fremden Mann, wurden in ihrem Gedächtnis Bilder wach: die Kathedrale, das jüngste Gericht, eine blasse junge Frau . . Habarow! dachte sie, wie sie diese scharfen regelmäßigen Züge erkannte.

„Wessen beschuldigen Sie mich?" stotterte sie und bemühte sich, Festigkeit zu zeigen.

„Eines Kindesmordes!" sagte Habarow, indem er wieder die Hand auf ihre Schulter legte. „Ich bin vierzig Jahre alt und nenne die Dinge bei ihrem Namen."

Aus ihrer Brust riß sich ein undeutliches Stöhnen, sie senkte den Kopf und bedeckte mit den Händen das Gesicht Die Möglichkeit einer solchen Beschuldigung war ihr bis jetzt nicht in den Kopf gekommen; die ganze Zeit über hatte sie ja gar nicht an sich gedacht; nur darauf war ihr Sinnen gerichtet gewesen, die Polizei von der Spur des

jungen Mannes abzuleiten. Habarow beobachtete sie mit Neugierde. In Wahrheit konnte er nicht wissen, was das Bündel enthielt, aber als zufälliger Zeuge der Scene am Flüßchen kam ihm der sehr glaubhafte Verdacht, und um sicher zu gehen, wandte er eine bewährte Methode an, die vollständig gelungen war. Anjuta leugnete nicht einmal und stand so gebrochen vor ihm, daß ihn tiefes Mitgefühl ergriff. Und zugleich fiel dem erfahrenen Mann die mädchenhaft schlanke Gestalt auf, die sogar unter dem Talma bemerkbar war, und das Antlitz, das mit Totenblässe bedeckt, aber zart und rein wie bei einem Kinde war, und vor allem der Ausdruck der Augen.

„Ist es Ihr Kind?" fragte er zweifelnd. „Fürchten Sie sich nicht, sagen Sie die Wahrheit. Ich will Ihnen wohl."

Sie erbebte. Sich ihm anvertrauen? Ihm alles sagen? Aber es hieße ja, das Geheimnis verraten, welches zu bewahren sie versprochen hatte . . . Während diese Gedanken in ihrem Gehirn zuckten, hatte Habarow eine Mutmaßung, die ihm das Blut in die Schläfen trieb.

„Vielleicht haben Ihnen andere den Auftrag gegeben, das Kind zu beseitigen?" fragte er rasch, ergriff ihre Hand und drückte dieselbe fest. „Es ist nicht das Ihrige. Ist es so? Sagen Sie mir alles, um Gotteswillen! Ich will Ihnen beistehen. Wer hat Ihnen das Kind gegeben?"

Mit durchbohrendem Blick sah er sie an. Der Ausdruck seines Gesichtes, die Bewegung seiner Stimme sagten Anjuta, daß er eine bestimmte Vermutung habe, daß er vielleicht sogar etwas wisse von dem jungen Mann und diesem Kinde. Da war ihr Entschluß augenblicklich gefaßt.

Besser auf sich selbst Schande und Schuld nehmen, als denjenigen verraten, der sich ihr in dem kritischsten Moment seines Lebens anvertraute, um dessenwillen sie schon so viele Leiden erduldet. Sofort entwarf sie ihren Plan und wußte, was sie zu thun hatte — in ihr war kein Wanken mehr, kein Bangen.

„Das Kind ist mein“, sprach sie mit scharfer Betonung. „Nun greifen Sie mich, binden Sie mir die Hände . . . schleppen Sie mich in's Gericht . . . meine Sünde will ich nicht ableugnen.“

Habarow machte eine Bewegung der Bestürzung.

„Es kann nicht sein!“ riß es sich aus ihm los. „Das Kind ist das Ihrige? Sie täuschen mich nicht?“

Er streckte die Hand aus, um ihr den Talma abzureißen.

„Wagen Sie nicht, mich zu berühren!“ rief sie und wendete sich zu ihm. Aus dem totblassen Gesicht hoben sich nur die Augen im Feuer der Entschlossenheit. „Genug der Kränkungen! Führen Sie mich in's Gericht, wenn Sie kein Herz haben, wenn Sie kein Mitleid fühlen mit einem armen Mädchen, das Ihnen nichts angethan, das Sie der Schande überliefern . . . , um ihr alles zu rauben, Vergangenheit, Zukunft! . . . Nun, ich bin bereit!“

Dieser Zornesausbruch und diese Verzweiflung brachten eine glühende Farbe auf ihren Wangen hervor; stürmisch hob sich ihre Brust, den halbgeöffneten Lippen entrissen sich erschütternde Laute. Bestürzt sah Habarow auf sie, betäubt und entzückt von ihrer Schönheit.

„Beruhigen Sie sich um Gotteswillen“, sagte er, sich

sammelnd. „Für wen halten Sie mich? Wenn es Ihr Kind ist, um so besser . . .“

Thränen entströmten ihren Augen.

„Mein Kind! meins!“ wiederholte sie atemlos immerfort. „Ich habe es nicht getötet . . . es ist tot geboren! . . . Gott! Weshalb quälen Sie mich! . . . Was that ich Ihnen, daß Sie mir das Herz zerreißen? Habe ich mich nicht genug gehärmt? . . . Nun, greifen Sie mich!“

Von der Leidenschaft bewältigt, brach sie zusammen, taumelte auf das Gras und schlug mit dem Kopf auf die Erde. Habarow sank neben ihr auf die Kniee, sprach auf sie ein, ergriff ihre Hände, die er preßte und wärmte.

„Vergeben Sie mir“, sagte er, „ich wollte Sie nicht erschrecken. Bei meiner Ehre schwöre ich Ihnen, niemand werde ich etwas verraten. Beruhigen Sie sich, liebes Kind. Glauben Sie mir, daß ich Ihr Freund bin!“

Aber Anjutas Schluchzen ließ nicht nach, krampfhaft bebte ihr Körper und die Lippen stießen klägliche bange Laute aus.

Ich habe mich geirrt, dachte Habarow, das Kind ist in der That das ihrige. Weshalb würde sie sich sonst so härmen? Weshalb würde sie fremde Schuld auf sich nehmen? „Erheben Sie sich“, sagte er weich mit aufmunternder Stimme, „kommen Sie, ich werde Sie begleiten. Sehen Sie, da gehen Menschen! Was werden sie von uns denken?“

Anjuta stand auf, war aber so schwach, daß sie sich auf ihn stützen mußte. Jetzt empfand er tiefes Mitleid, fast väterliche Zärtlichkeit. Wie gern hätte er sie beruhigt!

„Wollen wir Freunde sein?“ sagte er herzlich, indem

sie weitergingen. „Ihr Geheimnis wird mit mir sterben, Glauben Sie mir?“

„Ja“, gab sie mit schwacher Stimme zurück; außerdem aber müssen Sie mir versprechen, nicht zu forschen und nicht nach mir zu fragen.“

„Ich verspreche es.“

„Bitte, verlassen Sie mich jetzt.“

Sie trennten sich. Um ihn von ihrer Spur abzulenken, ging Anjuta den Weg nach Bethania. Als sie indes von weitem sah, daß Habarow ein Fuhrwerk bestieg und zum Kloster fuhr, kehrte sie schleunig um.

V.

Im weißen Hause mit den grünen Läden, wo die Gromows wohnten, ward die Nachmittagsruhe nur durch den einen Ton unterbrochen, der in allen Zimmern widerhallte — lauten gleichmäßigen Schnarchens. Der General geruhte zu seiner gewöhnlichen Stunde Siesta zu halten.

Die Klingel ertönte; leise öffnete der Diener die Thür und Habarow ging, ohne weiter zu fragen, in den Saal mit den heruntergelassenen weißen Vorhängen, wo die Mutter der Generalin, Felissata Petrowna Oserow, mit einem Strickstrumpf am Fenster saß.

„Wo ist Valerie?“ fragte er halblaut.

„In ihrem Zimmer“, flüsterte die Oserow und faltete den Strumpf zusammen; „sie ist immer ärgerlich und läßt mich nicht zu sich.“

„Ich muß für einen Augenblick zu ihr gehen“, sagte Habarow.

„Ach Dmitrij Jefimowitsch, mein Täubchen“, erwiderte sie weinerlich, „bringen Sie sie nicht noch mehr in Erregung. Sie ist nun einmal so, wie ein verhätscheltes Kind, wird weinen und schreien und schließlich den General aufwecken. Und wie der heftig ist, wenn er in seiner Ruhe gestört wird!“

„Was ist mit Valerie?“ unterbrach sie ungestüm Habarow. „Sie müssen's doch endlich herausbekommen haben.“

„Bei Gott, ich kann's nicht fassen! Sie sind unser Beschützer, vor Ihnen würde ich nichts verheimlichen.“

„Und weshalb lassen Sie sie allein zu dem Schwindler fahren, um sich besprechen zu lassen? Um sich besprechen zu lassen! Solchen Unsinn soll ich glauben. Hier liegt etwas anderes zu Grunde.“

Die Oserow seufzte, hob die Augen zum Himmel und senkte ergeben ihren Kopf vor dem Zorn Habarows, welchen sie während langer Jahre als ihren einzigen Beschützer und Berater betrachtet hatte.

Habarow ging in das Gastzimmer und trat darauf in das daran stoßende Gemach der Hausfrau ein. In ihrem großen Sessel, der zum Kamin angerückt war, saß Valerie, die Augen matt auf das Feuer richtend. Lose lagen ihre schwarzen Flechten auf den Schultern, auf den Wangen zeigte sich Fieberröte.

Beim Eintritt Habarows fuhr sie zusammen, sah ihn aber nicht an.

„Ich bin gekommen, um ernst mit Ihnen zu sprechen“,

begann er und ergriff ihre Hand, welche sie ihm heftig entzog.

„Sie wollen mich wieder verhören", rief sie aufgeregt. „Mit welchem Recht? Ich bin nicht mehr das kleine Mädchen, dem Sie Gesetze vorschrieben. Ich bin eine verheiratete Frau und Sie sind nicht mein Gatte. Sie haben mich ja verheiratet; machen Sie sich selbst Vorwürfe, wenn es Ihnen jetzt nicht gefällt . . . Und was heften Sie sich an mich? Bin ich etwa verpflichtet, Ihnen von meiner Krankheit Rechenschaft zu geben? Ich denke wohl, daß man krank werden muß, wenn man sich für sein ganzes Leben gebunden sieht an ein wildes Thier! . . . Was gehe ich Sie übrigens an? Es wäre wohl Zeit an das Frühere nicht weiter zu denken."

Die Hände über der Brust gefaltet, hatte Habarow diesen aufgebrachten Worten zugehört, da er aus Erfahrung wußte, daß er nur durch Geduld etwas erreichen könnte. Als Valerie atemlos innehielt, hob er den Kopf und sagte bestimmt mit befehlender Bewegung: „Genug! Ich bitte Dich, schweige! Nicht zum Spaß will ich mit Dir sprechen . . . vielleicht zum letzten Mal."

Valerie war still geworden. Dieser heftige Ton hatte nie seine Wirkung auf sie verfehlt.

„Erstens", hub Habarow an und setzte sich auf einen Sessel neben sie nieder, „haben Sie mir eben schneidig bemerkt, daß es an der Zeit sei, an das Frühere nicht weiter zu denken. Darauf antworte ich gerade und bestimmt, daß ich nicht wünsche und auch niemals wünschen werde, unsere früheren Beziehungen zu erneuern. Sie ur-

teilen sehr falsch über die Menschen, wenn Sie meine Teilnahme für Sie irgendwelchen unlauteren Berechnungen zuschreiben. Und ich bemerke Ihnen, daß ich Ihnen diesen General nicht gewählt habe, daß hingegen Sie selbst sich einen reichen Mann mit Würden und Verbindungen wünschten. Aber das gehört nicht zur Sache; hören Sie mich aus . . ."

Valerie, welche ihre Thränen zurückgehalten, schluchzte jetzt heftig, wenn auch nicht so laut. Habarow goß ihr Wasser aus der Krystallkaraffe ein; mit Mühe trank sie einige Schluck.

„Wie Sie schwach sind!" sagte er anteilsvoll. „Wenn Sie sich mir wie einem Freunde, wie einem Vater anvertrauen wollten, würden Sie vielleicht Erleichterung finden... Sie stürzen sich ins Unglück!" fügte er bedeutungsvoll hinzu.

„Was soll ich sagen, wenn Sie mich Gott weiß wie verdächtigen!" unterbrach sie ihn weinend. „Worin soll ich mich Ihnen anvertrauen? Sie kennen mein ganzes Leben!"

Habarow vermochte nicht eine Bewegung des Zornes zurückzuhalten.

„Eben weil ich Ihr ganzes Leben kenne", sagte er, „sehe ich klar, daß in demselben nicht alles recht ist und daß Sie allen etwas verschweigen — mir, Ihrer Mutter, den Aerzten."

„Nichts verschweige ich! Von Aerzten will ich mich nicht behandeln lassen."

„Sie wollen sich nicht von wirklichen Aerzten behandeln lassen, plötzlich aber treffe ich bei Ihnen in Moskau einen Studenten der Medizin, mit dem Sie sich im geheimen beraten."

„Was ist dabei?“ murmelte Valerie. „Man hat ihn mir empfohlen. Ich kenne nicht einmal seinen Namen.“

„Belajew ist sein Name“, erwiderte Habarow scharf; „vorgestern habe ich ihn hier beim Kloster getroffen.“

Bereits öffnete Valerie den Mund zur Antwort, aber ihre blassen Lippen gaben keinen Laut von sich und unwillkürlich senkten sich ihre Augen vor dem durchdringenden Blick Habarows.

„Soll ich Ihnen sagen, wo ich ihn getroffen habe?“

Sie schwieg.

„Neben dem Hause, in welches Sie fuhren, um sich besprechen zu lassen. Zweimal sah ich ihn heraustreten, das zweite Mal in der Nacht. Ich war nicht sicher, ob ich mich nicht vielleicht geirrt hätte, und folgte ihm bis gerade zum Kloster. Er aber flüchtete vor mir. Ich bin davon überzeugt, weil er beim Klostergasthof plötzlich verschwand. Das heißt doch wohl, daß er sich vor mir versteckte; das heißt doch wohl, daß er es ganz sicher gewesen. Sagen Sie mir, Valerie, waren Sie wirklich beim Einsiedler? nicht an einem anderen Ort?“

Valeries Lippen preßten sich zusammen, ihr Gesicht nahm den Ausdruck wilden Eigensinnes an.

„Wo konnte ich denn sein? Meinen Sie, daß ich mit irgend einem Belajew ein Stelldichein verabredet hatte?“

„Nein, ich denke, es sei etwas Bedeutungsvolleres gewesen als ein einfaches Stelldichein. Valerie! nicht ohne Grauen kann ich Sie ohne ärztliche Hilfe sehen, wenn wahr ist . . . . was ich denke. Nicht einmal Ihrer Mutter haben Sie sich anvertraut . . . Dachten Sie nach, welche

Folgen für Ihre Gesundheit, für Ihre ganze Zukunft ent-entstehen konnten?"

„O ich verstehe Sie recht wohl. Sie denken, ich sei Mutter geworden", erwiderte Valerie abgebrochen. „Wo, hier unter Menschen, hätte ich das Kind lassen können? Tötete ich es vielleicht — was?"

Habarow nahm ihre Hand. „Es scheint Ihnen immer, sagte er ernst und milde, „daß ich Sie aus Eifersucht aus-frage, um mich an Ihnen zu rächen. Trauen Sie mir eine solche Verderbtheit zu, daß nunmehr, da unsere Beziehungen abgebrochen sind, jede menschliche Anteilnahme an das früher geliebte Weib geschwunden sei? Von Ihrer Kindheit an hatte ich Zuneigung zu Ihnen; ich behütete Sie vor jenem Leben, zu welchem Ihre Mutter Sie vorbereitete. Mir schien das beste Mittel eine Heirat; dazu habe ich Ihnen ver-holfen . . ."

„Daß ich nach Ihnen keinem zu Teil werde außer diesem Tier, auf das man nicht eifersüchtig sein kann", unter-brach ihn Valerie mit schneidendem Hohn und neigte den Kopf nach jener Seite, von welcher das Schnarchen erscholl. Boshaft spöttisch fügte sie hinzu: „Mein ganzes Leben kannten Sie, bewahrten mich so tadellos rechtlich vor allen Versuchungen — wie reimt es sich, daß ich mir dennoch einen Liebhaber anschaffen konnte?"

Vor der Kühnheit dieser Worte erschrak Habarow, schweigend sah er die junge Frau an, um deren Lippen sich der Ausdruck triumphierenden Hohnes faltete. Obgleich ihre Worte trefflich gezielt waren und seine Eigenliebe verletzten, versuchte er, ruhig zu erscheinen. „Ich weiß es nicht", ent-

gegnete er. „Aber warnen möchte ich Sie, weil ich sehe, daß Sie vor einem Abgrund stehen. Erst neunzehn Jahre sind Sie alt und weichen jedem Freundschaftsrate aus.“

„Es ist alles nicht wahr! nicht wahr! nicht wahr!“ rief Valerie plötzlich im Rasen des Zornes und schleuderte das Spitzentuch, welches neben ihr auf dem Kissen lag, auf die Diele. Mit welchem Recht drangen Sie in mein Zimmer! Wie wagen Sie es, mich zu beleidigen! Gott! sind denn der Qualen noch nicht genug! Dort sitzt mir die Mutter im Nacken, hier Sie. In meine Seele wollt Ihr Euch wie in Euer eigenes Haus einstehlen, wollt nach Euerer Art mein Leben modeln . . . und denkt nicht . . . denkt nicht daran, was es mich kostet . . .“

Wild fuhr sie durch ihre schwarzen Haare und warf sich mit dem Kopf auf das Kissen. Ein Wimmern, sei es vor Seelenleid, sei es vor physischem Schmerz, entrang sich ihr . . . Habarow erblaßte.

Da that sich die Thür auf und, sich seitwärts durchzwängend, erschien eine enorme Körpermasse, bekleidet mit einem militärischen Hausrock. Fest auf den gigantischen Schultern saß ein großer ergrauender Kopf mit ziemlich groben Zügen, aus welchem große hellblaue Glotzaugen sahen; auf dieselben war der General ebenso stolz, wie auf seinen Schnurrbart, der ihm maßlos lang auf die Brust fiel. In seiner Verwunderung war er wirklich komisch.“

„Was geht hier vor?“ rief er und seine Glotzaugen irrten von der Frau zu Habarow, von Habarow zu der Frau.

Habarow ward noch blässer. Er meinte, alles sei jetzt verloren: unfehlbar müsse der Mann begreifen, was man

ihm aus dem Leben seiner Frau verbarg, und Valerie selbst werde nicht die Kraft haben, aus dieser Lage sich zu befreien. Er war deshalb vollständig verwirrt, als Valerie sich erhob und schluchzend an die Brust des Generals sank.

„Was geht hier vor?" wiederholte der Hausherr. „Wer hat Dich gekränkt? Wer?"

„Dmitrij Jefimowitsch bildet sich ein, ich sei noch immer dasselbe kleine Mädchen, welchem er Vorwürfe machen konnte", rief sie mit vor Zorn zitternder Stimme. „Er erlaubt sich, mir den Text zu lesen, weil ich zu dem Einsiedler gefahren bin, daß er mir helfen solle. Sag' ihm, thue mir den Gefallen, daß Du es mir erlaubt hast und daß ich außer Deiner Erlaubniß keiner andern bedarf."

Der General räusperte sich. Sein Leben lang war er gewohnt gewesen unter dem Einfluß Habarows zu stehen und dessen Meinung zu achten. In diesem besonderen Fall nahm er eine soldatische Miene an, drehte seinen Schnurrbart und schielte Habarow an.

„Was ist da weiter?" ließ sich der General vernehmen. „Vielen bringt er Hilfe. Ich billige, daß man ihn besucht. Sogar ich selbst werde zu ihm fahren. Es war somit unnötig, Dimitrij Jefimowitsch, daß Du Valerie aufregtest. Sie hat jetzt Ehrgeiz; sie weiß, daß sie meine Frau ist!"

„Wie Sie sehen, kann ich ohne Ihren Schutz auskommen", rief Valerie dazwischen. „Für das Vergangene danke ich Ihnen, verwahre mich hingegen vor Ihren weiteren Ratschlägen."

„Ich höre", antwortete Habarow, einen Blick eisiger Verachtung auf sie werfend. „Sie beginnen eine neue

Laufbahn, Valerie Pawlowna. Hüten Sie sich, daß Sie nicht straucheln! Leben Sie wohl. Wir sehen uns nicht wieder."

„Länger, als nötig gewesen, haben wir uns gesehen", antwortete Valerie unerschüttert.

Mit Verwunderung, den Mund weit offen, stand der General da. Er begriff nichts.

Sobald Habarow aus der Thür war, stieß Valerie ihren Mann von sich und sank, von einem heftigen nervösen Anfall bewältigt, in den Sessel.

VI.

Drei Jahre waren verstrichen.

An einem warmen Maiabend jagte durch die Straßen des Dorfes Sawjalowo ein zweisitziger Tarantaß, in welchem ein junger Mann saß. Das Gefährt hielt vor einem behaglichen Häuschen, das fast verschwand in dem dichten Grün hoher Linden.

„Wo ist die Kranke?" fragte der Ankömmling, als er kaum in der Thür stand, wo ihm, die zitternde Hand vor das Licht haltend, eine Alte mit einem Tuch über dem Kopf entgegenkam, die uns bereits bekannte alte Wärterin der Alenins.

„Treten Sie ein, treten Sie ein", sagte sie, „wir erwarteten Sie schon lange. Das Fräulein Ljubow Feodorowna ist sehr krank und das älteste Fräulein ist nicht zu Haus."

Der Arzt trat in den Saal. Rosenduft quoll ihm

entgegen, im Abenddämmerlicht sah man nur die Konturen enormer Bouquets, welche auf Fenstern, Tischen und Konsolen standen. Die Balkonthür hatte der Wind aufgeworfen, so daß sich dem jungen Arzt ein reizender Blick in die Tiefe des Gartens mit seinen weiten Alleen, mit den undeutlichen Formen der Bäume und Gesträuche, die sich von dem dunkelblauen Grund des Maihimmels abhoben, eröffnete.

„Und erst gestern haben wir von Ihnen gehört“, fuhr die alte Wärterin zu erzählen fort. „Welche Verlegenheit, denken Sie! Wohin nach dem Arzt schicken? Wie zum Unglück ist das älteste Fräulein, unsere Wirtin, in den Wald gefahren, mehr als dreißig Werst weit. Beide sind bei uns Waisen, ihr Vater ist ihnen im vorigen Jahre gestorben, müssen selbst nach dem Rechten sehen . . . Da hat man mir denn gestern gesagt, daß in Kljutschi ein neuer Arzt sich niedergelassen und Kljutschi ist ja nur drei Werst von uns entfernt. Habe gleich nach Ihnen geschickt, entschuldigen Sie nur, daß ich nicht wußte, Sie bei Vor- und Vatersnamen zu nennen . . .“

„Pawel Iljitsch Belajew“, sagte der Arzt und fügte leise hinzu: „Ich möche aber die Kranke sehen.“

Die Alte, immer weiter erzählend, führte ihn durch den Korridor in ein geräumiges, mit einem Teppich belegtes Zimmer, das durch eine Lampe matt erleuchtet war. Die weißen Vorhänge an den Fenstern waren heruntergelassen, auf einem schmalen weißen Bett in der Ecke lag, unklar im Halblicht, eine graziöse weibliche Gestalt, die sich bei seinem Eintritt aufrichtete.

Belajew trat näher und sah vor sich ein junges Mäd-

chen mit prachtvollem zerzausten blonden Haar, mit einer Gesichtsfarbe, welche die Durchsichtigkeit und Zartheit einer Lilie hatte. Schmachtend blickten die großen blauen Augen auf ihn und ein mattes Blaßrosa färbte ihre Wangen. Der Arzt war überrascht: noch nie war ihm Gelegenheit geworden, eine solche Schönheit so nahe zu sehen. Wie er schweigend auf die Patientin sah, ging ihm unwillkürlich der Gedanke durch den Kopf, daß er, statt einer alltäglichen Erscheinung des Dorflebens, für welche er vorbereitet war, eine Scene aus einem Roman vor sich habe. Das junge Mädchen war umhüllt mit etwas zart Schneeweißem, es war nicht Paignor, nicht Blouse, nicht Kleid — etwas ganz Leichtes, Wolkiges, Wellenartiges, untermischt mit Battist und Spitzen; durch die Spitzenzartheit schimmerte ein goldenes Armband und blitzend um den feinen Hals schlängelte sich eine goldene Kette mit einem kleinen Medaillon.

So also hält man's auf dem Lande? überlegte Belajew, der sich mehr und mehr verwunderte; man ist krank und schmückt sich mit Armbändern und Ketten. „Was fehlt Ihnen?" fragte er, indem er Platz nahm und ihr den Puls fühlte.

„Wie ich Ihnen meine Anfälle schildern soll, weiß ich nicht einmal", begann sie mit matter Stimme und ihre Augen schlossen sich halb.

„Sie fiebern", sagte Belajew.

„Weiter bemerken Sie nichts?" fragte Ljuba Feodorowna, ihn plötzlich mit ihren großen Augen ansehend.

Der Arzt zuckte die Achseln zum Zeichen, daß er von ihr Erklärungen erwarte.

„Ich habe sonderbare Anfälle, die ich früher niemals hatte", fuhr sie fort, „Brennen in der Brust, ein Angstgefühl, schließlich Krämpfe . . ."

„Die Krämpfe haben uns so erschreckt", mischte sich die Wärterin ein, welche die ganze Zeit über das Licht in der Hand hielt.

„Gehe doch, Wärterin . . . störe uns nicht, ich werde Dich nachher rufen", sagte Ljuba; ungeachtet der weichen Stimme lag eine herrische Laune im Ton, was dem Arzt nicht entging.

Die Alte ging hinaus und schloß die Thür.

„Hören Sie", sagte Ljuba mit einem kindlich bittenden Blick, „der Arzt ist wie ein Beichtvater . . . ich darf Ihnen doch alles anvertrauen? Es bleibt doch unter uns?"

Wie schön sie ist! Unwillkürlich empfand es der Arzt, als sie sich mit dem Rücken an das Kissen lehnte und, die welligen Haare von den Schultern schüttelnd, ihr bezauberndes Gesicht zu ihm neigte.

Ljuba war findig genug, aus seinen Augen die Antwort zu lesen. Mit gesenkter Stimme fragte sie: „Finden Sie nicht in meiner Krankheit die Anzeichen einer Vergiftung?"

Er machte eine Bewegung der Verwunderung.

„Was für ein Gift?" fragte er.

„O ich weiß nicht . . . weiß nicht . . . Mir aber scheint's . . ."

Von neuem fühlte er ihr den Puls und sah ihr aufmerksam in die Augen. Und wieder, ungeachtet ihres schlechtverhehlten Wunsches, blieb das Urteil des Arztes ein Geheimnis für die Patientin.

„In Ihrem Zustand sehe ich nichts Besorgniserregendes“, sagte er, „aber wissen muß ich, woher Sie die Idee einer Vergiftung geschöpft haben.“

So klar spiegelte sich auf seinem Gesicht die Ueberzeugung wieder, dies alles sei eine durch Ueberreizung hervorgerufene fixe Idee, nichts weiter, daß Ljuba tief errötete und gereizt ausrief: „Nein, mir scheint das nicht! Hätte ich nicht bestimmten Grund, würde ich nicht so sprechen ... Ich will Ihnen alles sagen — ich bin überzeugt, selbst weiß ich nicht, weshalb ich überzeugt bin, daß ich mich Ihnen anvertrauen darf.“

Sie streckte ihm die kleine weiße Hand hin, nach deren Druck seine erste Meinung nicht mehr vollends Stich hielt — mehr und mehr interessierte er sich für seine Patientin.

Ljuba stützte sich mit dem Ellbogen auf das Kissen. „Ich lebe mit meiner Schwester zusammen“, hub sie an. „Vor nicht langer Zeit kam ich aus dem Institut, bald darauf starb der Vater ... und ich blieb vollständig in der Gewalt meiner Schwester. Sie steht selbst unserer Landwirtschaft vor und will mich als ihre Gehilfin haben. Ich kann ihr aber ihren Willen nicht thun, was soll ich machen! .. In dem Sinne, wie man hier dies Wort versteht, kann ich ihre Gehilfin nicht sein. Pekuniäre Vorteile über alles zu stellen, das ist mir unmöglich ... ich sage Ihnen dies, damit Sie begreifen, welcher Unterschied in Ansichten und Geschmack zwischen mir und meiner Schwester besteht. Es ist mir begreiflich, weshalb sie mich nicht liebt und ich verurteile sie deshalb nicht.“

„Ist sie viel älter als Sie?“ fragte Belajew.

„Ja.“

„Und wahrscheinlich nicht so schön wie Sie?“

Ganz einfach, als richtiger Ausdruck des Gedankens, der Belajew gerade durch den Kopf ging, war ihm diese Frage gekommen. Das junge Mädchen sah indes darin eine warme Huldigung, sie errötete, mit zaghaft verschämtem, zugleich glücklichem Ausdruck senkten sich ihre langen Wimpern.

„Sie wohnen ganz allein?“ fragte der Arzt, der durch die unerwartete Wendung des Gespräches ein wenig verlegen wurde und außer Acht ließ, daß diese Frage ganz und gar nicht zu einer ärztlichen Konsultation gehörte.

„Alle Bekannten entfernt die Schwester von mir“, antwortete Ljuba eilig in klagendem Ton. „Sie wünscht nicht, ich weiß nicht weshalb, daß ich mich verheirate.“ Sie wurde noch röter und setzte naiv fort: „Ich wünsche es ja selbst nicht, unter keinen Umständen, und ich habe es ihr auch gesagt . . . sie ist immer so böse, wenn man um mich wirbt . . . und ich kann doch nichts dafür . . .“

Alte Jungfer, sicherlich, murmelte Belajew. „Welche Verbindung hat das mit Ihren Leiden?“

„O Doktor, wie soll ich Ihnen das sagen“, ließ sich Ljuba vernehmen, und wieder fiel ihr Kopf in die Kissen.

„Aber es ist doch nicht denkbar, das Ihre Schwester sich entschlossen hätte, Sie aus Neid . . . zu vergiften . . .

„Behüte Gott, daß ich sie eines Mordes zeihe! Sie haben mich nicht recht begriffen. Eine Vergiftung führt ja nicht immer zum Tode . . . es giebt — wie soll ich sagen? — leichte Vergiftungen, von denen der Betroffene einige

Tage und Wochen liegen kann, die Frische verlieren, ein kränkliches Aussehen bekommen und seltsame Launen . . ."

„Jetzt verstehe ich, was Sie sagen wollen. In der That ist so etwas möglich; was wäre nicht möglich auf der Welt! Ich meine, ein derartiges Verfahren, so hartherzig und roh, unterscheide sich wenig vom Mord."

Ljuba atmete tief auf. „Verurteilen Sie sie nicht", hauchte Sie. „Vergessen Sie, was ich Ihnen anvertraut habe."

„Wie kann ich das vergessen", erwiderte Belajew.

„Aber Sie meinen, daß ich außer Gefahr bin?"

„Ja. Augenblicklich befinden Sie sich in einem Fieberzustand, der nicht viel zu bedeuten hat; die Anfälle könnten sich freilich wiederholen."

„O ja, ja, und dann werde ich vor Augst verrückt. Doktor, bleiben Sie bei mir."

Sie faltete die Hände über der Brust.

„Das kann geschehen", willigte Belajew ein, den ein romantisches Interesse an dieses Haus fesselte. Was er gesehen und gehört, erregte seine Neugier.

Ljuba Feodorowna klingelte, ließ den Ssamowar aufstellen, bestellte das Abendbrod und befahl, dem Gast im Kabinet ein Bett zurechtzumachen. Dabei belebte sie sich und ihre Stimme wurde so kräftig wie bei einer Gesunden.

Nervöses Subjekt, dachte der Doktor, eine geringe Zerstreuung macht sie gesund. Aber vielleicht ist hier wirklich eine Tagödie im Schwang . . . wer weiß! „Wohin ist Ihre Schwester gefahren?" fragte er.

„Anjuta hat ein Stück Wald gekauft und besichtigt es

jetzt. Den zweiten Tag ist sie schon fort. Ich weiß nicht, weshalb sie sich auf so lange Zeit entfernt . . .“

Bei diesen Worten schlug sie die Augen nieder und sah dabei bedeutungsvoll auf den Arzt. Dieser Blick gab ihm den Gedanken ein, diese äußerst gefährliche Schwester könnte absichtlich für diese Zeit sich entfernt halten, um nicht die Fortschritte der durch sie hervorgerufenen Krankheit zu sehen. Er versuchte nun zu erforschen, wie seine Patientin etwas essen und trinken konnte, was schädlich auf sie einzuwirken vermochte. Bestimmtes ließ sich jedoch aus ihr nicht herausbringen; sie sprach von einer Tasse Thee oder einem Glase Wasser, das sie vor dem Zubettgehen getrunken — es waren eben nur Vermutungen. Und sichtlich erschrak sie selbst über das, was sie gesagt. Aus Zartgefühl unterließ Belajew weitere Nachforschungen, achtete den Schmerz des achtzehnjährigen Mädchens, das gezwungen war, die eigene Schwester vor einem fremden Menschen eines Verbrechens zu zeihen.

Das Gespräch nahm jetzt eine allgemeine Richtung an, bei welchem Ljuba sich so ermunterte, daß Belajew, als er sich von ihr verabschiedete, mit dem Ausdruck leichten Spottes sagte: „Wo ist jetzt das Brennen in der Brust? Und die Angst? Und wo sind die Krämpfe?“

Ohne ihm eine Antwort zu geben, sah sie ihn zweifelnd und vorwurfsvoll an. Matt sank sie, das Gesicht im Schatten, auf ihr Kissen zurück. Ihre Hand erkaltete in der Hand des Arztes, ohne auf seinen Händedruck zu antworten. Er stand unentschlossen und bereute bereits seine Worte. In diesem Augenblick aber streiften seine Augen

das goldene Armband, und da konnte er sich einer kleinen Stichelei nicht erwehren. „Tragen Sie dieses Armband als ein Wahrzeichen Ihrer Krankheit?"

Wieder keine Antwort; nur das schwache Händchen befreite sich mit Gewalt aus seiner Hand und er sah, wie langsam auf die blasse Wange eine Thräne tropfte und auf das Kissen niederfloß.

Belajew entfernte sich. Es hatte nicht in seiner Absicht gelegen, das junge Mädchen zu verletzen; aber in seinem noch kurzen Leben war ihm vielfach Gelegenheit geboten worden, weibliche Gefallsucht und Ränke kennen zu lernen. Gerade das übermäßige Vertrauen seiner ersten Jugendjahre verwandelte ihn bald in einen Skeptiker. In sein Zimmer gekommen, öffnete er sogleich das Fenster, bog sich weit hinaus und atmete mit köstlichem Genuß den geheimnisvoll würzigen Duft der Frühlingsnacht. Der zunehmende Mond hielt sich hinter Wolken verborgen, Dunkelheit lag über dem alten Garten, die Luft war durchzogen von dem Duft der Linden, Birken, harzigen Pappeln, des Flieders, der schwarzen Johannisbeere. Er fühlte sich so wohl, so leicht; seit Jahren empfand er zum ersten Mal wieder, daß in ihm der Puls jungen Lebens schlage. Weh über das öde Sein, Furcht vor moralischem Tod hatten ihn mit seinen fünfundzwanzig Jahren gezwungen, aus St. Petersburg zu fliehen — aus jenem St. Petersburg, wo die Zeitungen jeden Tag einen neuen Selbstmord melden — um instinktiv die Genesung zu suchen inmitten der Ernte, der Wälder, Felder, Sümpfe und Schluchten, wo, wie der Quell aus dem Schoß der Erde, frisches Leben unermüdlich sprudelt.

Mit unsäglicher Freude entsann er sich, wie viele, viele Werstpfähle jenen stillen Ort, wo er sich jetzt befand, von der kranken Hauptstadt trennten — er verglich den duftigen Atem der Nacht mit der einförmig nächtlichen Helle an der Newa, die ihn an Lermontows düstres Wort gemahnte: „Weder Nacht noch Tag, weder Finsternis noch Licht.“ Und weiter entsann er sich, wie weit von hier die Eisenbahn war, dieser Bringer der Demoralisation, wie er vermeinte, und sofort machte er sein Projekt: wenn er den Seinen schreibe, wolle er die Entfernung verdoppeln und hinzufügen, Kljutschi und Sawjalowo lägen inmitten undurchdringlicher Wälder. Und dies alles aus übertriebener Besorgnis. Jemand von ihnen könne es beifallen, ihn auch hier aufzusuchen und ihm in Erinnerung zu bringen, daß er mit tausend Fäden an jene Welt gebunden sei, welcher er entfloh. Bei diesem Gedanken überlief es ihn. Und kann es denn wahr sein, daß er nicht frei ist? Kann es wahr sein, daß er dort im Norden eine Frau hat? Mit der Freiheit hier, der gesegneten Gegend, der Weite um ihn paßte das alles so gar nicht.

Dennoch war es eine Thatsache; und gleichfalls war es eine Thatsache, daß alle seine Bekannten — mit Ausnahme einiger, die ihn leidenschaftlich und heimlich beneideten — ihn bedauerten, ihn für einen Menschen hielten, der sich freiwillig in übermäßige Arbeit stürzte; daß sogar seine Frau ihm die Disharmonie ihres ehelichen Lebens vergab, weil sie sich in der Tiefe ihrer Seele sehr befriedigt fühlte über den guten Vorwand der Trennung, die ohne Lärm und Erregungen vor sich gegangen, so einfach und natür-

lich, wie zwei verschiedenartige Körper einer von dem anderen sich lösen . . . und jetzt erzählte sie, wie edel ihr Mann sich betragen, daß er sich in einen entlegenen Ort begab, um dem Volk zu nützen, während er herrlich und in Freuden ganz seinen Neigungen leben konnte im eigenen Hause der Frau in der Stremjannaja, umringt von ihrer zahlreichen Verwandtschaft, welche ihm reichliche Praxis verschafft.

Fast bin ich bang, zu schreiben, es sei hier schlimm, dachte Belajew, als er im Bett lag; am Ende schreien sie, ich sei ein Märtyrer; und dann kommen sie, um mich zu retten. Schreibe ich aber, daß es mir gut gehe, so werden sie mich beneiden und kommen, um wenigstens ihre Neugier zu befriedigen.

VII.

In der Nacht wurde Belajew durch die Wärterin geweckt. Ljuba Feodorowna hatte Hitze und wälzte sich im Bett ängstlich hin und her. Er verschrieb ein Rezept. Ein Bote sollte sogleich aus der Apotheke in Kljutschi die Medizin holen.

Sonderbar! Wie er der Kranken in das erhitzte Gesicht sah und ihr den Puls fühlte, fand er, der Puls sei ausgezeichnet.

Auf dem Teppich am Fußende des Bettes blitzte etwas; er bückte sich danach und hob Ljubas Armband auf.

„Sie ließen es fallen“, sagte er, ihr dasselbe überreichend.

Ihre blauen Augen öffneten sich und sahen eine Zeit lang auf das Armband; dann schleuderte sie es in die entgegengesetzte Ecke.

„Verzeihen Sie", sagte Belajew leise, „vorher habe ich schlecht gespaßt . . . es war nicht recht von mir."

Er führte ihre Hand an seine Lippen. In der Freude der Eigenliebe und des Vergnügens, verstanden zu sein, erglühten ihre Wangen.

„Werden Sie oft zu uns kommen?" fragte sie.

„Ich weiß es nicht; wie es mir meine Zeit erlaubt."

„Hier sind wenig Nachbarn", fuhr Ljuba fort. „Ich aber habe Gesellschaft gern, liebe zu tanzen."

„Wer bewohnt hier im Dorf das große schöne Haus, das jetzt umgebaut wird?"

„Augenblicklich niemand, aber in diesen Tagen erwartet man den Gutsbesitzer — General Gromow, unseren Vormund, mit seiner Familie."

Sie hielt inne, weil sich Belajews Gesicht vollständig veränderte. Durch eine unwillkürliche Bewegung ließ er das Fläschchen fallen, welches er mechanisch drehte.

„Was ist Ihnen?" fragte sie neugierig.

Belajew schwieg einige Minuten.

„Belästigt Sie nicht die Cigarre?" fragte er endlich leise.

„O nein, ich rauche selbst."

Die Wärterin Agrafena, welche, um den Anstand zu bewahren, während der ganzen Zeit in der Ecke des Zimmers mit einem Strickstrumpf saß, schüttelte mißbilligend den Kopf.

Ich habe die Dinger, die Papiros, weggeworfen", sagte sie; „ich glaubte, von ihnen noch mehr zu erkranken."

„Also Sie sagen — Gromow", wendete sich Belajew an Ljuba. „Der General Gromow? . . . . Ist er ein hiesiger Gutsbesitzer?"

„Ja, aber früher wohnte er nicht hier, weil er kein Haus besaß. Das schöne Haus kaufte er vor drei Jahren von meinem Vater; jetzt macht man es für seine Ankunft zurecht."

„Und seine Frau kommt auch?" fragte Belajew stockend.

„Ja, seine Frau und seine Tochter Julie, mit der zusammen ich im Institut war. Wir werden uns oft mit ihnen sehen. Wie ich Ihnen bereits sagte, ist der General unser Vormund."

„Wieso?"

„Er war schon lange mit dem Vater bekannt. Aber Anjuta gefällt es nicht."

Ljuba seufzte.

„Wieso gefällt es ihr nicht?"

„Ich weiß nicht, alles will sie selbst . . . . sie ist so sonderbar . . . man hält sie für menschenscheu . . . niemand hier liebt sie . . ."

„Weshalb leben Sie denn mit ihr, wenn sie schlecht mit Ihnen umgeht?"

„Wie werde ich sie verlassen! Ich beschuldige sie ja auch gar nicht. Vielleicht ist sie so verhärtet, weil sie hier keiner liebt."

Als Belajew sah, daß die Patientin sich vollends beruhigt hatte und sogar der Tropfen nicht bedurfte, nach denen er für sie geschickt, ging er in sein Zimmer. Was war jetzt für ihn die wundersame Ruhe der Nacht und des

Gartens Duft! Sogleich legte er sich nieder und preßte seinen Kopf in die Kissen. Die unerwartete Nachricht hatte ihn tief erregt.

Welches Schicksal! dachte er. Immer hatte ich befürchtet, ihr in Petersburg zu begegnen — und mußte mich gerade an einem Ort niederlassen, in dessen Nähe sie wohnt . . . ich hoffe aber, durch eine dreijährige Trennung und Entfremdung gelernt zu haben, ihr kaltblütig zu begegnen.

Er vermochte nicht zu schlafen. Gegen sechs Uhr ging er in den Garten, der vom Morgentau überzogen war Kein Lüftchen wehte. Unbeweglich zu beiden Seiten des breiten Weges prangten die lila und weißen Fliederbüschel, die Blütenknospen der Kirschbäume waren über Nacht aufgegangen und bestreuten die Abhänge wie mit Schnee. Belajew stieg in den unteren Garten hinab. Die ganze Anlage war nicht groß. Auf der lockeren Gartenerde breiteten sich Erbsenbeete aus, die sich um hohe Stecken rankten; dicht, in niederen Büschen stand das Kraut von Mohrrüben und Rüben; weiterhin grenzte der Garten an ein kleines Birkenwäldchen, aus welchem man das Geräusch einer Quelle hörte. Wie er demselben nachging, kam er an einen schmalen Bach, dessen Lauf er stromabwärts verfolgte. Bald befand er sich an der halb unter blühendem Wachholder versteckten Quelle. Sorgfältig war der Platz gehalten, gepflastert, mit einer Rinne versehen, anmutig umgürtet von Vergißmeinnicht. Wenige Schritte von ihm kniete ein junges Mädchen in einem schwarz- und weiß gestreiften Leinwandkleide; das Gesicht unter die Kaskade geneigt, badete sie Kopf und Hals

in der eiskalten Flut. Ueberrascht blieb Belajew stehen und sah, wie unter dem Andrang des Wassers eine Fülle hellkastanienbraunen Haares sich langsam löste, von der drängenden Wucht niedergedrückt, die Schultern streifte und schwer in langen glänzenden Strähnen bis zur Erde fiel. Sie schüttelte den Kopf, daß die Wasserperlen stoben, raffte schnell das Haar und steckte es wieder zurecht. Ohne sich zu erheben, bog sie ihren Körper, sie schien etwas zu suchen, wahrscheinlich Sauerampfer, denn von Zeit zu Zeit brachte sie Blättchen an die Lippen.

Belajew trat auf sie zu und lüftete den Hut.

Rasch erhob sich das Mädchen und maß ihn mit fragendem Blick. Und wie ihre Augen sich trafen, durchzuckte es beide wie mit elektrischer Kraft. Welche geheimnisvolle Erinnerung ließ Anjutas Wangen sich verfärben und schnell mit Blässe wechseln? Wie etwas Greifbares, als verwebe sich Nahes und Fernes, sah sie zugleich mit diesem Gesicht eine tiefe Mitternacht, Geräusch in der Dunkelheit, die Berührung einer Hand voll Lebenswärme und doch regungslos . . . dann der Verzweiflung erschütternde Töne und — die schreckliche Last, für welche sie so unnennbar schwer gebüßt.

Und doch hatten diese drei Jahre Belajew sehr verändert. Ein schöner schwarzer Bart machte sein Gesicht männlicher; das Haar war nicht so wirr wie damals und nicht so dicht; das Auge sprach von Abspannung und um die Linien des Mundes lag es wie ein kaum merklicher Spott. Noch mehr verändert war Anjuta Alenin: geblieben waren die weichen Züge und die zarte Gesichtsfarbe, aber

die schwarzen Augen hatten sich befreit von dem Nebel der Kindheit und Unerfahrenheit — das waren die Augen eines Weibes, welches Bitteres und Süßes im Leben erfahren.

Aus seinem Blick las Anjuta, daß er zwischen Zweifel und Sicherheit schwanke, ob sie es wirklich sei. Sie empfand auch sogleich, daß dies ihre Rolle wesentlich erleichtere und das peinliche der Begegnung verringere. Sie hielt es für das geratenste, ihn im Zweifel zu lassen.

„Wie kommen Sie hierher?“ fragte sie ungezwungen.

Belajew, noch immer zweifelnd, nannte seinen Namen und sagte, weshalb er sich jetzt hier befände.

„Ah, der Doktor aus Kljutschi. Ich habe bereits von Ihnen gehört.“

„Und Sie gehören zum Aleninschen Haus?“

„Ich bin aus der Nachbarschaft. Aber ich habe dort eine Besorgung. Gehen wir zusammen.“

Wie sie nebeneinander gingen, sah sie Belajew von der Seite an und bemerkte die Leichtigkeit und Festigkeit ihres Ganges. Anjuta war schlank, kaum mittelgroß, aber in der Elastizität ihrer biegsamen Glieder, in den gesunden gebräunten Wangen lag, verwebt mit Grazie, eine energische Kraft. Ist sie's? ist sie's nicht? fragte sich Belajew.

Da der Doktor nicht zu sprechen begann, wendete sich Anjuta zu ihm: „Wie gefielen Ihnen die Damen Alenin?“

„Ich sah nur die Kranke. „Die älteste ist nicht zu Haus. Kennen Sie dieselbe?“

„Anna Feodorowna, ja ich kenne sie.“

„Eine originelle Person, wie es scheint.“

„Sie hörten bereits von ihr? Worin besteht ihre Originalität.“

„Ich hörte nur obenhin von ihr . . . blasiert, menschenscheu, verhärtet und dergleichen . . .“

„Wer ist heutzutage nicht blasiert!“ Wie sie zu ihm sprach, leuchtete es fast dämonisch aus ihren Augen. Menschenscheues Wesen! Das wäre ja die kostbarste, vorteilhafteste Eigenschaft — könnte man sie sich nur irgendwie einimpfen! Sagen Sie mir als Arzt: denkt Ihre Wissenschaft nicht daran, Mittel ausfindig zu machen, um Geschmack und Eigenschaften irgend welcher Art wie Pocken einzuimpfen?“

„Welche Eigenschaften? Zum Beispiel? . . .“

„Wollen wir annehmen: Gleichgiltigkeit . . . Vergessen . . .“ Sie fuhr mit der Hand über die Stirn. „Vergessen alles dessen, was die Seele peinigt . . . des Haschens nach Glück, jenes Fieberdurstes, welcher nie befriedigt wird.“

„Da kommen Sie meiner verborgensten Idee auf die Spur. Wie oft grübelte ich über dieses Thema. Ich gestehe jedoch . . .“

Er wurde durch die Magd unterbrochen, die sich hastig an Anjuta wendete: „Anna Feodorowna, Sie sind gekommen! Agrafena Iwanowna hat mich geschickt, mich nach Ihnen umzusehen und Ihnen zu sagen, daß Ljuba Feodorowna krank ist.“

„Ich weiß es und bringe den Arzt zu ihr“, antwortete Anjuta ruhig.

„S i e sind Anna Feodorowna!“ rief Belajew, bestürzt über die Verwandlung seiner Begleiterin in die Haus-

herrin, in jene rätselhafte Hexe, als welche seine Phantasie sie gebildet hatte.

„Ich dachte, Sie hätten mich längst erkannt."

„Sie sagten doch, Sie seien die Nachbarin."

„Das haben Sie geglaubt?"

„Weshalb täuschten Sie mich?"

„Ich wollte nur wissen, was Sie sagen würden", lachte sie. „Wie Sie sonderbar sind! Konnten Sie glauben, daß die Nachbarin kommt, um sich in einem fremden Garten zu waschen?"

„Wie kamen Sie so früh hierher?"

„Aus dem Walde, vor Tagesanbruch. Hier am Felde ist die Thür zum Garten. Ich ging gerade zur Quelle, um mich zu waschen."

Sie schwiegen. Dann fragte plötzlich Belajew: „Wie alt sind Sie?"

„Zwanzig Jahre."

„Weshalb bildete ich mir ein, Sie wären eine alte Jungfer? Nicht einmal diese zwanzig Jahre sieht man Ihnen an."

„Man sagt, es sei ein böses Zeichen, wenn man jünger aussieht, als man Jahre hat; es soll dies beweisen, der Mensch habe nicht gelebt, sondern apathisch sein Leben verschlafen. Wie scheint es Ihnen, habe ich gelebt oder nicht?"

Wieder sah sie ihn an und in ihren Augen lag ein eigentümlicher Glanz . . . ihr Blick sprach es aus, er sei ihr nicht fremd. Bestürzung, Neugier innige Teilnahme bemächtigten sich Balejews; auf seinen Lippen lag die eine Frage, die zu stellen er sich scheute. Nach einem kurzen

Augenblick veränderte sich die Scene; der Vorhang, welchen sie für einen Augenblick aufgezogen, hatte sich wieder über ihr Gesicht gesenkt, so daß es für ihn unmöglich war, sich an dieses unbekannte Mädchen, das so einfach und ernst neben ihm schritt, mit einer familiären Frage zu wenden.

Sie betraten den Balkon und gingen in den Saal.

„Warten Sie ein wenig", sagte Anjuta, „ich will mir nur die Haare ordnen und mich umkleiden."

Sie verließ den Saal. Belajew nahm vom Bücherbrett eins von den Büchern; aber zu lesen war er nur halb im stande; wie zwei Gestalten gänzlich verschiedener Art, hafteten in seiner Phantasie die Bilder der Schwestern.

Etwa fünf Minuten, nachdem Anjuta ihr Zimmer betreten, öffnete sich die Thür und mit langsamem Greisenschritt trippelte die Wärterin Agrafena herein.

„Bist endlich zurückgekommen, mein Seelchen", begann sie. „Weshalb gehst Du nicht zur Schwester?"

„Bitte, laß mich, Wärterin", erwiderte Anjuta und bemühte sich, ruhig zu sprechen.

„Ich sage Dir aufrichtig, daß die Leute Dich tadeln werden; auch der Doktor, ein fremder Mensch, wird Dich tadeln. Du bist die ältere Schwester, Du solltest ihr die Mutter ersetzen — und was bist Du ihr? Sie ist krank, und Du gehst auf zwei Tage in den Wald und zeigst die Augen nicht."

Aeußerlich ruhig, wechselte Anjuta ihr Kleid; plötzlich aber warf sie heftig ihren ledernen Gürtel, den sie eben befestigen wollte, auf die Diele und näherte sich der Wär-

terin; ihre Augen blitzten vor Zorn, so daß jener das Wort im Munde erstarb.

„Weshalb ich auf zwei Tage fortgefahren bin?“ stammelte sie. „Weil ich irgendwohin flüchten mußte! Wäre nicht der Wald, ich hätte mir ein Leid angethan! Du sagst, ich solle zur Schwester gehen, die . . . mir gerade in die Augen gesagt hat . . . die auch Dir versicherte . . . daß ich . . . Ach! ich will auch nicht weiter reden!“ unterbrach sie ihre leidenschaftliche Rede.

Agrafena war sichtlich bestürzt.

„Aus Bosheit hat sie's ja nicht gesagt. Bewahre Gott, daß man die einzige Schwester verdächtigt! Sie ist ja noch ein Kind. Was kommt einem Kinde nicht alles in den Kopf!“

„Bist Du auch ein Kind, da Du's geglaubt hast?“

„Wie werde ich's glauben! Ich habe ja nur gesagt, daß man wirklich so etwas thut, daß davon der Kopf ein bischen weh thut, weiter nichts . . . Es giebt Gräser, die Hitze machen, oder Schlaf bringen, oder was weiß ich . . . Du sammelst ja Gräser und trocknest sie — was wäre da Schwieriges, jemand aus Versehen . . .“

„Genug! Ich will nicht weiter darüber sprechen“, sagte Anjuta so leise und traurig, daß die Alte von Gewissensbissen gepeinigt wurde. Mit Bestürzung nahm sie wahr, wie Anjuta erbleichte und ging hinaus, zweifelnd, ob ihr Liebling in allem Recht hätte.

Als Anjuta in den Saal zurückkehrte, war der Theetisch bereits geordnet; zwischen dem kochenden Ssamowar, den Tassen und dem Weißbrot stand eine Vase mit einem Rosenbouquet. Der kleine Saal erhielt durch die weiße

Tapete mit den reliefartig hervortretenden Rosenbouquets ein hübsches Ansehen.

„Was macht unsere Kranke?" fragte Belajew, der mit seinem Buch am Fenster saß.

„Ich habe sie noch nicht gesehen", antwortete Anjuta, indem sie Platz nahm, um den Thee einzuschenken; „ich vermute, daß sie schläft."

Der Doktor bemerkte, daß sie ihn nicht über die Schwester ausfragen wollte; vielleicht vermutete sie, jene habe ihn bereits gegen sie eingenommen. Da es ihm selbst nicht gelegen sein konnte, davon anzufangen, wandte sich ihre Unterhaltung fremden Gegenständen zu. Belajew erzählte, wie fremd ihm das hiesige Leben erschiene, wie namentlich die Lebensart der Bauern ganz anders sei, als man in Petersburg darüber spreche.

Plötzlich wurde die zum Gastzimmer führende Thür leise aufgethan und, frisch wie der Morgen, kam Ljuba in einem eleganten Sommerkleid, in den blonden Haaren ein breites Band, hereingeflattert. Ungezwungen mit graziöser Eilfertigkeit reichte sie die Hand dem Doktor und der Schwester.

Belajew war auf das äußerste erstaunt. „Sie scheinen ja keiner Medizin mehr benötigt zu sein", sagte er verwirrt.

„Sie als Arzt müssen das besser beurteilen", sagte sie mit melancholischem Lächeln.

„Ich verstehe gar nichts mehr", erwiderte Belajew.

„Was finden Sie so Merkwürdiges? Als ich mich krank fühlte, lag ich zu Bett; heute habe ich gut geschlafen, fühlte mich wohl — soll ich mich verstellen?"

Belajew sah Anjuta an, die jetzt mit vor Erregung zitternder Stimme ihn fragte: „In welchem Zustande fanden Sie gestern meine Schwester? War Gefahr vorhanden?“

„Keine Gefahr, indes immerhin ein auffälliger Zustand; jene Anfälle, über welche Ljuba Feodorowna sich beklagte, kamen in meiner Gegenwart nicht vor.“

„Was für Anfälle?“

Als ob das Gespräch sie nicht berühre, stand Ljuba sorglos hinter Anjuta, an deren Stuhl gelehnt, und spielte mit den Haaren der Schwester.

„Ljuba“, sagte Anjuta, sich von der Berührung befreiend. „Du teiltest dem Doktor nicht mit, daß Du Dich für vergiftet hieltst.“

„Ich habe es ihm gesagt“, antwortete jene gleichgiltig.

Es folgte ein minutenlanges Schweigen. Belajew wußte nicht, was er denken sollte.

„Nun“, fuhr ungeduldig Anjuta fort, „denkst Du noch immer, daß Du vergiftet bist?“

Zerstreut nahm Ljuba eine Blume aus dem Strauß und roch daran.

„Vielleicht war's eine Vergiftung“, sagte sie, indem sie die Blätter einer weißen Rose mit den Lippen abriß. „Was weiß ich! Ich hatte jedenfalls das Gefühl, als ob ich vergiftet wäre.“

„Dann haben Sie mich gestern Abend zum besten gehabt“, sagte Belajew.

„Zum besten gehabt?“ wiederholte sie und riß ihre großen blauen Augen weit auf.

„Weil ich sehe, daß alles ein Scherz gewesen; gestern

sprachen Sie mit so ernster Ueberzeugung zu mir, daß ich ganz erschreckte.

Ljuba warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu und erwiderte schwermütig mit einem Anfluge von Beleidigung: „Zum Scherzen war mir gar nicht zu Mut. Selbst weiß ich nicht, weshalb ich mir alles in so düstrem Licht vorstellte . . . ich hatte ein solches Angstgefühl . . . Ich sprach zu Ihnen lediglich von einer Vermutung, weil ich meinte, vor dem Arzt dürfe man nichts geheim halten.“

„Mithin sind Sie jetzt gesund. Erlauben Sie mir, mich zu verabschieden.“

Beim Weggehen schloß er aus Anjutas blassen Wangen, daß das, was für ihre Schwester vollkommen bedeutungslos war, schwer auf ihr lastete.

Ljuba warf einen triumphierenden Blick auf die nachdenkliche Schwester und ging in ihr Zimmer. In Selbstbewunderung befangen, saß sie einige Minuten vor dem Spiegel. Dann holte sie aus dem Tisch ein großes rotes Buch, ein Geschenk ihrer Institutsfreundinnen, durchblätterte es, tauchte die Feder in das Tintenfaß und begann, Zeile auf Zeile zu schreiben. Den Kopf auf die Hand gestützt, warf sie mitunter einen nachdenklichen Blick auf den gerade vor ihr hängenden Spiegel.

Ljuba schrieb: Wie sonderbar krank ich gestern war!... Nie erlebte ich etwas gleichartiges . . . und wie alles so poetisch schloß! Als ob das Schicksal für allen Spott, alle Kränkungen mich entschädigen wollte . . . Wie sie böse ist! Wie mir's schwer ankommt, ihre Beleidigungen zu ertragen! Am Morgen des Tages, als ich erkrankte, sagte ich ihr, daß

in unserer Nachbarschaft ein junger Arzt wohne; sie antwortete mit der spitzen Bemerkung, daß ich wahrscheinlich wünschte, seine Bekanntschaft zu machen. Wie es kommt, weiß ich nicht, aber ich kann nicht gleichgiltig ihre Stimme hören; immer scheint's mir, sie wolle mir etwas besonders Kränkendes und Bitteres sagen . . . dieses Mal war ich mehr als gewöhnlich empfindlich über ihre Worte. Ich weiß nicht mehr genau, was Anjuta sagte, aber es schien mir, als sei es höhnisch und beleidigend gewesen, sie zeihte mich der Zudringlichkeit . . . der Gefallsucht . . . Plötzlich fühlte ich, daß mir etwas im Halse stockte, den Atem beengte, ich wollte weinen, schreien, stöhnen . . . Ich hielt's nicht aus — Hände und Füße erkalteten, aus der Brust riß sich ein Angstschrei. Als ich zu mir kam, sah ich, daß ich auf dem Bett lag; Anjuta rieb mir die Schläfen und sagte kaltblütig: „Wärterin, wie kam sie zu einem hysterischen Anfall? Wäre es nicht gut, ihr Kirschlorbeertropfen zu geben?“ Bei diesen seelenlosen Worten beengte sich wieder der Atem, so daß die Fingerspitzen sich krampften. Da sagte plötzlich die Magd, die neben dem Bett stand: „Genau so war's mit einem Weib bei uns im Dorf, welches Quecksilber getrunken hatte.“ Was seit diesen Worten aus mir geworden ist, weiß ich nicht . . . Sollte ich vergiftet sein! Von wem? Habe ich denn jemand Böses gethan? Vielleicht Anjuta. Aber dann geschah's ohne meinen Willen. Man sagt, Schönheit sei eine Unglücksgabe! Trage ich die Schuld an meiner Schönheit? Trage ich die Schuld, daß Anjuta nicht die blendende Gesichtsfarbe hat wie ich? und daß alle es bemerken? Unwillkürlich erinnerte ich mich der düstern Ballade:

„Bist scharzbraun wie Welle, die hoch sich bäumt,
Ich — weiß, wie Welle, die kräuselnd schäumt!“
Schwarzbraune Schwester braust auf in Wut,
Stößt weiße Schwester in wogende Flut.

Ljuba sah im Spiegel, wie ihre Lippen lächelten; und da sie wußte, daß zu ihrer Art Schönheit eine leise melancholische Miene passe, so bemühte sie sich, diesen Ausdruck anzunehmen. Ich konnt's nicht mehr aushalten, schrieb sie weiter, und habe Anjuta gerade heraus meine Vermutung ausgesprochen. Und sie, statt sich zu erklären, wurde Feuer und Flamme und sah mich mit solchen Augen an, daß ich ein Recht habe, sie zu allem fähig zu halten. Sie warf die Thür hinter sich zu, ließ mich sterbend allein, fuhr in den Wald, wahrscheinlich um Einkäufe zu machen. Und hier, ohne sie, in der Nacht beim schwachen Lampenlicht war die Scene meiner ersten Begegnung mit ihm . . .

Sie hatte vergessen, daß rasche Bewegungen zur Melancholie nicht passen, hastig sprang sie auf und mit dem Lächeln des Entzückens begann sie auf und ab zu gehen; reizende Bilder schuf dabei ihre Phantasie. Ungestüm setzte sie sich wieder an den Tisch, noch schneller als vorher lief die Feder: Ich lag in einem blendend weißen leichten Peignoir, ein einfacher goldener Reif umschloß meine Hand; um den Hals hing ein Medaillon . . . Er vermochte bei meinem Anblick seine Bewunderung nicht zu verbergen. In seinen Augen war Entzücken . . . Was für ein Gespräch! Welche Poesie! . . . Ich lebte auf und fühlte weder Schmerz noch Leiden. Am Morgen erfuhr ich, Anjuta sei zurückgekehrt und sitze mit ihm am Theetisch. Da ich fürchtete, sie

würde meine Abwesenheit benutzen, um mich anzuschwärzen, beeilte ich mich in den Saal zu gehen . . .

Ein Geräusch hinter der Thür veranlaßte Ljuba, das Buch zuzuklappen. Agrafena trat ein.

„Ljubotschka . . .“, fing sie an.

„Ach das bist Du! Ewig störst Du mich.“

„Ich wollte Dir etwas Wichtiges sagen . . .“

„Bin selbst mit Wichtigem beschäftigt!“

„Große Sache das Schreiben!“

„Mein Schreiben ist wohl wichtiger als alle Deine Sachen — wie kannst Du wissen, was ich schreibe? Geh’, geh’ fort, ich bin bis über den Hals beschäftigt!“

„Nun, wenn Du beschäftigt bist, dann ein anderes Mal“, entgegnete Agrafena gehorsam und zog sich zurück.

VIII.

Beim Eingang von Sawialowo, am Abhange des Berges stand ein altertümliches majestätisches Herrenhaus Eine fieberhafte Thätigkeit herrschte. Ein breiter Hof, umschlossen von Flügeln und Gesindewohnungen, war voll Arbeiter; die einen brachten Kehricht heraus, Hobelspähne die anderen, wieder andere hantierten auf dem Dache, welches vor kurzem mit einer glänzend grünen Farbe angestrichen war. Man hatte alles zurechtgemacht und wie neu bemalt, die Balkone mit den vergoldeten Geländern funkelten in der Sonne. Ein weites Blumenbeet mit einem Springbrunnen nahm den mittleren Hofraum ein. Malerisch breitete sich hinter dem Hause der hügelige

Garten mit seinen hundertjährigen Eichen und Birken, seinen weißen Pavillons, seinen Lauben, um die sich Akazien und wilder Wein rankten, aus. Aus dem dunklen Grün erhob sich, schlank und voll Majestät die weiße Kuppel der Kirche mit dem Goldkreuz. Unten am Berge floß der breite Fluß; die schöne, über ihn gespannte Brücke führte geradeaus zur Pforte des Herrenhauses. Einige Faden tiefer als die Brücke rauschten und lärmten die Mühlräder.

Endlich waren die Vorbereitungen beendet, harmonische Ordnung stellte sich in Hof und Haus ein und eines schönen Tages öffneten sich weit die Pforten zum Empfang der Familie des Generals Gromow. Sie bestand aus ihm nebst Frau und Tochter und der Mutter der Frau, Felissata Petrowna Oserow, welche ihre Söhne und Töchter in verschiedenen Anstalten untergebracht hatte und nun, um von ihren Mühen zu rasten, auf das Gut der Tochter kam. Außerdem war mit ihnen ein junger Fähnrich, der älteste Sohn von Felissata Petrowna, auf Urlaub gekommen!

Am anderen Abend waren alle Fenster des Gromowschen Hauses hell erleuchtet, die Balkonthüren weit geöffnet. Im Gastzimmer, das vom Saal durch Säulen abgeteilt war, erholten sich auf weichen Sophas von den Mühen der Reise der Herr und die Hausfrau. In lautlosem Entzücken schwebte Felissata Petrowna von Zimmer zu Zimmer, den Dienern unnötige Befehle erteilend, einzig, um den Genuß zu haben, dieselben auszusprechen: Macht die Lampen zurecht! Schließt das Fenster! Bringt die Blumen hinaus! — sie riechen zu stark.

Auch die Schwestern Alenin waren bereits vom Morgen an hier, da sie ihr Vormund für den ganzen Tag geladen hatte.

Ljuba ging Arm in Arm mit ihrer Institutsfreundin Julie Gromow umher. Letztere war ihrem Vater so auffallend ähnlich, daß Gromow selbst manchmal mit Rührung sagte, wenn man ihr Uniform und Hosen anzöge, würden alle im Hause zittern und sie für ihn halten. Verhältnismäßig war sie eben so groß und fast eben so voll wie er, so daß trotz der gleichen Jahre Ljuba ihr gegenüber wie ein Kind aussah. Ihr helles Haar fiel auf die Schultern herab, und naiv ihre üppige Büste über dem rosa Gürtel heraushebend, schritt sie neben der leichtfüßigen Ljuba schwer wie ein Elephant. Ungeachtet ihrer runden Nase und des immer offenen Mundes war Julie, vorläufig wenigstens, nicht häßlich, davor bewahrte sie die blendende Weiße der Blondinen. Sie war sogar größer als ihre Stiefmutter, was sie mit nicht geringem Stolz erfüllte.

Valerie war seit jener Zeit, als Anjuta sie erschöpft und blaß beim Troizkij-Kloster gesehen hatte, auffallend schöner geworden. Trefflich paßten die hohe Frisur wie die reiche Kleidung zu ihren regelmäßigen stolzen Zügen. Obgleich sie sich ziemlich lebhaft an der Unterhaltung beteiligte, war sie an diesem Abend in einer unruhigen Gemütsstimmung. Mehrmals sprang sie vom Sopha auf, ging zwecklos und eilig durch die Zimmerreihe, die Schleppe ihres schweren Seidenkleides geräuschvoll nachschleppend, setzte sich an den Flügel, griff zerstreut einen Akkord, stand wieder auf, blieb vor einem Bilde oder Bouquet stehen und warf sich dann wieder

mit hinter dem Kopf zurückgeschlagenen Händen wie zerbrochen auf das Sopha. Die Nachricht, welche sie von den Alenins gehört, daß in Kljutschi ein junger Arzt wohne, namens Belajew, regte sie auf. Zwar sagte sie sich, es gebe ja viele Familien dieses Namens; aber das Zusammentreffen von Namen und Beruf ließ ihr keine Ruhe. Sie dürstete danach, diesem Arzt Aug im Auge gegenüber zu stehen, um sich zu überzeugen, daß er nicht derselbe Belajew sei, mit dem sie vor drei Jahren so unbarmherzig und scharf alle Beziehungen, aus Furcht, kompromittiert zu werden, abgebrochen hatte.

Eben war Anjuta aus dem Garten zurückgekommen und stand an der Balkonthür. Sie vermochte sich nicht von diesen dichten Eichenalleen, die sie in ihre lauschige Tiefe riefen und lockten, zu trennen; hatte sie ja in diesem Garten, der noch bis vor kurzem ihrem Vater gehörte, ihre Kindheit verbracht.

General Gromow, der sich auf dem Sopha streckte und eine Cigarre nach der anderen rauchte, sah Anjuta an, indem er sich Mühe gab, seinem Gesicht einen listigen Ausdruck zu geben.

„Nun, Anna Feodorowna", begann er herablassend in neckendem Ton, „den Garten erkennen Sie wohl kaum wieder, denke ich . . . Nichts geht über einen Herrn, der in allem Bescheid weiß! Die Bäume sind beschnitten, die Wege glatt. Ihr Vater, das kann ich ehrlich sagen, hat gar nichts von der Landwirtschaft verstanden. Ich hingegen, obgleich ich mein lebenlang zu Pferde und in Uniform verbracht habe, kann jedem Landwirt anweisen, was er zu thun hat."

Gromow erhob sich mit so feierlich militärischer Miene, daß Anjuta eiligst ihr Gesicht zum Balkon wendete, um ihr Lächeln zu verbergen: dieser kolossale, wie aus Holz gemachte General schien ihr unaussprechlich lächerlich im Aussehen sowohl wie in jedem seiner Worte.

„Was werden Sie einem Landwirt anweisen?“ fragte sie.

„Alles!“ rief im Uebereifer der General, erhob sich rasch, näherte sich Anjuta und sah ihr scharf in's Gesicht. „In drei Monaten“, rief er, „werden Sie die ganze Gegend nicht wieder erkennen. Was da alles zum Teufel gehen soll, ist erstaunlich, sage ich Ihnen. Ich habe verschiedene Projekte . . . Hier“— er zeigte auf seine Stirn — „geht eine große Arbeit vor sich. Habe mir eine Wirtschaft ausgedacht, wie sie noch gar nicht vorhanden war. Gefällt Ihnen das, he?“

Anjuta wollte antworten, Gromow aber ließ sie gar nicht zu Worte kommen.

„Seien Sie nur ganz ruhig, ich werde Ihnen alles in schönste Ordnung bringen. Zweitausend Rubel verschaffe ich Ihnen an Einkünften von Ihrem Gut. Dann werden Sie zu schätzen wissen, was für ein Mann Abram Nikolajewitsch Gromow ist!“

Der General hatte sich so in Aufregung geschwatzt, daß er seine Frau, die herzugetreten war, erst bemerkte, als sie ihm ihre Hand auf die Schulter legte.

Valerie hatte einen ganz besonderen Grund, mit ihrem Manne zu sprechen. Als sie nämlich am Flügel saß, war ihre Mutter, die sich vor den Alenins brüsten und ihnen zeigen wollte, daß selbst ihre kapriziösesten Wünsche sogleich

erfüllt würden, zu ihr gekommen. „Valerie, meine Seele", hatte sie gesagt, „befiehl, mir Ei mit Champagner schlagen zu lassen." — „Weshalb?" — „Im Halse kratzt es bedenklich. Dies Mittel hilft mir immer." Von einer plötzlichen Eingebung erfaßt, hatte sich nun Valerie an ihren Mann gewendet.

„Abram Nikolajewitsch", sagte sie, „laß den Arzt aus Kljutschi holen, Mama ist sehr krank."

„Krank? Was fehlt ihr?"

„Ihr schmerzt der Hals. Ich fürchte, sie möchte die Bräune bekommen, die gerade jetzt epidemisch ist."

„Bräune behandle ich besser als jeder Arzt", erwiderte der General. „Und nicht nur die Bräune. In zwei Tagen kann ich jede Krankheit kurieren. Kommen Sie mal hierher, Felissata Petrowna."

Die Oserow kam näher und bemühte sich zu husten.

„Ich habe so etwas wie geschwollene Drüsen", improvisierte sie, „und das Schlucken ist mir so schwer, gerade als ob eine Geschwulst . . ."

Gromow hieß sie den Mund öffnen, betastete ihre Kehle und Wangen und ließ sich bedächtig und wichtig vernehmen: „Nehmen Sie Talg, nehmen Sie Theer, nehmen Sie Salz, zu gleichen Teilen, schmieren Sie's auf ein Läppchen, binden Sie's mit einem Bändchen fest um den Hals — und morgen ist alles wieder in Ordnung."

„Das befehlen Sie zur Nacht zu machen?" fragte die Oserow unterwürfig. „Ich werde sofort alle Ihre Worte auf ein Papierchen schreiben."

In ihrer Seele aber tobte der Aerger über die Meta-

morphose des Champagners in Talg und Theer. Valerie zwinkerte ihrem Mann bedeutungsvoll zu, nahm ihn am Arm und führte ihn in sein Kabinet. Sie schloß die Thür und sagte leise: „Abram Nikolajewitsch, Du beschämst Dich ja selbst vor fremden Leuten."

„Ich!" rief er und sah sie mit tierischen Augen an. „Was hat das zu bedeuten?"

„Du willst die Mutter mit Hausmitteln kurieren, als ob Du nicht im stande wärest, nach dem Arzt zu schicken! Sorins, Baranows, Gluschkows sind nicht unseres gleichen und nehmen doch immer einen Arzt. Da ist zum Beispiel Ljubotschka Alenin vor unserer Ankunft unwohl geworden und sogleich schickte man nach Kljutschi."

„Und Du glaubst, ich wisse es ohne Dich nicht?" brüllte Gromow, der sich über die Frau erboste, weil ihm nicht selber dieser Gedanke gekommen war. „Ich bin nur hinausgegangen, um nach dem Arzt zu schicken. Uebrigens ist meine Medizin besser als die des Doktors."

„Natürlich ist sie besser, ich bin davon überzeugt. Es ist auch nur der Welt gegenüber. Der Arzt wohnt erst seit kurzem in unserer Gegend, er muß uns doch kennen lernen."

„Lehre Du mich nur nicht."

Gromow klingelte.

„Laß den grauen vor die kleine Droschke spannen", sagte Valerie.

Ironisch mit zusammengekniffenen Augen sah der General sie an, wendete sich dann zum Diener und sagte langsam und feierlich: „Den zweisitzigen Wagen! Almas vor-

spannen, als Beipferd Ognewoi; sofort nach Kljutschi und ohne Widerrede den Doktor herbringen."

Stolz blickte er auf Valerie, sodaß jene sich eines Lächelns nicht erwehren konnte. Er aber lachte.

„Da kommt's heraus", sagte er, „das Weib hat langes Haar, aber kurzen Verstand. Erkrankt jemand aus der Familie des Verwalters, so könnte man die Droschke schicken — aber für die Mutter der Generalin was denn anders als einen zweisitzigen Wagen?"

Als die Nachricht sich verbreitete, man habe nach dem Arzt geschickt, kamen Ljuba und Julie, die im Saal auf und abgingen, in große Erregung und flüsterten noch mehr.

„Erzähle doch, wie es war, als der Doktor zu Euch kam", forschte Julie. „Dann werde ich alles von mir berichten."

Ljuba senkte den Kopf und glättete den Besatz ihres Kleides. „Es war eigentlich nichts besonderes", sagte sie „aber die Umstände waren so romantisch, so ungewöhnlich . . . bei mir passiert's immer anders als mit anderen Leuten! . . ."

„Was denn? Hat er Dir eine Liebeserklärung gemacht?"

„Ach nein! . . . Uebrigens kannst Du das nicht verstehen, seufzte Ljuba, die bedauerte, nicht eine verständnisvollere Zuhörerin zu haben.

„Ich — ich soll's nicht verstehen?" erwiderte Julie selbstbewußt. „Du weißt noch nicht, meine Liebe, wie ich bin. Bei mir entwickelt sich immer ein Roman aus dem anderen. Diesen Winter zum Beispiel habe ich meiner Stiefmutter alle Anbeter abspenstig gemacht!"

Julie lachte freudig auf.

„Wirklich?“ fragte Ljuba mit ungläubigem Lächeln.

„Höre doch! Da ist einmal Graf Sorin, gar kein häßlicher Mann, brünett mit ovalem Gesicht, bei uns. Mama zerfließt. Ich komme zufällig in's Zimmer und habe nichts dabei im Sinn. Die eine Hand halte ich an der Taille, mit der anderen mache ich meinen Ohrring zurecht. Was geschieht nun? Mein Graf gerät außer sich, sieht mich durchdringend an und bebt . . . Ich sehe genau hin, verlegen schaukelt er auf seinem Stuhl. Ich begreife das nicht und setze mich neben ihn. Er sieht mir auf den Fuß. Wie findest Du das? Wie ich mit ihm sprach, Ljuba, ganz wie ein Buch, das kannst Du Dir gar nicht vorstellen. Ich selbst wußte nicht, was mit mir geschehen war. Ueber alles, aber auch über alles redete ich: über Geschichte, über Geographie, über Naturwissenschaften, über . . . wie heißt's doch? . . . Ja . . . über politische Oekonomie. Du kannst gar nicht glauben, wie sich das alles aus mir ergoß! Sogar die Stiefmutter bemerkte nachher: Julie, sagte sie, ich bin einfach böse auf Dich, Du bist dermaßen klug, dermaßen erfinderisch, daß ich mich vor Dir fürchte. Wie kommt Dir das vor?“

Ljuba antwortete nicht. Sie fühlte sich unangenehm berührt durch die herausfordernde Sicherheit derselben Julie, über deren Einfalt im Institut alle kicherten.

„Nicht wahr, ich bin voller geworden, merkst Du's?“ fing Julie wieder an.

„Ja Du bist fürchterlich dick.“

„Ich bin gar nicht dick, ich bin voll. Weiß Du, Ljuba,

die Fülle ist wieder in der Mode, ich weiß es sicher. Eine Dame sagte mir, Fülle sei jetzt eine Rarität. Und die Mode geht ja immer auf das Seltene aus. Was ist da auch zu verschweigen, Ljuba? Ich und Du, wir beide wurden im Institut immer für die Schönsten gehalten!"

Ich und Du, wir beide — das war zu viel für Ljuba; sie zuckte zusammen, als habe sie sich mit einer Nadel gestochen.

„Daß man mich jemals mit Dir verglichen hätte, erinnere ich mich nicht", erwiderte sie.

„Erinnerst Dich nicht! Ich erinnere mich an alles; ich vergesse die alten Freundinnen nicht. Obgleich ich reicher und vornehmer bin als Du, thue ich doch nicht stolz. Meiner Ansicht nach sind nur leere Menschen auf ihre Verdienste stolz."

Ljuba vermochte bei diesem Ton nicht ruhig zu bleiben. „Ich werde mich Dir gegenüber auch nicht stolz zeigen", entgegnete sie kalt.

Die Thür öffnete sich und es trat ein sehr hübscher junger Mann in Fähnrichsuniform in den Saal.

„Ah", flüsterste Julie der Freundin in's Ohr, „Arkadij, Bruder meiner Stiefmutter. Er ist reizend hübsch! . . . . Wo waren Sie, Arkadij Pawlowitsch?"

„Wo ich jetzt nicht mehr bin", antwortete der Fähnrich.

„So sind Sie immer. Niemals wird man klug aus Ihnen. Ach, Ljuba, ich will Dich etwas fragen."

Julie nahm Ljubas Kopf in beide Hände und flüsterte laut: „Weißt Du's nicht, bin ich mit Arkadij blutsverwandt? Können wir uns trauen lassen oder wäre es eine Sünde?"

„Weshalb willst Du's wissen?" fragte Ljuba spöttisch.

„Weil es immer gut ist, alles genau zu wissen. Sonst weiß man nicht, wie man sich zu verhalten hat."

Der Fähnrich lächelte und glättete seinen Schnurrbart.

Ljuba ließ Julies Arm fahren und setzte sich an den Flügel. Julie lief ihr nach. Auch der Fähnrich kam näher.

„Gehen Sie weiter zurück", wandte sich Julie zu ihm.

„Störe ich?"

„Natürlich stören Sie. Ljubotschka stört er?"

„Was?" fragte Ljuba und hob den Kopf, während ihre Finger auf den Tasten glitten.

„Wollen wir vierhändig spielen?" fragte Julie, die gleichfalls ihre Talente zeigen wollte.

Sie begannen eine Polka zu spielen. Arkadij entfernte sich ein wenig und ließ sich zwischen den Säulen nieder, um sowohl die beiden Freundinnen als auch Anjuta und Valerie, welche ein lebhaftes Gespräch führten, zu beobachten.

„Ich dachte, mein Mann hätte Ihnen bereits vor längerer Zeit angeboten, diesen Sommer bei uns zu wohnen", sagte Valerie.

„Gewiß; aber ich konnte nicht begreifen, zu welchem Zweck er dies wünscht. Vielleicht um uns zu beaufsichtigen", lächelte Anjuta.

„Es ist Pflicht des Vormundes, seine Mündel im Auge zu haben", erwiderte Valerie, welcher der freie Ton Anjutas nicht zusagte. „Indem ich Ihnen ermöglichte, wieder in dem Hause zu wohnen, welches das Ihrige war, glaubte ich Ihnen eine Freude zu machen."

„Ich bin Ihnen für Ihre Absicht dankbar, gestehe jedoch, daß Sie mir damit keine Freude machen.“

„Sie werden mir doch nicht versichern wollen, es sei für Sie keine Entbehrung, beengt zu wohnen, während Ihnen die Möglichkeit geboten ist, große Räumlichkeiten zur Verfügung zu haben.“

„Es würde mich unglücklich machen, an einem anderen Ort wohnen zu müssen.“

„Was finden Sie an Ihrem Häuschen so Anziehendes?“

„Drei Jahre wohne ich dort, habe mich eingelebt und es lieb gewonnen; dort bin ich unabhängig und frei.“

„Das Weib ist nie frei. Umsonst nähren Sie diese Hoffnung: aus der Gewalt des Vormundes kommen Sie sogleich in die Gewalt des Gatten!“

„Die Gewalt des Vormundes ist eine vorübergehende und sehr begrenzte, und mich zu verheiraten beabsichtige ich sobald nicht.“

„Sie meinen, das hänge von Ihnen ab?“ fragte Valerie ironisch.

Von mir, sicherlich!“ gab Anjuta ruhig zurück. „Ich werde meine Freiheit nicht ohne Wahl verlieren.“

Valerie errötete und biß sich auf die Lippen.

„Inwiefern ist nach Ihrer Ansicht die Gewalt Ihres Vormundes eine begrenzte?“ fuhr sie fort.

„Weil sie sich lediglich auf die Verwaltung des Gutes bezieht.“

„Ist das ein unbedeutender Punkt? Ein Vormund — ich spreche natürlich nicht von meinem Mann — ist fast

immer im stande, die Angelegenheiten seiner Mündel so zu verwickeln, daß nichts weiter bleibt als Schaden."

„Auch das wäre für mich nicht so wichtig."

„Aber Sie würden arm . . ."

„Mir bliebe manches Köstliche, was man für Geld nicht kaufen kann: die Gesellschaft naher Freunde, ein thätiges Leben, Beschäftigung nach meinem Geschmack."

„Sie sprechen so, weil Sie den Reichtum nicht kennen gelernt haben; nichts vermag ihn zu ersetzen", bemerkte Valerie scharf, durch das Gespräch empfindlich betroffen.

„Ich sehe den Reichtum in ihrem Hause."

„Nun?"

„Meine Ansichten verändert er nicht."

Valerie schwieg. Dieses Bekenntnis, daß es Frauen gebe, welche das, wofür sie ihr ganzes junges Leben hingegeben, für nichts achten, hatte ihre Seele auf das Tiefste verwundet; und um so bitterer ward ihre Empfindung, weil sich das Bewußtsein in ihr regte, Anjuta habe Recht. Mit allen Kräften aber suchte sie dagegen anzukämpfen und war eben dabei, Anjuta zu widersprechen, als ihr Gesicht erstarrte, als sei es aus Stein, und die weitgeöffneten Augen sich auf die Thür hefteten.

Unhörbar auf dem Teppich war Belajew eingetreten.

IX.

Beim Anblick der beiden Frauen, die in seiner Erinnerung so seltsam durch eine geheimnißvolle Episode verbunden waren, erbebte Belajew. Er hatte sich indes

seinen Plan vorgezeichnet und schien, als er näher trat, vollkommen ruhig.

Für die nervöse Natur Valeries wollte es indes nichts bedeuten, daß auch sie auf diese Begegnung vorbereitet war. Wie etwas, das außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt, wie eine Geistererscheinung erschien ihr jetzt der wirkliche Belajew; die Erschütterung war so heftig, daß ihr der Atem stockte und sie buchstäblich außer stande war, seine Verbeugung zu erwidern.

Wie ein magnetischer Strom hatte sich ihre Erregung auf Anjuta übertragen. Dieselbe fühlte das Zucken des Körpers, das Stocken des Atems, alles, was in Valerie vorging, noch ehe sie auf deren Gesicht blickte. Und nun sah sie Belajew an — in diesem leidenschaftslosen Gesicht mit den gesenkten Augen las sie die Geschichte der Beziehungen zwischen Valerie und Belajew klar wie in einem Buch.

Bestürzt durch diese Entdeckung, stand Anjuta sofort auf, um durch ihre Anwesenheit nicht zu stören; aber diese Bewegung hatte wieder den Bann zerstört, durch welchen Valerie gefesselt war.

„Guten Tag“, sagte sie mit gleichgiltiger Stimme, durch welche zwar noch immer ein nervöser Nachklang zitterte. „Mein Mann wird erfreut sein, Ihre Bekanntschaft zu machen. Wir wollten uns mit Ihnen wegen Mamas Gesundheit beraten. Mama, wo sind Sie?“

Felissata Petrowna kam sogleich. Als eben die Konsultation begonnen hatte, trat der General ein, der seine alltäglichen Orden noch um zwei vermehrt hatte, und bemächtigte sich des Arztes. Er erzählte demselben, daß er

unfehlbare Rezepte gegen alle Krankheiten kenne; wollte er dieselben verkaufen, so würde ihm die Regierung Millionen zahlen.

„Weshalb verkaufen Sie Ihre Rezepte nicht?“ fragte Belajew.

„Weil sie unbezahlbar sind! Ich allein in Rußland kenne sie. Verstehen Sie die Tollsucht zu kurieren?“

„Sie meinen die Wasserscheu? Nein.“

Gromow lachte laut.

„O, Ihr Aerzte!“ rief er. „Obgleich ich kein Diplom habe, kuriere ich Ihnen jeden Tollen in einer Viertelstunde.“

Unwillkürlich richtete Belajew seine Augen auf Anjuta, als ob er fragen wollte, was das für ein seltener Kauz sei.

Anjuta biß sich auf die Lippen und ging auf den Balkon. Eine tiefe Farbe der Erniedrigung bedeckte Valeries Gesicht; die spöttische Miene Belajews bei den Worten ihres Mannes brachte sie außer sich. Sie wandte sich zu ihm mit einem stolzen harten Ausdruck, als ob sie sich für ihre Erregung im ersten Augenblick rächen und ihm zeigen wollte, welche unermeßliche Kluft sie jetzt trennte.

„Verschreiben sie die Medizin für Mama“, sagte sie in eisigem Ton, „auf jenem Tisch ist Papier und Tinte.“

Belajew aber sah nicht nach ihrer Seite, er richtete, als ob Valeria für ihn nicht existiere, eine beliebige Frage an Gromow. Sie erblaßte und ging in den Saal. Ihr Bruder, der als Zuschauer zwischen den Säulen saß, rief sie an.

„Was willst Du?“ fragte sie.

„Haben diese Alenins Vermögen?“

Ohne zu antworten zuckte sie mit den Achseln und ging fort.

„Was habt Ihr?“ fragte die Oserow und näherte sich dem Sohne.

„Setzen Sie sich zu mir, Mama“, sagte Arkadij. Suchen Sie genau zu erfahren, was für eine Aussteuer die Alenins haben. Hübsch sind sie. Mit der Aelteren ist aber nichts anzufangen, das sehe ich schon. Die Blondine sieht recht lieblich aus.“

„Willst sie heiraten? Großer Fund, so gegen fünfhundert Dessjatinen für Zwei!“

„Nie können Sie genug bekommen, Mama. Eine hübsche Kohlmeise in der Hand ist mir lieber als Gott weiß was für ein Kranich im Himmel. Fünfhundert Dessjatinen — ein Gut, ein Haus, ein Garten und eine allerliebste Frau, das ist doch wahrhaftig besser als die Soldatenschwerenot.“

„Man muß aber doch mit der anderen Schwester teilen.“

„Das ist meine Sache. Halten Sie mich für einen Tölpel, daß Sie glauben, ich würde mit einem Mädchen nicht fertig? Nebenbei ist mein Schwager der Vormund Beider — da ließen sich Stückchen machen, sage ich Ihnen, Mama, daß es hübsch anzusehen sein wird. Das Mädchen muß ich fangen! Sie dreht sich zu viel um diesen Doktor. Den hat der Teufel hergebracht!“

In der That ging Ljuba mit erhitzten Wangen fortwährend bei Belajew vorbei; sie sah ihn nicht an und gab sich überhaupt den Anschein, als ob sie ihn nicht kenne. Als sie die Blicke des Fähnrichs bemerkte, setzte sie sich an den Flügel, um ihn zu sich zu locken und sich in den Augen

Belajews als umringt von Aufmerksamkeiten zu zeigen. Arkadij kam auch sofort und setzte sich neben sie.

Ljuba wurde ganz rot vor eitler Freude, griff einige abgerissene Akkorde, stand wieder auf und sah sich um, als ob sie jemand suchte. Julie war nicht im Saal.

„Wohin?“ fragte Arkadij. „Gehen Sie fort, weil ich mich neben Sie gesetzt habe?“

„Nein . . . . Wo ist Julie?“

Sie setzte sich wieder, nahm ein Notenheft und hielt es vor ihr Gesicht, so daß nur ihr Schwanenhals und die üppigen Haare, welche ein blaues Band umwand, zu sehen waren.

Schweigend sah Arkadij sie an.

„Langweilen Sie sich?“ fragte er.

„Sie sollen die Antwort haben, wenn wir erst näher bekannt sind.“

„Erlauben Sie mir, mich zu Ihren Bekannten zu zählen?“

„Das hängt nicht von mir ab, sondern von meiner älteren Schwester.“

„Sie werden überwacht? Nun, ich achte nicht darauf und komme zu Ihnen. Wie dankbar bin ich dem Schicksal für die hübsche Nachbarin!“

Ljuba sprang auf. „Wo ist Julie?“ fragte sie.

„Wohin? Bleiben Sie doch. Was brauchen Sie Julie?“

Ihr Herz schlug stärker vor Eitelkeit, daß ein so hübscher Fähnrich ihr den Hof machte. Hätten es doch alle gesehen, besonders Anjuta! Sie schaute sich um.

Unterdessen reichten die Diener den Thee. Vor den

General stellte man ein besonderes Tischchen mit einer silbernen Theekanne und allem Zubehör. Stillschweigend setzte sich Valerie neben ihn. Seit dem ersten Tage ihrer Hochzeit hatte Gromow die Sitte eingeführt, abgesondert von den übrigen den Thee einzunehmen. Würde es Valerie eingefallen sein, sich derselben zu widersetzen, er wäre fähig gewesen, sie an den Sessel zu binden. Zugleich mit dem Thee wurde ihm auf dem Theebrett ein Brief überreicht.

„Von wem ist der Brief?" fragte Valerie.

„Von Habarow. Ich habe ihn für den Sommer eingeladen und er schreibt, er werde in der nächsten Woche kommen."

„Du hast ihn eingeladen — wann? Du hast mir nichts davon gesagt", fuhr Valerie auf.

„Ich bin nicht gewöhnt, mich mit Frauenzimmern zu beraten", lachte Gromow und blinzelte dem Doktor zu. „Was kümmert Dich Habarow? Er kommt zu mir und nicht zu Dir. Wir beide sind uns Gesellschaft genug. Unsere Gespräche kannst Du gar nicht verstehen. Ist's nicht so, Pawel Iljitsch?"

„Habarow?" fragte Belajew kaltblütig. „Vielleicht der bekannte Schriftsteller?"

Valerie neigte sich errötend über ihre Tasse.

„Derselbe", erläuterte redselig Gromow. „Seine Schriftstellerei ist's eben, die ihn zu Grunde gerichtet hat. Er war ja früher mein Vorgesetzter. Wie er aber anfing seine Romane zu schreiben, verlor er die Partie! Ich bin General, er ist Oberst außer Dienst."

„Und den erwarten Sie bei sich?" fragte Belajew mit

einem leichten Anflug von Ironie, welcher Valerie vor Zorn und Scham erröten ließ.

„Seit drei Jahren hat sich Habarow bei uns nicht blicken lassen", bemerkte sie scharf ihrem Manne. „Wie Du darauf seine Bekanntschaft pflegen kannst, begreife ich nicht."

Gromow pfiff mit einem selbstzufriedenen Lachen.

„Und Du bildest Dir ein, ich sei mit ihm auseinander, weil der Mutwille über Dich kam und Du zornig auf ihn wurdest! Jedesmal, wenn ich in Moskau war, bin ich mit ihm zusammen gewesen; wir waren zusammen im Klub, speisten zusammen und Du wußtest nichts davon."

„Weshalb verbargst Du's vor mir?"

„Meine Liebe, nicht allein das verberge ich vor Dir. Unsereinen, wenn es darauf ankommt, wird die Frau in zehn Jahren nicht auskennen."

Bereits hatte Valerie eine stichelnde Antwort auf den Lippen; zur rechten Zeit jedoch näherte sich ihr die Oserow, welche nicht ohne Grund einen Zornesausbruch des Generals befürchtete. Belajew gab diese Familienscene Gelegenheit, auf den Balkon zu gehen, wo Anjutas Kleid schimmerte. Er setzte sich nahe der Thür neben sie.

„Sie sehen sich oft mit Gromows?" fragte er.

„Vor kurzem kamen sie an. Wir sind das zweite Mal bei Ihnen."

„Waren Sie früher mit Ihnen bekannt?"

„Mit ihr — nein. Und Sie?"

Im Ton Anjutas lag etwas, was Belajew veranlaßte, ihr fest in die Augen zu sehen. Er beantwortete ihre Frage

nicht und fuhr mit der Hand über die Stirn. Brennende Neugier regte sich in ihm, sicher zu erfahren: ist sie es, ist sie es nicht? . . . Aber wie es anfangen? Wie die Frage stellen? Wieder hob er den Kopf und sah ihr fest in das Gesicht. Und sie sah ihn an mit denselben tiefen wundervollen schwarzen Augen wie in jener Nacht . . . und es war ihm als schwebte ein Lächeln um ihre Lippen.

„Was ist Ihnen?" fragte Anjuta leise mit dem zutraulichen Ton einer alten Bekannten.

„Selbst weiß ich es nicht, aber ich habe die Empfindung, als ob tiefe Finsternis mich umgebe, und ich mühe mich mit allen meinen ringenden Kräften, einen Funken Licht zu sehen."

„Das muß eine peinvolle Empfindung sein", bemerkte Anjuta.

„Ja, mir ist überhaupt bedrückt zu Mut."

„Gerade hier in diesem Hause?"

„Ueberhaupt im Leben. Immerfort kommt mir die Erinnerung an so viel Mißlungenes, Schweres, Bitteres; und der Gedanke will mich nicht lassen, daß ich einem anderen böses gethan habe."

„Thaten Sie viel Böses? Unbewußt?" lächelte Anjuta.

„Anjuta, bist Du hier?" ertönte hinter ihnen die Stimme Ljubas. „Bitte, gieb mir eine Haarnadel."

Und Ljuba stellte sich vor sie hin, eine ganze Cascade Haare haltend, die sich Gott weiß wie aus dem blauen Bande gelöst hatte.

Anjuta gab ihr eine Haarnadel.

„Nun binde mir das Band", rief sie und neigte sich

graziös, versichert, daß Belajew jeder ihrer Bewegungen folge. „So, ich danke."

Wieder flatterte sie in das Gastzimmer, wo Julie sie unter den Arm nahm und ihr zuflüsterte: „Warum sitzt der Doktor bei Anjuta und nicht bei Dir? Was hast Du mir denn erzählt?"

„Du verstehst auch gar nichts. Er thut es mit Absicht, um nicht aufzufallen."

„O nein! Wie Du auch redest! Ich an Deiner Stelle hätte mich beleidigt gefühlt. Du mußt ihm gerade heraus sagen, daß es nicht hübsch von ihm ist. Sage es ihm doch, mein Herzchen; sage ihm, das hat mir Julie Gromow geraten. Ich nehme alles auf mich."

Ohne zu antworten machte sich Ljuba von ihr los und ging fort.

Belajew hatte inzwischen seine Cigarrenasche abgestreift und ein wenig nachgesonnen; und nun beantwortete er Anjutas Frage: „Bewußt — ja. Und dennoch unwillkürlich."

„Unwillkürlich und zugleich bewußt? Inwiefern . . ."

„Es giebt Augenblicke, in denen der Mensch das geringere Uebel wählt, um das größere zu vermeiden; unwillkürlich thut er es in diesem Fall, gezwungen durch die Verhältnisse."

Anjuta schwieg. Erregt sprach Belajew weiter: „Sie finden es auffallend, daß ich, trotz unserer kurzen Bekanntschaft, ein so abstraktes Gespräch angeknüpft habe?"

„Ich finde dabei nichts auffälliges."

Fast mit bittendem Ausdruck sah ihr Belajew in die Augen.

„Gestatten Sie mir", sagte er leise, „eine Frage an Sie zu richten, die Sie vielleicht nicht verstehen werden. Sind Sie es? Sind Sie es nicht?"

„Sie geben mir Rätsel zu raten. Zu welchem Zweck?"

„Um Abbitte zu thun für die Schuld, die seit drei Jahren auf mir lastet. Nicht rechtfertigen will ich mich — Rechtfertigung ist unmöglich. Aber mich drängt es, Ihnen zu sagen, daß ich nicht seelenlos war, kein niedriger Egoist, welcher nur das eine wollte: seine Last auf fremde Schultern abwälzen . . ."

Belajew hielt inne. Er hatte sich fortreißen lassen, mehr zu sagen, als er sich vorgenommen. Anjuta war sehr ernst geworden; umsonst bemühte er sich, in ihren rätselhaften Augen zu lesen, welchen Eindruck seine Worte auf sie gemacht hatten. Endlich wandte sie sich zu ihm und sagte: „Aus Ihren Worten vermag ich nur zu schließen, daß Sie mich für eine andere halten, welcher gegenüber Sie schuldig sind. Werde ich hören, worin diese Schuld bestand?"

„Wenn Sie jene nicht sind, so vermag ich nicht . . ."

„Wie durften Sie", unterbrach ihn Anjuta mit leichtem Erröten, „da ich jene nicht bin, sich erlauben, auf Grund einer zweifelhaften Aehnlichkeit ein Geheimnis preiszugeben? Zwar sprachen Sie in Rätseln, aber es genügt doch, bei ein wenig Neugier, die Kunst des Zusammenreimens . . . und der erste Zufall macht alles bekannt."

„Sie urteilen streng. In diesem Fall haben Sie auch wohl nicht Recht. Was ich Ihnen sagte, bereue ich nicht und will Ihnen auch sagen, weshalb . . ."

Hier wurde er abermals durch Ljuba unterbrochen, welche hastig zur Schwester kam.

„Anjuta, hast Du mein Tuch?“ fragte sie.

„Was für ein Tuch?“

„Ah Du hast's nicht, verzeihe die Störung.“

Sie entfernte sich wieder.

Der General runzelte die Stirn und stieß seine Frau an.

„Was hat er sich da festzusetzen?“ fragte er leise. „Mit wem flüstert er?“

„Wer?“ fragte Valerie laut und aufgeregt. „Von wem sprichst Du?“

„Wie einfältig! Vom Doktor.“

„Laß ihn doch um Gotteswillen in Ruhe. Sollen wir etwa für seine Unterhaltung sorgen?“

Gromow schnaubte sie an zum Zeichen seines Mißvergnügens.

„Weshalb bereuen Sie ihre Worte nicht?“ nahm Anjuta die unterbrochene Unterhaltung mit Belajew wieder auf.

„Weil ich nicht zu jeder Frau so sprechen würde wie zu Ihnen. Haben Sie Gesichter gesehen und Stimmen gehört, die unwillkürlich Ihr Vertrauen erweckten?“

Er unterbrach sich und sah sie fragend an.

„Sie verstehen zu schmeicheln, Sie sind gefährlich“, sagte Anjuta.

„Sie vergessen, daß Ihr Gesicht mich nicht getäuscht hat und schon einmal mein Vertrauen wachrief.“

„Worin bestand Ihre Schuld?“ fiel Anjuta ein. Und Belajew war es, als spielte um ihr Gesicht, während sie

diese Frage an ihn richtete, ein milder Glanz wie vom Mondhauch.

„Nicht jetzt“, entgegnete er. „Jetzt kann ich Ihnen nur sagen, daß ich jene wiedersehen möchte, nur um ihr zu sagen, daß sie ein großmütiges und kühnes Weib ist, daß sie für mich gethan hat, wofür ich ihr ewiger Schuldner bleiben werde, und . . . daß . . . ich viel geben würde, damit sie nachsichtiger meine Schuld beurteilte.“

Er wagte nicht, die Augen zu ihr aufzuschlagen.

Nach kurzem Stillschweigen sagte lächelnd Anjuta: „Wenn Sie mich durchaus an die Stelle jener setzen wollen, so sage ich Ihnen in deren Namen, daß Ihre Schuld, wie Sie sich ausdrückten, ihr kein Vertrauen zu Ihrem Charakter einflößen konnte; um nachsichtiger zu urteilen, muß man, denke ich, Zeit haben.“

Der weiche Ton nahm den Worten alles, was Herbes in ihnen war. Belajew fühlte sich zufrieden und wußte nicht einmal warum. Jetzt wollte er nicht von Anjuta weichen, obgleich er bemerkte, daß Gromow im Gastzimmer auf und ab ging und mit unzufriedener Verwunderung auf ihn sah. Valerie, welche der Balkonthür gegenüber saß, las eifrig die Zeitung; ihr Gesicht, eine Minute vorher blaß, war glutrot.

Belajew fühlte, daß es auffällig scheinen würde, wenn er sich jetzt nicht verabschiedete. „Ich bin hier nicht mehr nötig“, sagte er leise zu Anjuta. „Kann ich zu Ihnen kommen wie ein Bekannter?“

„Gewiß.“

Wie er sich erheben wollte, fühlte er eine leichte Be-

rührung seines Armes; ihm war, als hielte eine magische Kraft ihn gebannt.

„Noch ein Wort!“

„Bitte, sprechen Sie.“

„Konnten Sie glauben, ich habe meiner Schwester Gift gereicht?“

„Damals hatte ich Sie nicht gesehen.“

„Und jetzt?“

„O, ich glaube es nicht und nie werde ich, was man mir auch sagen mag, Schlechtes von Ihnen denken!“

Sie reichte ihm ihre kleine Hand, die er innig drückte.

Valerie hatte sich die Zeit über von ihm abgewendet und sah diesen Abschied in einem der Spiegel, welcher das ganze Zimmer zurückstrahlte.

Der General bat Belajew, zur Nacht zu bleiben; Valerie aber rief ihren Mann aus dem Gastzimmer zu sich.

„Wozu das?“ sagte sie. „Du rufst jeden ersten besten und wirst dann eifersüchtig. Laß diesen Doktor gehen, er ist mir unausstehlich.“

Gromow lachte vor Vergnügen und Belajew begriff, weshalb Valerie ihren Mann gerufen hatte. Da Valerie im Gastzimmer abgewendet von ihm stand, hielt er es nicht für nötig, von ihr sich besonders zu verabschieden; eine allgemeine Verbeugung machend, wendete er sich zur Thür. Valerie vermochte indes diese Mißachtung, wie sie vermeinte, nicht zu ertragen: sie wollte Sturm und nicht Ruhe.

„Schicken Sie die Pillen für Mama“, rief sie in barschem befehlenden Ton.

Belajew sah sich nicht um.

„Warten Sie", fuhr sie aufgeregt fort, „was kosten die Pillen?"

„Sie werden's später hören." Belajew sah sich halb nach ihr um und maß sie mit einem verächtlichen Blick.

Valerie ging sofort in ihr Zimmer. Sie wankte. Auf dem halben Wege hielt sie plötzlich still, lehnte sich an eine Säule und betrachtete aufmerksam Anjuta und Ljuba. Beide Schwestern hatten bei der ersten Bekanntschaft einen angenehmen Eindruck auf sie gemacht, Ljuba fand sie jedoch schöner. Wie sie jetzt aber die orginellen zarten Züge Anjutas, diese wundersamen, von Leidenschaft durchglüten Augen betrachtete, begriff sie die Gefährlichkeit einer solchen Nebenbuhlerin, besonders wenn dieselbe gefährlich sein wollte. Daß Belajew mit Anjuta sich lediglich so lange unterhalten, um sie zu necken und zu ärgern — daran zweifelte sie nicht; diese ihr gebotene Dreistigkeit erhitzte ihr Blut.

In ihr Schlafzimmer gekommen, riß sie das Fenster auf und bog sich mit voller Brust in die warme, feuchte Nacht hinaus. Sie lauschte. Ihr schien es, Belajew schleiche um das Haus herum; sie konnte nicht glauben, daß er sich entschließen würde fortzufahren, ohne ihr ein Wort unter vier Augen gesagt zu haben.

Sie liebte ihn nicht mehr. In diesen drei Jahren hatte sie sich gewöhnt, ihn wie tot für sich zu halten, umsomehr, da ihr die Erinnerung an die Verbindung, welche sie so seelenlos, beleidigend und grausam zu derselben Zeit zerrissen hatte, als Belajew seine Ehre und seine Zukunft für sie zu opfern im Begriff stand, unsäglich peinvoll war.

Die Angst, in der Welt und im Hause des Mannes ihre Stellung einzubüßen, hatte sie dermaßen blind gemacht, daß sie keine Hoffnung in die Redlichkeit Belajews setzte und es für das Geratenste hielt, ihm alle Briefe, alle Beweise ihrer Liebe abzunehmen und sich von ihm ohne Erklärungen loszusagen.

Von Zeit zu Zeit mußte sie denken: Was würde Belajew, der sie als ängstliches, gedrücktes, von allen abhängiges Mädchen gekannt hatte, sagen, wenn er sie jetzt entwickelt, stolz, als unzugängliche Aristokratin sähe? . . . Und nun hatte er sie gesehen . . . o Gott! . . . Wer von ihnen war kälter, zurückhaltender, unzugänglicher für die Liebe des anderen? Valerie fühlte brennenden, leidenschaftlichen Haß.

Ihre einsamen Betrachtungen wurden durch die Alenins gestört, die gekommen waren, um sich von ihr zu verabschieden. Anjutas Stimme machte sie erbeben: war sie jene Waffe, die Belajew gewählt hatte, um sie zu erniedrigen, zu verletzen — sie, seinen früheren Abgott?

„Es ist noch früh, ich lasse Sie nicht fort“, sagte sie zu den Schwestern.

„Wir müssen fahren, es ist Nacht“, erwiderte Anjuta.

„Bleiben Sie die Nacht bei mir. Nicht so, Ljuba Feodorowna? Sie haben sich so lange mit Julie nicht gesehen . . .“

„Sie wollte mich nicht fortlassen“, beeilte sich Ljuba zu sagen.

„Das ist ja reizend! Sie werden bei ihr schlafen und Anna Feodorowna in meinem Boudoir.“

Ljuba küßte Valerie und ging hinaus.

„Wollen wir hier sitzen bleiben, ich möchte nicht in's Gastzimmer gehen. Sagen Sie, Anna Feodorowna, sind Sie lange mit diesem Arzt bekannt?"

„Ich sehe ihn zum zweiten Mal."

„Schade, daß wir hier auf dem Lande genötigt sind, uns mit jedem Pfuscher zu begnügen. Ich bin überzeugt, er versteht nichts. Mein Instinkt trügt mich niemals. Er mißfällt mir außerordentlich. Und Ihnen?

„Weshalb mißfällt er Ihnen?"

„Er ist geistlos und selbstbewußt; man sieht's ihm an, daß er alle Frauen in sich verliebt glaubt."

„Mir scheint gerade das Gegenteil."

„Wirklich? Lange genug unterhielt er sich mit Ihnen; sicherlich machte er Sie durch Komplimente für sich geneigt", sagte lachend Valerie. „Mädchen sind so begierig darauf".

„Sie erraten schlecht", antwortete Anjuta aufstehend.

„Wohin wollen Sie. Was ist Ihnen?"

„Ich fahre nach Haus."

„Sie wollen ja bei mir zur Nacht bleiben."

„Das sagte ich nicht. Ich hatte auch vorher die Absicht zu fahren."

„Bleiben Sie doch. Was für ein Eigensinn. Ich habe die Absicht, Sie allmälig ganz zu mir herüberzuziehen. Ich bin Ihre Vormünderin!"

Anjuta, welche die schmeichelnden Kunstgriffe des Despotismus durchschaute, befreite sich aus ihrer Hand.

„Sie füchten, ich werde Sie beichten lassen?" fragte Valerie mit der Bitterkeit verletzter Eigenliebe.

„Wie könnte ich das fürchten! Von mir hängt ja die Erlaubnis ab, mich beichten zu lassen.“

„O sicherlich“, bemerkte Valerie ironisch. „Also auf Wiedersehen?“

„Auf Wiedersehen. Ich erwarte Sie jetzt bei mir.“

X.

Der Wagen des Generals hielt. Belajew erwachte aus seinen Träumen, stieg aus und betrat seine bescheidene Wohnung, die, außer dem Vorzimmer und der Küche hinter dem Flur, nur aus einem Zimmer bestand. Wie eingewurzelt blieb er auf der Schwelle stehen. Vor seinem Schreibtisch, den Rücken ihm zugekehrt, stand, in einem Buche blätternd, eine junge, ziemlich hoch gewachsene magere Frau, äußerst einfach, aber kokett gekleidet.

Er machte einen Schritt vorwärts, dann seitwärts, betrachtete den Gast wie etwas Seltsames und streckte dabei, wie abwehrend, die Arme vor. In diesem Augenblick wandte sie sich ihm zu. Ja! es war kein Zweifel mehr: vor ihm stand seine Frau. Seitdem er sie verlassen hatte, waren jetzt anderthalb Jahre verflossen. Im langschleppenden Kleid, mit unzähligen Ketten und Armbändern behängt, die Haare durch einen Chignon oder geschmacklose Locken entstellt, spielte sie in ihrem Kreise die Rolle einer Löwin.

„Guten Abend, Pawel Iljitsch“, sagte sie kaltblütig und reichte ihm die Hand. „Was siehst Du auf mich wie auf ein Wunder?“

„Guten Abend, Lisa. In der That bin ich erstaunt . . .“

„Wodurch?“

„Durch alles. Erstens durch Dein Erscheinen, und zweitens . . .“

„So hast Du gar nicht erwartet, mich hier zu sehen?“

„Natürlich habe ich Dich nicht erwartet, Du hast mir ja über Dein Kommen nichts geschrieben.“

„Glaubst Du etwa“, erwiderte mit wichtiger Miene Lisaweta Petrowna, „daß ich zu Dir gekommen bin? Das wäre hübsch! Hätte sich vielleicht die eheliche Liebe in mir geregt? Ich glaube, wir haben uns gegenwärtig vollkommen begriffen und ich bin nur gerade hierher gekommen, weil ich Dich wie einen Fremden ansah.“

Belajew atmete leichter.

„Weshalb bist Du gekommen?“ fragte er weicher.

„In Geschäften: ich will Unterricht geben. Das fade Stadtleben ist mir so langweilig.“

„Aber Du hast Dich niemals damit befaßt.“

„Ach mein Gott! Als ob mir so etwas nicht gleich von der Hand ginge!“

Vor Staunen konnte Belajew nicht zu sich kommen, mit einem sonderbaren Gefühl besah er die Frau von Kopf zu Fuß. Er entsann sich ihrer als einer bestrickenden Sirene, die ihre Bewegungen, ihr Lächeln vor dem Spiegel studierte . . . welche die Zeit nicht finden konnte, eine arme Näherin abzulohnen, zu gleicher Zeit aber ungeheuere Summen für wahnsinnige Nichtigkeiten vergeudete. Er ging, tief erregt, im Zimmer auf und ab; Zorn und bittere Ironie, die er seit langer Zeit nicht gefühlt, wallten in ihm auf. Dieses Weib kannte er auswendig, offen lag

vor ihm ihre innere Welt, ihre Unwissenheit und Ruhmredigkeit, ihre Selbstsucht . . . Mit Dingen, die ernst und heilig sind, will diese personifizierte Nichtigkeit ihr Spiel treiben — das ist zu viel! Wahrscheinlich hat sie in der Residenz einen Skandal gehabt, der sie zwang, auf einige Zeit, bis das Gerede verstummt, sich zu entfernen . . . Und sie kann nichts gescheiteres ersinnen, als dem Manne nachzulaufen . . . ihre kleinliche Eigenliebe verschweigt das Motiv ihrer Entfernung aus der großen Welt . . . dieses hohle Geschöpf erklärt ihr Handeln durch ernste Ziele."

„Aber weshalb bist Du gerade hierher gekommen, wo Du die Verhältnisse nicht kennst?"

„Weil Du mir hier helfen kannst."

„Ah!"

„Dieser ewige Müssiggang ist mir so langweilig geworden. Ich dachte . . ."

„Willst Du Thee trinken?" rief Belajew, sie heftig unterbrechend.

„Ja, und irgend etwas zum Abendessen."

„Aber dazu muß ich die Köchin wecken."

„Was ist da weiter? Sie kann sich nachher wieder hinlegen."

Belajew ging hinaus und bald hörte man im Flur Geräusch.

„Jetzt wollen wir vom Geschäft sprechen", wendete sie sich an ihn, als er zurückkam. „Ich hörte, in Sawialowo, drei Werst von hier, sei eine Schule, wo ein Meßdiener unterrichtet. Ich bin überzeugt, man wird mich mit Vergnügen anstellen."

Im Zimmer herrschte Stille.

„Pawel Iljitsch“, fing von neuem Lisaweta Petrowna an, „weiß man hier, daß Du verheiratet bist?“

„Wahrscheinlich nicht, ich habe es niemand gesagt — und weshalb?“

„Ich kombiniere“, antwortete sie, ein wenig verwirrt; „wenn es wirklich hier noch keiner weiß, so braucht man's ja auch nicht zu sagen. Für meine Zwecke ist es nötig, daß niemand ahne, ich sei verheiratet. Ich beabsichtige, mich mit meinem Mädchennamen Gorew zu nennen.“

„Auf Deinem Paß steht ja aber Belajew.“

„Bah! Wem werde ich ihn zeigen? In den Dörfern nimmt man's nicht so genau. Du wirst mich als eine gute Bekannte empfehlen — damit Basta!“

Belajew war es, als lächelte ihn diese Idee an. Wenigstens dem Aeußern nach wieder frei und unabhängig, diesem Weibe fremd zu sein, hatte für ihn einen solchen Reiz, daß er ohne weiteres auf den Vorschlag einging.

„Wo wirst Du wohnen?“ fragte er.

„Bereits morgen werde ich mich wegen meines Eintritts in die Schule umthun.“

„So etwas macht sich nicht in einem Tage. Und bis dahin?“

„Willst Du mich nicht bei Dir beherbergen?“ fragte sie mit kokettem Lächeln.

„Unmöglich!“ gab er fest zurück. „Ich wundere mich, wie Du darauf kommst, da Du Dich nicht für meine Frau ausgeben willst.“

„Verschaffe mir ein Quartier.“

„Das mußt Du Dir selbst in Sawialowo suchen. Weshalb willst Du mich in Deine Launen verwickeln? Du hast Dich von mir losgesagt.“

„Ueber die männliche Eigenliebe!“ lachte Lisa. „Ich denke, Du hast Dich zuerst von mir losgesagt.“

Sie erwartete eine Widerlegung. Belajew aber sagte lediglich, daß er ihr sein Zimmer abtrete und selbst in der Küche schlafe; die Köchin und den Arbeiter werde er verständigen, sie sei eine ihm völlig Fremde.

XI.

Als kaum der frische Frühling dem heißen Sommer gewichen war, belebte sich das Gromowsche Haus durch die Ankunft Habarows, welche in das einförmige Leben ein Element der Neuheit und des Interesses brachte.

Valerie begegnete ihm mit einem Anfluge der früheren Anhänglichkeit. Ihr alter Zank war ganz und gar vergessen. Gromow fühlte sich seit der Ankunft Habarows völlig in seinem Element; gewöhnt, über alles mit ihm sich zu beratschlagen, bildete er sich ein, daß er Habarow mit seinen Ratschlägen beistehe.

Seinem eigenen Wunsche zufolge überließ man dem Gaste den Gartenpavillon, welcher zwei Zimmer enthielt; ohne sich stören zu lassen verbrachte er dort, lesend und schreibend, ganze Tage.

Hier besuchte ihn Belajew gelegentlich, obgleich derselbe, früherer Vorkommnisse halber, keine besondere Sympathie für ihn hatte; was ihn aber immer wieder zu ihm zog,

war das tiefe Bedürfnis des gebildeten Mannes, mit einem aus gleicher Sphäre zu verkehren.

„Mich wundert es", sagte einst Belajew, „weshalb Sie hierher kamen."

„Inwiefern?"

„Sie — Gast eines Gromow! Mir könnte man bieten, ich weiß schon nicht was . . ."

„Es ist unausstehlich, gewiß. Dennoch bin ich ihm für seine Einladung verbunden. Hier ist der einzige Ort, wo ich, jetzt wenigstens, zu arbeiten vermag — hier in diesem Pavillon mit dem Grün vor den Fenstern, dem Rauschen der Bäume um mich her. Ich konnte in Petersburg nicht schreiben, Unruhe, Mißstimmung befielen mich, daß ich an meinem Talent verzweifelte . . ."

„Weshalb reisten Sie nicht in's Ausland?"

„Ist's im Ausland anders? Kann man dort allein sein? Nein, ich ziehe unser Rußland vor. Wie alles so weit ist! Sehen Sie hinaus: wie viel Raum, Breite, Fläche!"

Habarow blickte durch das Fenster. Ein endloses Panorama breitete sich aus — Felder, Weiden, Gehölz, wieder Felder, bis alles mit dem Horizonte zusammenfloß. In den Augen des Schauenden lag ein weicher sinnender Schimmer.

Mit geheimer Verwunderung betrachtete ihn Belajew und ein sonderbares Gefühl beschlich seine Brust; er hatte sich gewöhnt, die Natur vor allem auf ihre Nützlichkeit anzusehen, weshalb er sich versucht fühlte, Habarows Anschauung überschwänglich und seltsam zu finden. Aber wider Willen fesselte ihn der Ausdruck beschaulichen Ge-

nießens, der in jedem Gesichtszuge Habarows geschrieben war. Er empfindet lebhafter als ich, dachte er, und ich bin mindestens fünfzehn Jahre jünger als er.

Habarow stand auf und nahm seinen Hut. Schweigend nahm Belajew den seinen und ging als erster hinaus.

Es war in der zehnten Morgenstunde. Hoch am Himmel stand die Junisonne und ihre Flammengarben bestreuten mit glühendem Licht das Dach des Gromowschen Hauses, die bunten Blumenbeete des Gartens und den breiten Fluß; leise bewegte sich die mit roten Franzen und Puscheln verzierte Leinwand des eleganten Badehauses, welches sich an den Gartenzaun lehnte. In diesem jedem unbescheidenen Auge abgeschlossenen Heiligtum befand sich in diesem Augenblick, bis an die Schultern im Wasser, Valerie, die Herrin des Hauses. Sie saß auf den Treppenstufen, welche bis zum Boden führten und vom Wasser verdeckt waren. Den Kopf zurückgeneigt, mit halbgeschlossenen Augen, beide Arme auf die Oberfläche des Wassers gestreckt, sah sie aus wie eine seltsame weiße große Blume — so zart und blaß war ihre Haut, beschattet von glänzend schwarzen Flechten, die in schwerer Masse auf ihrem Nacken lagen. Etwa zehn Minuten saß sie so, lautlos und unbeweglich, von ruhelosen Gedanken gequält und mechanisch auf das Plätschern des Wassers horchend. Plötzlich ließ sie ein Klopfen an der Thür auffahren.

„Das bin ich, Mama", rief Julie von außen. „Kann ich eintreten?"

Ohne jedoch die Antwort abzuwarten, betrat Julie das Badehaus und stieß dabei mit dem Kopf an die Thür.

Widerwillig mußte Valerie lächeln. „Du bist unceremoniell", sagte sie.

„Das ist ein besonderer Fall, Mama! Deshalb bin ich zu Ihnen gelaufen. Hören Sie . . ."

„Wart' einen Augenblick, ich gehe gleich hinaus, reiche mir das Laken."

Aber Julie, die in ihrer Aufregung nichts hörte und nicht einmal bemerkte, daß sie auf nassen Brettern stand, fuhr fort: „Ljubotschka hat mir eben erzählt . . . aber sie nahm mir das Ehrenwort ab, niemand davon ein halbes Wort zu sagen, nicht einer lebendigen Seele, keinem Menschen . . ."

„Dann bin ich ja nach Deiner Meinung kein Mensch", lachte Valerie, indem sie sich einen langen weiten Batistpeignoir überwarf.

„Mit Ihnen ist's etwas anderes. Ihnen, denke ich, kann man's anvertrauen."

Sie gingen in die zweite Abteilung, das Boudoir des Badehauses. Es war mit einem weichen Teppich belegt, dunkelrote Divans standen in der Runde; mitten auf der Hauptwand, zwischen zwei hohen duftigen Oleandern, war ein großer venetianischer Spiegel angebracht. Durch die heruntergelassenen dunkelroten Vorhänge schimmerte die Sonne und verlieh dem Gemach ein heißes phantastisches Kolorit.

„Nun?" begann Valerie. Sie ließ sich nachlässig auf dem Divan vor dem Spiegel nieder und band ihre feuchten Flechten auf.

„Ach, Mama, wie gruselig! Und wir beide wußten gar nicht, wie diese Schwester von Ljuba ist!"

„Wie ist Ljubas Schwester?“

„Diese Anjuta, Anna Feodorowna, denken Sie Mama . . .“ sie verschluckte sich vor Entzücken, daß ein solches Geheimnis in ihrer Gewalt war. „Sie hat ihr Kind getötet!“

Valerie richtete sich gerade auf, sie ließ den Kamm auf die Knie fallen.

„Du träumst, Julie!“

„Fragen Sie Ljuba. Sie ist zwar bereits nach Haus gegangen, aber ich kann sie noch einholen.“

„Was erzählte sie Dir?“

„Ach, Sie möchten alles wissen!“ rief Julie triumphierend. „Aus Freundschaft hat sie es mir gesagt. Ich werde gewiß ihre Freundschaft nicht mißbrauchen und wenn man mich in Stücke . . .“

„Jetzt sehe ich, daß alles Unsinn ist“, sagte Valerie, ihr Haar weiter ordnend. „Nichts derartiges erzählte Dir Ljuba von ihrer eigenen Schwester.“

„Da irren Sie sich. Mir sollte sie's nicht sagen! Sie hat mir ihre ganze Seele ausgeschüttet. Sie hat mir ihr verschwiegenstes Geheimnis offenbart. Ach, und wie sie weinte!“

„Weshalb weinte sie?“

„Sie sind sonderbar, Mama, bei Gott! Soll sie denn nicht weinen, wenn ihre Schwester so ist! Hat Anna Feodorowna ihr eigenes Kind getötet, um wie viel leichter kann sie sich entschließen, die Schwester umzubringen.“

„Ich glaube nicht daran. Wüßte ich nur, wie alles gewesen ist . . .“

„So war's“, begann Julie ihren Bericht, indem sie sich

plump auf den Divan warf und an ihre Stiefmutter lehnte, so daß dieselbe gezwungen war, abzurücken. „Ljuba war noch im Institut . . .“

„Mithin konnte es in ihrem Beisein nicht geschehen sein.“

„Was schadet das? Dafür hat ihr die Tante alles erzählt.“

„Welche Tante?“

„Auch eine Alenin, sie heißt Nasstassja Dmitrijewna. Deshalb kommt sie jetzt auch nicht mehr zu ihnen. Zu Ljuba hat sie gesagt: „Denke, Ljuba, kann ich noch zu Euch kommen? Gegen Dich habe ich gar nichts, aber Deine Schwester will ich nicht sehen!“ Als nämlich Anjuta ihren Gymnasialkursus beendet hatte, ist die Tante nach Moskau gefahren, um sie zum Vater zu bringen. Sie fuhren zu einer Pilgerfahrt und Anjuta war in der Nacht verschwunden, aber noch vorher stieg jemand durch's Fenster . . . und Anjuta ist mit einem Mann durch den Korridor gegangen.“

„Und daraus schließest Du, daß sie einen Kindesmord begangen hat? Wo ist überhaupt hier von einem Kinde die Rede?“ fragte spöttisch Valerie.

„Wie Sie schwer von Begriff sind, bei Gott, Mama! In der Nacht, als sie verschwand, war sie gegangen, um ihr Kind zu ertränken.“

„Wo kann sie's denn zur Welt gebracht haben?“

„Nun, irgendwo. Im Fluß hat man's gefunden und dadurch kam die Geschichte heraus. Man sah sie auch, bleich wie eine Tote. Und wie sie wieder in den Gasthof kam, brach sie zusammen. Und dann befiel sie ein Nervenfieber. Immer phantasierte sie, daß sie das Kind in's

Wasser werfe und sie jemand bei der Hand fasse. Da machte die Tante schnell, daß sie mit ihr fortkam, um weiteren Klatschereien aus dem Wege zu gehen und brachte sie krank zum Vater.

„Wo hat Ljuba die Tante gesehen?“ fragte Valerie nachdenklich.

„Sie sah sie bei Verwandten, Anjuta war auch dabei. Und wie die Tante einmal anfing, sie vor aller Augen herunterzuzanken, hat sie ihr gleich alles in's Gedächtnis gerufen.“

„Und was sagte Anjuta?“

„Nichts. Nicht mit dem Auge blinzelte sie. Ljuba sagt: Hätte man mich so behandelt, ich wäre tot hingefallen; und ihr war's, als bliese man in die Luft! So gefühllos wie aus Stein ist sie! Alle waren darüber bestürzt, die Tante bekam einen hysterischen Anfall.“

Valerie machte noch einige Fragen. Als sie sich indes versichert hielt, daß Julie nichts weiteres wußte, ward sie nachdenklich und achtete nicht mehr auf deren Geschwätz. Die Nachrichten, welche sie erfahren, hatten für sie Wichtigkeit. Drei Wochen waren seit ihrer Ankunft in Sawialowo vergangen, für Valerie eine Zeit fieberhafter Aufregung; von Unruhe hin und her getrieben, hatten sich ihre Gefühle vollends verwirrt. Eines nur war klar in ihrer Seele: ihre Feindschaft zu Anjuta Alenin — ein Gemisch von Neid und Eifersucht, und gleichzeitig von Achtung und Angst. Sie gehörte nicht zu jenen kleinlichen Naturen, welche demjenigen, der ihnen mißfällt, alle Verdienste absprechen. Sie empfand im Gegenteil, daß ihr keine Freundschaft so erwünscht gewesen wäre, wie diejenige Anjutas,

wenn das Schicksal sie beide nicht in diese feindselige Lage gebracht hätte; daß sie auf der weiten Welt niemand so gern die Geheimnisse ihres ruheleeren heißen Herzens anvertraut haben würde wie Anjuta. Aber schon seit den ersten Tagen stand Belajew zwischen ihnen. Belajew sah sich ungestört mit ihr, zu jeder Zeit, in ihrem eigenen Hause, erging sich mit ihr in Schluchten und Gehölz, sammelte Kräuter und Gräser gemeinsam mit ihr, und in ihrem gegenseitigen Benehmen bemerkte Valerie mehr und mehr Vertraulichkeit. Anjuta schien zufrieden zu sein und fürchtete nichts, während Valerie auf jedes Wort, auf jeden Blick achten mußte und sich nicht einmal erleichtern durfte durch einen Ausbruch der Eifersucht... Wie oft hatte Anjuta diesen Belajew gebeten, wenn sie zusammen fortgingen, sie nach Hause zu begleiten, und sie gingen nebeneinander vor den Augen aller... sie aber, die stolze Generalin, blaß vor ohnmächtiger Wut und ihrer selbst nicht sicher, daß von ihren Lippen sich nicht sinnlose Worte lösten... lief in ihr Zimmer, warf eine schwarze Mantille über den Kopf, schlich durch die Hinterpforte auf den mit Gras und Kletten bewachsenen Fußsteig jener Stelle zu, wo Anjuta und Belajew herauskommen mußten. Lange folgte sie ihnen mit den Augen, brennende Thränen tödlich beleidigten Stolzes zurückdrängend. Daß dieser Mensch, welcher sie früher die Seine genannt, bis zu solchem Grade sie vergessen, sein Glück so von sich stoßen konnte, um vor ihren Augen der Liebe einer anderen sich hinzugeben — das hatte Valerie fast rasend gemacht.

Und noch verzweifelter empfand sie ihre Lage seit der Ankunft Habarow's. Mit Staunen sah Valerie, daß dieser

nicht mehr der ersten Jugend angehörige Mann, der gelebt hatte, stundenlange Unterhaltungen mit Anjuta führte, ihr aus seinen Romanen vorlas, heiß mit ihr stritt, sie von Belajew abspenstig machte. Statt aber über dieses letztere Verhältnis Freude zu fühlen, erschrak Valerie: es war ihr nur ein neuer Beweis der Macht ihrer Gegnerin.

Welch bestrickender Geist ist in ihr? dachte sie. Ljuba ist hübscher... und doch ist sie nicht halb so gefährlich.

Solche Gedanken hatten den Bericht Julies, der eindrucksvoll auf sie wirkte, unterbrochen. Jetzt besaß sie das Geheimnis Anjutas, hatte über sie ein moralisches Uebergewicht.

„Wo ist Habarow?" fragte sie.

„Ljuba und ich haben ihn eben gesehen, wie er, ein Manuskript unter dem Arm, durch das Gehölz ging, wahrscheinlich zu Alenins."

Ein Fältchen der Unzufriedenheit legte sich auf Valeries glatte Stirn. Noch hatte sie nicht Zeit gehabt, ihre Haare zu glätten, als sich Schritte hören ließen, die sich dem Pavillon näherten. Die Thür that sich auf — es erschien die feiste Figur Gromows, und hinter derselben Belajew.

Errötend, verwirrt, hastig ihr Peignoir zuhaltend, sagte Valerie: „Abram Nikolajewitsch, ich bin nicht angezogen. Hat man Dir im Hause nicht gesagt, daß ich in's Bad gegangen bin?"

„Ich kam mit Absicht hierher", entgegnete Gromow.

„Du bringst mir einen Gast fast in's Bad?" rief sie heftig, mit bebenden Händen ihre Haare auseinander drehend und wieder zusammen raffend.

„Wegen Deiner schlechten Angewohnheit, Dich nicht gleich am Morgen ordentlich anzukleiden, habe ich, um Dich zu belehren, den Doktor absichtlich hierher gebracht. Mag er sich über Deine Nachlässigkeit belustigen. Siehst Du, wie Du Dich jetzt schämst!"

Valerie erstickte beinahe vor Zorn, Aerger und Erniedrigung. Plötzlich wendete sie sich zu Belajew mit funkelnden Augen: „Was stehen Sie hier! Wie können Sie bleiben, wenn Sie sehen, daß Ihre Gegenwart mich kränkt, mich ... die Herrin des Hauses! Ich bin nicht angekleidet. Sie drangen in mein Bad ein!"

Belajew trat einen Schritt zurück, der General aber schob ihn bei den Schultern von der Thür fort; gleich darauf lärmte seine tolle Stimme: „In Dein Bad? Ist irgend etwas Dein? Hier gehört alles mir, vergiß das nicht!" Er drohte ihr mit dem Finger. „Und wie unterstehst Du Dich, dem Doktor zu sagen, er sei hier eingedrungen! Ich selbst habe ihn hierher gebracht!"

„Wie durftest Du ihn bringen!"

Der General ward dunkelrot vor Zorn. Sein langer Schnurrbart zitterte.

„Ich, der Mann, werde nicht wagen, zur Frau zu bringen, wen ich will! Was schert es mich, daß Du nicht angekleidet bist! Es fällt Dir ein, mir vorzuschreiben, wie ich mich Dir gegenüber zu benehmen habe? Hast Dich wohl mit Nihilismus abgegeben ... haben da irgendeine Gleichheit zwischen Mann und Frau entdeckt ... Ich werde Dir zeigen, auf welcher Seite das Recht ist: paßt es mir, bringe ich Dir Gäste, wenn ..."

Es blieb ungewiß, womit die wilde Phrase Gromows geendet hätte, wenn Belajew nicht zwischen ihn und Valerie, die vor Aufregung krampfhaft erbebte und auf den Divan niederfiel, getreten wäre.

„Genug, General!“ sagte er entschlossen. „Mit Frauen kann man so nicht sprechen.“

„Weshalb nicht?“ fragte Gromow, seine Augen weit öffnend, mit dummer Verwunderung.

„Ich sage Ihnen, man kann es nicht! Sehen Sie, was Sie mit Ihrer Frau gethan haben. Wir beide müssen von hier fortgehen.“

Der General wurde furchtsam. In solchem Ton hatte noch niemand mit ihm gesprochen.

„Nun, ist sie krank?“ fragte er verwirrt. „Weshalb fortgehen? . . . Ihr Aerzte seid jetzt so wunderlich . . . Weshalb kann ich nicht weiter reden?“

„Mama ist ohnmächtig!“ rief Julie durchdringend und nahm geschäftig von dem Tisch die Karaffe und ein Glas

Valerie zitterte so stark, daß ihre Zähne an das Glas schlugen und sie kaum das Wasser zu schlucken vermochte.

Das sorgenvolle Aussehen des Arztes war nicht ohne Wirkung auf Gromow geblieben; er fühlte sich nicht mehr heimisch in seinem Element.

„Ach dieses hysterische Wimmern der Frauenzimmer!“ sagte er, mißfällig mit der Hand abwinkend. „Glauben Sie mir, Doktor, nicht Hunderttausend würde ich für Ihre Thätigkeit nehmen. Bleiben Sie hier, ich werde die Stubenmädchen hierher schicken. Ist irgend ein belebendes Mittel nötig? . . . Julie, gehe nicht fort.“

Bei diesen Worten entschlüpfte der General. Gar zu gern hätte er die Frau weiter geschmäht, aber in Gegenwart des Doktors war es ihm ungelegen.

Wie die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, erhob sich Valerie, nahm aus dem Schrank einen großen Shawl und wickelte sich hinein, dann wendete sie sich ruhig und befehlend an Julie: „Geh, ich muß mit dem Doktor allein sein."

„Weshalb? Störe ich etwa?"

„Geh!" wiederholte Valerie erblassend und die Hände ringend; und leise flüsternd, während sie sich seitwärts neigte, rang es sich aus ihr los: „O diese verfluchte Rasse!"

Julie bestand auf ihrem Willen. „Papa hat mir befohlen, hier zu bleiben", sagte sie. „Ich bleibe natürlich nicht deshalb, weil er's befohlen hat", wandte sie sich erläuternd zu Belajew; „kein Vater hat das Recht, seiner Tochter Befehle zu geben; die Eltern haben ihre Ueberzeugungen, wir unsere. Wir haben im Institut beschlossen, nicht nachzugeben . . ."

Noch hatte sie ihre Tirade nicht beendet, als Valerie sich ihr näherte; der Stieftochter einen heißen Blick zuschleudernd, zischelte sie: „Gehst Du — oder nicht?"

Ihre Stimme verkündete den nahenden Sturm. Julie trat einen Schritt zurück.

„Wie Sie mich erschrecken, Mama!"

Valerie stieß sie zur Thür hinaus und schloß mit dem Haken ab. Unbeweglich und blaß stand Belajew. Einige Sekunden lang dauerte das Schweigen, nur durch die Atemzüge beider unterbrochen. Valerie schlug die Hände vor das Gesicht, durch ihre gepreßten Finger rannen die Thränen.

Belajew war tief ergriffen.

„Valerie Pawlowna!“ sprach er sanft mit ungewisser Stimme.

Ein Gefühl, halb zaghaft und halb beseligend, ergriff sie bei dem Ton dieser Stimme. Seit Jahren zum ersten Mal allein mit ihm! Wie klingt in diesem verschwiegenen Pavillon so zärtlich und wonnig und flehend ihr Name von seinen Lippen! Stürzte er jetzt ihr zu Füßen . . . dann mag der Mann kommen, sie töten . . . Was noch gestern von Bedeutung gewesen, wie schien es ihr jetzt so nichtig vor der Frage: Liebt Belajew sie? Versteht er sie? Hofft er . . .?

Mit angehaltenem Atem, noch immer das Gesicht mit den Händen bedeckt haltend, wartete sie. Ihr war, als ob heiße Hände die ihrigen berührten und eine jahrelang zurückgedrängte Leidenschaft flüsternd riefe. Trug der erhitzten Sinne! Als sie die Hände vom Gesicht nahm, stand Belajew auf derselben Stelle, zwar sichtlich bestürzt, aber nichts an ihm verriet ein zärtliches Gefühl. Valerie erinnerte sich ihrer Schuld gegen ihn, erinnerte sich Anjutas, ihr Herz ward wieder voll Bitterkeit und es grollte in ihr der Zorn, die Eigenliebe und der beleidigte Stolz.

„Sind Sie gekommen, um sich an meiner Erniedrigung zu weiden“, ließ sie ihn hart an. „Es war Ihnen zu wenig, mir Ihre Bekanntschaft im Salon aufzudrängen, Sie wollten mir auch in meine letzte Zuflucht folgen und mich als Frau kränken!“

„Da Sie mich kaum beachteten“, erwiderte Belajew, „mußte ich glauben, meine Bekanntschaft mit Ihrem Mann

sei Ihnen gleichgiltig; hierher kam ich zufällig, gegen meinen Willen . . .“

„Natürlich“, unterbrach ihn Valerie ironisch, „eine Frau, die sich so erniedrigen konnte, Ihnen jemals angehört zu haben, ist verachtet in Ihren Augen, daß Sie bei ihr weder Frauenscham noch Gefühl, noch die Möglichkeit, Beleidigungen zu fühlen, voraussetzen. Mit ihr kann man sich alles erlauben: sie kränken mit seiner Gegenwart, vor ihren Augen Intriguen anzetteln . . . es ist nichts zu befürchten: beim ersten Wort des Protestes ihrerseits kann man ja dem Manne sagen, seine Frau sei eine niedrige lügnerische Kreatur, eine . . . nicht so, Pawel Iljitsch?“

„Valerie Pawlowna“, erwiderte Belajew erregt, aber ernst und fest, „was Sie sagen, ist nicht Ihre Meinung, kann es nicht sein. Ich kannte Sie zu gut, um auch nur für einen Augenblick zuzugeben, daß Sie so empörend von irgend jemand denken können . . . und nun gar von mir! Ich begreife, wie schwer Sie an dem Vergangenen tragen, und beeile mich, Ihnen zu versichern, daß es für immer abgethan ist . . .“

Heftig warf Valerie den Kopf zurück. „Ist es so“, rief sie, „weshalb kränken Sie mich bei jedem Schritt! Sehen Sie nicht, was Sie aus mir machen? Sehen Sie nicht, daß Sie mich töten?“

Als suche er ein Echo dieser leidenschaftlichen Worte, heftete ihr gespannter Blick sich gerade auf Belajews Gesicht. Er begriff sie, denn er erblaßte noch mehr und seine Augen sahen zu Boden.

„Befehlen Sie“, sagte er mit schwacher Stimme, „ich

will alles thun, was Sie wünschen . . . Alles, was Sie beruhigen kann."

Krankhaft bitter lachte Valerie.

„Sorgen Sie nicht um meine Ruhe! Sie können dieselbe nicht stören. Ich wundere mich nur über eines . . . wie Sie nicht begreifen, bis zu welchem Grade mir Ihre Gegenwart widerwärtig ist . . . Ihre niedrige Aufführung in meinem Hause . . . Sie . . . Sie . . . Sie . . ."

Außer sich, mit vor Zornesthränen getrübten Augen in dem entflammten Gesicht, sprang sie auf. „Gehen Sie! Sofort! Diese Minute! Daß ich Sie nicht mehr sehe . . . hören Sie? Oder ich rufe den Mann und erzähle ihm alles . . . alles . . . Und dann . . ."

„Und dann spielt sich eine neue Komödie ab, genre burlesque", sagte Belajew, um den letzten Rest seiner Geduld gebracht, mit schonungslosem Spott. „Laden Sie, Valerie Pawlowna, mich zu der Vorstellung ein."

Er wandte sich zur Thür. Stöhnen ertönte hinter ihm. Mit schnellen Schritten, ohne sich umzusehen, ging er vorwärts.

XII.

Während diese erhitzte Scene sich abspielte, war der General dem Herrenhause zugegangen, um die Stubenmädchen in das Badehaus zu schicken. Im Blumengarten sah er Lisaweta Petrowna Belajew, die sich ein Bouquet pflückte.

Vorläufig, da die Einrichtung der Gemeindeschule noch nicht vollendet war, wohnte sie als Gast bei Gromows. Der General, der überdies eine Schwachheit für das weibliche Geschlecht hatte, brüstete sich mit der von alters her geübten Gastfreundschaft. Anfangs freilich war er erschreckt über die Ansichten der Lisaweta Petrowna, indes nach zwei, drei Gesprächen unter vier Augen mit ihr fühlte er sich vollständig beruhigt und teilte seinem Vertrauten, dem Kammerdiener Terentij mit, daß sie sich nur verstelle und ein lockerer Zeisig sei. Valerie war froh, den Mann bei einer Zerstreuung zu wissen, damit er sich weniger um sie kümmerte; des größeren Erfolges halber hatte sie sich eifersüchtig gestellt, was Gromow gerade bewog, Lisaweta Petrowna in sein Haus zu laden. Bereits seit drei Wochen wohnte sie hier, gleich den Vöglein des Himmels weder säend noch erntend noch Aehren in die Kornkammern tragend — das heißt vollkommen unbekümmert um die Zukunft. Uebrigens erzählte sie eifrig allen, Bekannten wie Unbekannten, Nachbarn, Bauern und allen Begegnenden, daß sie für ihren Eintritt als Lehrerin in die Gemeindeschule unermüdlich sorge und jeden Tag mit Hindernissen kämpfe. An diesem Morgen war sie um neun Uhr aufgestanden, hatte Thee mit der Wirtschafterin getrunken, mit derselben über die Not des Volkes gestritten und sich darauf in den Garten begeben; mit Ungeduld harrte sie des Augenblickes, wo die Herrin des Hauses aus dem Bade treten würde, um nach ihr in den reinen kühlen Fluten sich zu erfrischen.

In kurzem grauen Kleide mit weißem Schürzchen, über den Kopf ein Spitzentüchelchen geworfen, flatterte Lisa so

niedlich zwischen den Blumen, daß Gromow, wie ein Elefant durch die Büsche schreitend und alles auf seinem Wege niedertretend, sofort auf sie zueilte. Auf der Stelle hatte er vergessen, weshalb er in's Haus gehen wollte, da es ihm immer sehr schwer gewesen war, zwei Gedanken auf einmal im Kopfe zu behalten.

Lisa, die schon von weitem seine Annäherung bemerkte, beugte sich über einen blühenden Georginenstrauch und that, als ob sie denselben mit Entzücken betrachtete. Die verliebten Blicke des Generals waren ihr gleich zu anfang ihrer Bekanntschaft nicht entgangen und sie hatte mit Genugthuung ihr Betragen danach eingerichtet. Der Gedanke reizte sie, ihre Talente nicht lediglich einem gewöhnlichen Zweck leerer Gefallsucht anzupassen, dieselben vielmehr zum Vollbringen wichtiger Dinge spielen zu lassen. So wenigstens nannte sie, wenn sie mit sich selbst redete, ihren Plan. Deshalb fand sie es jetzt in der Ordnung, Gromow mit einem verheißenden Lächeln zu beglücken und in seiner Gegenwart ungemein aufgeweckt zu sein.

„Ach Sie sind es“, rief sie. „Nun, ich werde fortlaufen, ich bin nicht in Toilette . . .“

„O, ich lasse Sie nicht“, rief der General, plump auf sie zugehend und seine Riesenhände wie einen Fächer ausbreitend. „Hat eine Ausrede gefunden, sehen Sie mal; nicht in Toilette! . . . Entzückend! . . . Ein Schürzchen . . . Schuhchen . . .“

Lisa lachte.

„Ich bitte Sie, bei Ihnen muß man immer in Seide, mit einer Schleppe . . . ein Generalshaus!“

„Gott mit Ihnen und Ihrer Schleppe . . . Aber daß das Füßchen zu sehen ist — das liebe ich.“

„Ei“, rief Lisa und setzte sich hinter einen Rosenbusch, „sehen Sie sich um; Felissata Petrowna sieht auf uns, als ob sie mich aufessen wollte.“

Gromow lachte auf. Lisaweta Petrowna fürchtete in der That die Schwiegermutter und nicht ohne Grund; denn dieselbe verfolgte sie mit ihrem Haß und beschuldigte sie aller möglichen Schlechtigkeiten.

„Ach wollen wir fortgehen, wollen wir fortgehen“, murmelte Lisa. „Stellen Sie sich vor mich hin, Abram Nikolajewitsch.“

„Wollen wir in die Laube gehen“, beruhigte er sie.

Während sie in die Laube gingen, sagte Lisa so laut, daß Felissata Petrowna, welche horchend im Fenster stand, ihre Worte verstehen mußte: „Aber, General, wann werden die Bänke und Tafeln für die Schule fertig? Ich warte ja.“

„Was geht es Sie an? Ich habe die Einrichtung beim Tischler bestellt und Sie sollen alles erhalten.“

„Nun, Gott mit den Bänken“, bemerkte Lisa neckisch, als sie aus der Hörweite Felissata Petrownas waren. „Ich kann ja auch meines Lebens nur froh sein, so lange ich noch frei bin; fängt das Unterrichten erst an, dann bin ich für die Welt vergraben.“

Sie setzten sich in die schattige Akazienlaube. Der General neigte sich zu ihr und sagte zutraulich: „Das heißt, Sie wollen, daß ich verwaist werde?“

„Verwaist?“

„Ja, ich werde mich verwaist fühlen, wenn Sie mit den Bengeln und Jören sich abgeben. Wollen Sie mich wirklich mit solchem Volk vertauschen?"

Sein breites Gesicht mit den wie aus Lehm von ungeschickter Hand gekneteten Zügen hatte sich so nahe zu ihr gebogen, daß sie, fast erschreckt, von ihm abrückte.

„Kann es Ihnen Vergnügen machen, sich mit diesen langweiligen Dingen zu befassen?" setzte Gromow seine Unterhaltung fort. „Nun, was ist da weiter zu sprechen! Es wird nicht lange dauern — und Sie verheiraten sich."

„Ich bin v . . ., wollte die leichtsinnige Lisa sagen, entsann sich jedoch zu rechter Zeit, daß sie sich fast verschnappt hätte, hustete und sagte schnell: „Ist Valerie Pawlowna aus dem Bade gegangen? Ich wollte nach ihr . . ."

Der General schlug sich an die Stirn.

„Denken Sie, was für eine Geschichte!" rief er. „Meine Frau fällt in Ohnmacht und ich lasse den Doktor bei ihr . . ."

„Pawel Iljitsch?" fragte Lisa, die für eine Verwandte Belajews galt. „Hatten Sie nach ihm geschickt?"

„Er war gerade hier bei seinen Kranken, ich habe ihn in's Badehaus geführt. Ich that's mehr zum Spaß, wollte mich über meine Frau lustig machen, und sie — plötzlich — batz! . . . Wahrhaftig, man kann nicht mehr spaßen . . ."

„So?" fragte Lisa spöttisch. „Führten selbst den Doktor in das Bad und ließen ihn dann allein mit ihr . . . ein nachsichtiger Mann sind Sie, wie ich sehe."

Lisa lachte, obgleich sie der Bericht des Generals ärger-

lich genug stimmte. Bei aller ihrer Gleichgiltigkeit zu Belajew vergaß sie doch niemals, daß er ihr Mann war.

Der General wurde rot; es war ihm zu Mut, als sei er gestochen worden.

„Habe sie nicht allein gelassen", erwiderte er ärgerlich. „Julie ist bei ihnen. Seien Sie versichert, Lisaweta Petrowna, daß ich einen nur anzusehen brauche, um zu wissen, was er im Sinne hat. Ihr Vetter Pawel Iljitsch ist gar nicht so einer ... den Frauen gegenüber, meine ich ... einen Frauenjäger, um mich so auszudrücken, erkenne ich sofort, der hat eine ganz andere Art, sage ich Ihnen ... aber Ihr Vetter, o das ist ein prachtvoller Mensch, bei Frauen verliert er unsereinem gegenüber mindestens zehn Prozent. Weil er es eben nicht versteht, nicht mit ihnen umzugehen weiß ... ist immer so schüchtern, sieht immer auf die Erde, läßt die Worte durch die Zähne gleiten, nun und dann ..."

Gromow wollte sich selbst Mut zusprechen, indem er Belajew beurteilte — wie ein vergifteter Pfeil war die Bemerkung Lisas in sein Herz gedrungen. So schnell es ihm möglich war, ging er wieder in das Badehaus.

Lisa blieb noch eine Weile sitzen und gähnte; sie wollte gleichfalls in das Badehaus gehen, unterließ es jedoch, da sie fürchtete, mit der Schwiegermutter des Generals zusammenzutreffen. Wohin sollte ich wohl gehen? fragte sie sich. Nun, zu den Alenins, ich werde dort Habarow treffen ...

Sie ging durch die Gartenthür in eine junge Anpflanzung, die allmälig dichter wurde, so daß man sich unver-

sehens im Gehölz befand. Kaum war sie indes auf dem schmalen Wege einige Schritte gegangen, als sie hinter sich die Gartenthür wieder zuschlagen hörte. Wie sie sich halb umsah, bemerkte sie Belajew, welcher nach dem stürmischen Gespräch im Badehause aus dem Garten kam.

Lisa wurde ein wenig verwirrt. Längere Zeit hatte sie Belajew nicht gesehen, da sie, seine Spöttereien fürchtend, ihn mit Absicht vermied. Schnell nahm sie aus ihrer Tasche ein Buch, legte als Lesezeichen einen Finger in dasselbe und reichte ihm die andere Hand.

„Guten Tag, Lisaweta Petrowna", sagte er, leicht ächelnd. „Was machen Sie hier?"

„Lese da ein Werk über das Grundeigentum. Mit Mühe habe ich mir etwas Zeit abgerungen. Es ist unglaublich, Pawel Jljitsch, wie ich mich in diesen Tagen abstrapezierte."

„Und das alles in der Schule? Haben Sie viele Schüler?"

„Wie viele es sein werden, weiß ich noch nicht; man verspricht sehr viele."

„Ah, Sie haben noch nicht angefangen?"

„Ich hoffe, morgen beginnen zu können."

„Was hatten Sie aber bis jetzt zu thun?"

„Sie werden mich ja doch nicht verstehen, wenn ich's Ihnen auch sage", gab sie ärgerlich zurück. „Ich muß Bänke und Stühle bestellen, muß Schiefertafeln kaufen", Griffel, Kreide . . ."

„Papier und Federn, A-B-C-Bücher, Katechismen", unterbrach sie Belajew, an den Fingern zählend. Bestimmt

man nun für jeden Einkauf einen Tag, so kommen ja doch nur sieben Tage heraus."

„Jeden Tag gehe ich an zehnmal in diese Schule, sehe in alle Ecken und überlege mir, wie alles einzurichten ist. Wie viel Zeit nehmen allein die Streitigkeiten mit diesem ungebildeten Djatschok*) in Anspruch! Drei volle Stunden redet man auf ihn ein, beweist ihm das richtige so klar wie die Sonne, und dennoch verharrt er bei seiner Meinung . . . Dich möchte ich in meiner Haut sehen . . ."

„Lisaweta Petrowna, achten Sie auf sich, wenn Sie mit mir sprechen", bemerkte Belajew, die Stimme senkend. „Wir sind hier nicht allein, sehen Sie das Pärchen."

Unter den Bäumen vor ihnen, sich von der grünen Grasfläche gefällig abhebend, zeigten sich Ljuba, ganz in weiß gekleidet, und Arkadij Oserow in Fähnrichsuniform. Sie suchten Erdbeeren, die ersten im Jahre; während der Pausen des Pflückens hoben sie rasch ihre Köpfe — es war offenbar, daß sie sich zankten. Sogar von weitem konnte man den erregten Ton des Fähnrichs und Ljubas zurückhaltendes Flüstern vernehmen. Wie beide Paare zusammen kamen bewillkommneten sie sich.

Ljuba, die auf den Knieen lag, erhob sich sogleich und sagte errötend, wie um sich zu entschuldigen, zu Belajew: „Ich war zur Nacht bei Gromows und bin auf dem Heimweg, wurde aber durch die Erdbeeren angelockt . . . ich will für Anjuta sammeln."

„Und ich bin soeben gekommen", mischte sich der Fähn-

---

*) Djatschok: Meßdiener.

rich ein, seinen Schnurrbart drehend und seitwärts blickend, um Belajew nicht anzusehen.

Leichter Spott glitt über die Lippen des Doktors. Es drängte ihn, aus dieser Gesellschaft zu kommen; er eilte zu Anjuta, die er allein zu finden hoffte. Nach einigen Minuten hatte ihn Ljuba eingeholt und reichte ihm mit beredtem Schweigen einen Erdbeerzweig.

Belajew blieb stehen.

„Die ersten Erdbeeren", sagte Ljuba, „noch hat niemand von ihnen gekostet und ich möchte, daß Sie . . ."

Ihre zarten Wangen färbten sich, die blauen Augen blickten verschämt zu Boden, als sie zaghaft fortfuhr: „Ich möchte, daß Sie die ersten Beeren aus meinen Händen..."

Belajew hielt ein spöttisches Lächeln zurück. „Ihre Gabe mag eine symbolische Bedeutung haben", sagte er, „aber dennoch werde ich diese Beeren nicht essen, weil ich sie nicht liebe."

„Nehmen Sie", bat Ljuba, ohne die Augen aufzuschlagen.

„Was kann ich aber dafür, wenn ich Erdbeeren nicht liebe! Ich weiß, daß sie einen verwilderten Geschmack besitzen. Wollen Sie mich nötigen?"

Ljuba ließ den Zweig fallen und ging langsam zurück.

„Hören Sie, meine Herrschaften", sagte Lisaweta Petrowna, „die Hitze wird fürchterlich, wir müssen schneller gehen."

„Ja, ja", sagte Belajew und ging schnell voraus.

Da trat mit ironischem Lachen Arkadij zu Ljuba; wie er indes zu sprechen begann, zitterte in seiner Stimme der Aerger. „Haben Sie in den Pilz gebissen? Es scheint ja, als ob er nicht schmeckt. Was drängen Sie sich an diesen Pfuscher von Doktor?"

Ljuba warf ihm einen zornigen Blick zu und preßte fest die Lippen zusammen.

„Das war ja ein wahres Bildchen", fuhr Oserow boshaft lachend fort; „Sie kleben sich an ihn, er reißt sich los! . . . Aeugelchen haben Sie gemacht, und geschmunzelt — und er sah Sie nicht einmal an. Eine wahre Komödie — nicht mit Geld zu bezahlen!"

„Wie dürfen Sie sich unterstehen, so mit mir zu sprechen!" rief Ljuba und blieb stehen. „Wer hat Ihnen erlaubt, zu beurteilen, was Sie nicht verstehen! Ich muß Sie bitten, Ihre Zunge zu zügeln!"

Bereits seit den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft hatte es Ljuba aufgegeben, vor Arkadij die Rolle einer zarten und gefühlvollen Natur zu spielen, da sie instinktiv erriet, daß dadurch ihre Bekanntschaft nicht von Dauer sein könnte. Deshalb war sie auch, als sie sich jetzt mit ihm allein befand, ganz offen und verspürte eine besondere Lust, sich weder in ihrem Gefühlsausdruck noch in der Wahl ihrer Worte zu mäßigen.

Arkadij versuchte ihre Hand zu fassen. „Was könnte ich nicht verstehen?" fragte er, etwas beängstigt. „Eher kann ich Ihnen erklären, was Sie nicht verstehen."

„Genug! ich will Sie nicht weiter anhören", sagte Ljuba stolz und begann rasch voranzugehen.

„Hören Sie, Ljuba Feodorowna", rief Arkadij, ihr folgend, „ich sage Ihnen das alles ja nur deshalb, weil es mich schmerzt, zu sehen, wie Sie sich vor diesem aufgeblasenen Doktor herabsetzen. Bemerken Sie denn nicht, daß er sich

beeilt, zu Ihrer Schwester zu kommen, und Sie wollen die Zusammenkunft stören."

Ljuba errötete und erblaßte wieder.

„Schweigen Sie! sage ich Ihnen", rief sie mit veränderter Stimme. „Mit welchem Recht klammern Sie sich an mich! Wie darf ein Fremder sich herausnehmen, in solchem Ton mit mir zu sprechen!"

„Ob wir uns immer fremd bleiben werden, ist ja nicht so gewiß. Meiner Neigung können Sie versichert sein..."

„Gehen Sie fort mit Ihrer Neigung!"

Die Anspielung auf Anjuta konnte Ljuba ihm nicht verzeihen. Arkadij hatte an eine empfindliche Stelle gerührt. Sie wollte, was es auch koste, für eine poetisch verklärte Märtyrerin gelten, für die „jüngere Schwester", die durch den Neid der älteren ein bitteres Schicksal duldend trägt, großmütig bereit, für diese Schwester allem zu entsagen. Belajews abweisendes Betragen erschwerte freilich ihre Rolle, aber sie würde es für eine ungeheuere Erniedrigung gehalten haben, dieselbe aufzugeben und sich dem Gedanken zu unterwerfen, ihrer unbestreitbaren Schönheit fehle die stolze Kraft, der alle sich beugen müssen.

Scheu sah sie Arkadij an, er wußte nicht, wie er es anfangen sollte, sie zu besänftigen. Ljuba aber schritt stolz voran, sie hatte die Miene einer beleidigten Göttin. In der einen Hand hielt sie einen Erdbeerstrauß, die andere hing herab. Unwillkürlich richteten sich Arkadijs Augen auf diese Hand und in seinem Kopfe spielte ein Gedanke; absichtlich streifte er dieselbe, sie zog sie nicht zurück und setzte schweigend ihren Weg fort.

Wahrscheinlich will sie sich versöhnen, dachte Arkadij, sie läßt ihre Hand neben der meinen, damit ich sie ergreife . . . ob ich mich entschließe?

Er bog sich ein wenig zur Seite und sah scharf bald Ljuba in das Gesicht, bald auf ihre Hand.

Sie zieht sie immer noch nicht zurück, dachte er weiter; versuchen könnte ich ja, sie zu drücken... wage ich's? Weshalb soll ich ihr das Vergnügen nicht machen?

Leise berührte er ihre Hand, einen Finger nach dem anderen und drückte.

Sofort befreite Ljuba ihre Hand, sah ihm voll in das Gesicht und sagte scharf und deutlich: „Ihr Benehmen ist empörend!"

„Was ist daran Empörendes?" lächelte Arkadij selbstzufrieden. „Es schien mir angenehm, Ihre Hand zu drücken — und da drückte ich sie."

Zornig maßen ihn Ljubas Augen.

„Verzeihen Sie", murmelte er sogleich und dachte dabei: Eigensinniges Ding! Worüber ärgert sie sich? Vielleicht, weil ich ihre Hand nicht schnell genug ergriffen habe . . . Wie dumm ich auch bin, ich hätte sie umarmen sollen . . . nun, ein ander Mal!

Plötzlich wendete sich Ljuba ihm zu, ihr Gesicht flammte. „Sie drücken mir die Hand", rief sie, „und haben mir eben erst in die Augen gesagt, daß mich alle verschmähen und in Anjuta vernarrt sind? Ist das nicht empörend?"

„Ich habe nichts dergleichen gesagt."

„Nein, aber angedeutet haben Sie, Sie selbst seien in

Anjuta verliebt, und Belajew auch, ich aber wäre ein bedauernswertes bedrücktes Wesen."

„Niemals! Ich schwöre, beteuere, gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich so etwas auch nicht einmal angedeutet habe: Welche Ungereimtheit! Ihre Anjuta ist Ihren kleinen Finger nicht wert."

„Wie kann ich Ihnen das glauben?"

„Aber weshalb nicht?"

„Weil Sie mir vor einer Minute etwas anderes gesagt haben, als ob ich ein Stelldichein stören wollte . . . als ob ich beneide . . ."

„Ich schwätzte es im Aerger . . ."

„Wie konnten Sie sich ärgern!"

„Weil mir dieser Belajew immer dazwischen kommt! Wo Sie sind, weiß der Teufel, ist er auch."

„Ich suche ihn gewiß nicht", bemerkte Ljuba. „Daß er die Erdbeeren nicht annahm, dafür war ein besonderer Grund. Ich will's Ihnen nicht sagen, weil Sie unartig waren."

„Verzeihen Sie, Ljuba Feodorowna, ich will's nicht wieder sein. Geben Sie mir das Händchen."

„Jetzt nicht, erst müssen Sie Ihre Schuld abbüßen."

Sie näherten sich dem Aleninschen Hause, in welches bereits Belajew und Lisa gegangen waren.

Auf dem Hofe stand die alte Agrafena, verjagte die Gänse mit einem Reisig und streute den Kücheln ihr Korn.

„Bist noch nicht gestorben, Alte?" rief ihr Oserow zu.

Obgleich Agrafena die Worte nicht verstanden hatte, sah sie den Sprecher mit sichtlicher Abneigung an.

„Wie soll ich sie denn nicht füttern", antwortete sie; „ich habe viel zu thun, Sie nur haben nichts zu thun."

Oserow und Ljuba verschwanden in der Hausthür.

XIII.

Anjuta Alenin saß während dessen mit Habarow in dem kleinen gemütlichen Gastzimmer mit den weißen heruntergelassenen Vorhängen an den Fenstern. Sie war mit Näharbeit beschäftigt; neben ihrem Gast stand ein von ihm vergessenes Glas Kaffee. Er hatte ihr eben die letzten Kapitel seines Romanes vorgelesen. Auf den Gesichtern beider lag noch ein Schimmer wie der Abglanz jener phantastischen Welt. Habarow fühlte sich glücklich: zum ersten Mal hatte er Gefühl und Verständnis seines geistigen Lebens gefunden, wo er bisher immer einsam gewesen. Stets hatten seine Anschauung als Schriftsteller, sein Einblick in das Schaffen einen so sonderbaren Ausdruck der Verwirrung und des Zweifels auf den Gesichtern der Hörer hervorgerufen, daß er nicht mehr daran dachte, in dieser Hinsicht sich auszusprechen. Aber seit der ersten Unterhaltung mit Anjuta, seit ihren ersten Worten über seine Romane, seit dem ersten Blick auf ihr Gesicht beim Vorlesen begriff er, daß er in bezug auf das Verständnis der Kunst mit einer verwandten Natur zu thun habe.

Die unerwartete Begegnung mit Anjuta hatte ihn überrascht; war ja jene sonderbare Episode vor drei Jahren beim Troizkij-Kloster fast aus seinem Gedächtnis geschwunden — und nun vermochte er kaum seine Verwirrung und Auf-

regung zu bemeistern, als er in diesem ruhigen, von allen geachteten Mädchen dieselbe Person erkannt hatte, welche allein beim Sonnenaufgang mit einer verbrecherischen Bürde zum Fluß geschlichen . . .

Zumeist verwunderte ihn das Benehmen Anjutas, die ihn sichtlich auch erkannt hatte — statt sich zu verwirren, Angst zu zeigen und ihn zu meiden, bewies sie durch ihr Benehmen, daß sie in ihm einen Menschen achte, der ihr einen Dienst erwiesen und nicht fähig sei, ihr Geheimnis zu verraten. In der That hatte Anjuta infolge der schicksalsvollen Begegnung sich eine gute Meinung über ihn gebildet: er schien ihr sympathisch und ehrlich. Und jetzt bei Gromows rührte sie seine rücksichtsvolle Sorge, ihr nicht zu zeigen, daß er sie erkannt. Sie ließ im Gegenteil durchfühlen, daß sie sich vor ihm nicht verberge, weil sie ihm traue. Und nichts konnte Habarow mehr fesseln und besiegen, als dieses so natürlich sich offenbarende Gefühl des Vertrauens. Das Geheimnis, statt ihn abzustoßen, zog ihn im Gegenteil zu ihr — er fühlte sich als der Beschützer des Mädchens, für welches er zärtliches Mitleid empfand.

Als er an diesem Morgen im Lesen, das in erregte, einen Augenblick innehielt, blickte er in ihr durchgeistigtes Gesicht, in ihre wunderbaren Augen und dachte dabei: Wenn du mir alles entdecktest, was du gelebt und durchfühlt, ob du liebtest und getäuscht wurdest, ob du glücklich gewesen... was du gegenwärtig fühlst — wie würde ich deine Seelenkräfte zu poetischer Gestaltung harmonisch einen!

Anjuta bemerkte seinen suchenden Blick und lächelte; sie

begriff dabei, daß er jener Begebenheit gedenke. Röte des Mädchenstolzes färbte leicht ihre Wangen.

„Mir will es scheinen", sagte sie, „daß Sie einen neuen Roman esinnen."

„O nein, ich rufe mir einen alten in das Gedächtnis", gab Habarow zurück, erhob sich und strich von der Stirn seine vollen, aber bereits ergrauenden Haare. „Was bietet die Gegenwart! Welche Eindrücke vermag das Leben zu geben! Sie freilich sind zu jung, um das nachzufühlen."

„Jene Leere, jene Abwesenheit des Lebens um uns sind noch merklicher für die Jugend."

„Sprechen Sie so nicht", unterbrach sie Habarow feurig. „Sie kennen nicht jenes entsetzenvolle Gefühl, wenn dem Menschen in der vollen Kraft seiner Entwickelung, seiner Fähigkeiten, während er vermeint, daß seine Ideale sich zu verwirklichen beginnen . . . wie soll ich mich Ihnen verständlich machen? . . . eine dunkle, dumpfe Gruft umfängt, in welcher andere Menschen sitzen und sagen, an dieser Stätte sei die normale Gesellschaft versammelt, weil da keiner weder besser noch schlechter sein könne als die anderen."

Habarow setzte sich wieder, stützte die Ellbogen auf die Kniee und legte den Kopf auf die Hände.

„Ich verstehe Sie nicht völlig; was meinen Sie mit dieser Gruft?"

„Kennen Sie nicht den Geist unserer Zeit? Mittelmäßigkeit herrscht überall und strebt, alles, was sich in geistiger und materieller Hinsicht hervorhebt, auf ihr Niveau zu bringen, in die Gruft hinab zu ziehen."

„Das ist ja nahezu die Theorie von Lisaweta Petrowna."

„Ja, Lisaweta Petrowna verkündigt es öffentlich, wie es alle thun, an denen der Wurm des Neides nagt. Die Konsequenz des Herabzerrens, statt den Versuch zu wagen, die Masse zur Höhe der zeitgenössischen Bestrebungen zu bilden, ist äußerst bequem für beschränkte Naturen. Was aber die Menschen von Talent und echter Bildung betrifft für die ist kein Platz auf diesem Feste."

„Aber Sie müssen doch einen Ausweg suchen", erwiderte Anjuta lebhaft.

„Einen Ausweg, gewiß; aber wie finde ich ihn? In den Tagen der Jugend und der Ideale war ich kampfbereit, wenn das Leben mich bedrückte — mannhaft stritt ich gegen ein Uebel, das ich erkannt hatte und strebte einem bestimmten Ziele zu; mir wenigstens galt dieses Ziel als das rechte; wohl habe ich es nicht stets erreicht, aber doch nur deshalb, weil es zu weit, zu ideal für unsere Gesellschaft war. Aber noch hartnäckiger strebte meine Phantasie ihm entgegen. Jetzt aber . . . jetzt . . ."

„Jetzt?" fragte Anjuta, gespannt horchend.

„Was soll noch geschehen, wenn alles erreicht ist . . . aber wie es erreicht wurde!" flüsterte Habarow, wie erschreckend vor seinen eigenen Worten. „Harmonisch klang es einst in meinen Träumen, ein Glück der Menschheit baute sich vor mir auf, das sich mir jetzt darstellt wie im Fieber erzeugte Gebilde eines kranken Gehirnes. Damals aber galt es mir als das Ideal, das wohl verwirklicht werden könnte. Oft vertiefte ich mich in die Frage: weshalb ist dieses Glück unmöglich im Gesamtleben der Menschen, wenn es möglich ist im einzelnen Leben? . . . Durch ge-

färbte Brillen sah ich auf meine eigene Thätigkeit, auf die allgemeine Bewegung . . . ich fühlte innig, daß jeder Schritt vorwärts, jeder kühne Versuch auf diesem Wege, gleichviel ob er durch Genialität im Kabinet eines Gelehrten oder durch einen bescheidenen Arbeiter in einer armen Werkstatt geschehe, unser aller Mitgefühl verdiene. Wie wenigstens bis jetzt Talent, Erziehung, Energie des Gedankens die leitenden Sterne der Menschheit waren, die ihm durch fürchterliche Finsternis leuchteten, so wäre ihr Niedergleiten und Untermischen mit den niederen Elementen das größte Unglück für die kommenden Geschlechter."

Aufgeregt schritt er im Zimmer hin und her, kehrte indes bald wieder zu Anjuta zurück und nahm Platz. „Wird die Gesellschaft vollends gleichgiltig", rief er, „dem Genie gegenüber, dem Talent, den Kämpfern für die Wahrheit — welche Folgen werden daraus entstehen? Verkommen diejenigen, welche fähig sind, der Masse die Richtung zu geben . . . so bleibt eine Heerde Tiere."

„Meinen Sie, daß auch geniale Menschen die Kraft nicht besitzen, gegen den Strom zu schwimmen?"

„Einzelkräfte, so gewaltig sie sein mögen, können nicht ankämpfen gegen die elementare Wucht der drängenden Menge . . . keinen Nachhall erweckt die Stimme in der Wüste . . . der allgemeinen Gleichgiltigkeit wird keine Macht stand halten können."

„Belajew gab mir eine andere Erklärung", sagte Anjuta nachdenklich, „aber sie war so verworren . . ."

„Der ist ein besonderer Typus unserer Zeit", unterbrach sie Habarow — „ein Skeptiker, der vor allem Ver-

suche und Fakten nötig hat, um an die Existenz der Idee zu glauben. Verwechseln Sie ihn nicht mit mir: er hat nie verstanden, an sich selbst zu glauben und seine Kräfte zu nutzen, nie hat er begriffen, was es heißt, als ganzer Mensch zu leben, heiß und unwillig zu werden und grenzenlos mitzufühlen . . . ich aber habe diesen ganzen Reichtum von Empfindungen durchgekostet, ich trank dieses Leben in vollen Zügen! . . . Und man sagt mir, alle diese Empfindungen seien angewöhnt, anerzogen, bedingt durch die Umgebung . . ."

„Aber daran glauben Sie nicht?" fragte Anjuta und sah ihm fest in die Augen.

Er hob seinen Kopf mit den schönen ergrauenden Locken und seine Augen waren voll jugendlich lebhaften Glanzes.

„Ich glaube nicht daran", sagte er mit dem Tone inniger Ueberzeugung; „so lange der Mensch atmet, muß er leben und alles genießen, was die Natur in seinen Organismus gelegt hat. Im Besitze der schaffenden Kraft" — er legte die Hand auf sein Manuskript — „vermag ich nicht zu glauben, ich könne je den Mut verlieren. Die mir eingeborenen Fähigkeiten muß ich ja anerkennen, wenn in meiner Seele, unabhängig von meiner Willenskraft, Bilder auf Bilder, Gedanken auf Gedanken aufsteigen!"

Habarows Gesicht glänzte, sein ganzes Wesen sprach von ungebändigtem Durst nach Leben, welcher sich unwillkürlich auch Anjuta mitteilte, die ihn mit großen, wie verzauberten Augen ansah.

„Niemals", sprach er weiter, ohne den Blick von ihr

abzuwenden, „habe ich für Gewöhnliches meine Seele vergeudet. Vielleicht hat man Ihnen gesagt, ich sei ein ausschweifender Mensch. Mögen die Leute glauben, was ihnen paßt. Ihnen aber sage ich, daß ich mich niemals hingegeben habe, als wenn tiefe Liebe mich beherrschte. Deshalb ist mein Herz jung und rein geblieben und ich kann so ganz, so voll lieben wie vor zwanzig Jahren.

Er hatte leise gesprochen, aber mit so ungezügelter Leidenschaft, daß Anjuta vor Angst fast zusammenfuhr. Dieser Angst aber gesellte sich die freudige Empfindung der Neuheit und des Interesses. Habarows Worte sprudelten, schäumten und stiegen ihr zu Kopf wie prickelnder Champagner.

Wie sie sich zufällig seitwärts neigte, erblickte sie im Spiegel das blasse aufgeregte Gesicht Belajews. Sie drehte sich um und sah nun die ganze Gesellschaft: Lisaweta Petrowna, Ljuba und Oserow folgten Belajew. Sie hatten alle ihre Hüte hingeworfen, nahmen hastig Platz, klagten über die Hitze, wehten sich mit Tüchern und Fächern Kühlung zu und wünschten zu trinken. Noch völlig im Banne des Gespräches, blickte Habarow zerstreut umher und ging im Zimmer auf und ab. Auch Anjuta, ein wenig verwirrt durch diese lärmende Ankunft, fand keine Worte, um die Gäste zu unterhalten.

„Laß Milch bringen", sagte Ljuba wiederholt, „wir sind alle durstig. Hörst Du, Anjuta?"

„Sage es Agrafena."

„Anna Feodorowna hat keine Zeit, an uns zu denken", mischte sich mit frecher Ironie der Fähnrich ein. „Machen

Sie sich nur keine Unruhe, ich werde auf dem Eiskeller das Kommando übernehmen."

Er ging hinter Ljuba her, welche Agrafena rief.

„Tummle Dich, Alte", sagte er und klopfte der Wärterin auf den Rücken. „Gieb uns mal die Schlüssel, wir wollen Deine alten Knochen nicht in Unkosten setzen . . . die sind reif für die Gruft."

Zornig wackelte Agrafena mit dem Kopfe, maß ihn mit einem Blick des Abscheus und fragte: „Bist wohl verrückt, Väterchen?"

„Wärterin!" rief Ljuba vorwurfsvoll.

„Mir nichts dir nichts meinen Rücken zu klopfen . . . und zu befehlen: Gieb die Schlüssel! Ich bin nicht so toll, jedem ersten besten die Schlüssel zu geben."

„Was zum Teufel", sagte Oserow, der hinter Ljuba in das Vorhaus ging, „wie könnt Ihr Euch solche Ruine halten. Ich hätte ihr schon längst den Laufpaß gegeben."

„Das ist Anjutas Sache."

„Ich weiß, ich weiß, Eure Anjuta gefällt mir gar nicht! Sie sieht einen manchmal so an . . . so sonderbar, daß ich's ihr schon mal zeigen werde. Heiraten Sie schnell, Ljuba Feodorowna, sonst springt sie Ihnen vor der Nase weg und Sie kommen in die Enge."

Melancholisch lächelnd hörte ihm Ljuba zu.

Der Eiskeller wurde geöffnet; Agrafena kam mit einem kleinen Mädchen. Die kleine tastete sich hinunter und Oserow, der ungeachtet seines Mutes in Worten die alte Agrafena fürchtete, kletterte schnell nach. Unten angelangt, sah er neugierig in Töpfe und Fässer, in Gedanken

einen Ueberschlag machend, wie viel die Milchwirtschaft den Alenins einbringe.

„Ich komme auch zu Ihnen", ertönte die Stimme der Lisaweta Petrowna, die mit einem Glase angelaufen kam. „Geben Sie mir ein Glas Milch vom Eis."

Ljuba füllte einen Krug bis zum Rande, nahm aus dem Kasten eine Apfelsine und kehrte in das Haus zurück.

Während die anderen auf dem Eiskeller waren, herrschte zwischen Anjuta, Habarow und Belajew tiefe Stille.

Belajews Gesicht war sehr blaß und hatte einen Ausdruck, als sei ein Stein auf seinen Kopf gestürzt. Zwar ein Alleinsein Habarows mit Anjuta wäre ihm nicht sonderlich aufgefallen; was ihn indes bestürzt machte, war ihr lebhaftes Gespräch und der Ausdruck ihrer Gesichter: zum ersten Mal kam er auf den Gedanken, daß Habarow nicht gleichgültig zu Anjuta sei. Belajew wußte, daß diesem Menschen eine dämonische Kraft innewohnte; die Fähigkeit, leidenschaftlich zu wollen und, alle Hindernisse beseitigend, seinem Ziele zuzustreben.

Habarow seinerseits begriff vortrefflich, was in dem Gehirn des Doktors vorging; vermöge seiner scharfen Beobachtungsgabe hatte er Belajews leidenschaftliche Neigung zu Anjuta längst bemerkt. Aber gerade jetzt war diese Beobachtung für ihn von geringerem Interesse; was ihn vor allem fesselte, war die innere Welt Anjutas, ihre ungewöhnliche Verschwiegenheit. Vergebens hatte er versucht, in das Geheimnis ihrer Seele zu dringen, Spuren eines gebrochenen Lebens und der Gewissensbisse über eine unselige Vergangenheit auf ihrem Gesicht zu erspähen. Sie ist nicht das, wo-

für man sie hier hält, dachte er; sie ist Mutter. Weshalb aber haften alle Eindrücke in ihr wie in jungfräulichem Boden? Und wenn ich selbst einmal unwillkürlich an Verhältnisse streife, ähnlich denen, welche sie durchlebt — weshalb ist dann ihr Lächeln so stolz, so klar, weshalb so unnahbar diese mädchenhafte Erscheinung? Und sie weiß doch, daß sie sich vor mir nicht verbergen kann — welch seltsames Spiel!

Er beobachtete sie scharf. Ihre Wangen brannten, mechanisch machte sie ihre Handarbeit weiter, aber es war klar, daß Belajews Kommen sie nicht erregt hatte — sie stand noch vollkommen im Banne des vorhergehenden Gespräches.

„Sie kommen aus Kljutschi?" richtete sie ihre Frage an Belajew.

„Von Gromows", antwortete er und steckte sich eine Cigarre an.

Scharf richteten sich ihre Augen auf ihn, er gedachte der Scene mit Valerie und wurde rot.

„Ich war nur einen Augenblick dort . . . Abram Nikolajewitsch begegnete mir . . . nahm mich mit." Er murmelte diese Worte, ohne sich Rechenschaft geben zu können, warum er es that.

„Sehen Sie einmal, zu Abram Nikolajewitsch sind Sie gegangen", bemerkte Anjuta mit einem leichten ironischen Lächeln.

Belajew wurde dunkelrot. Habarow war inzwischen aufgestanden und begann wieder seinen Gang im Zimmer.

„Pawel Iljitsch!" ertönte aus dem Saal eine melodische Stimme. Belajew gehorchte dem Ruf. Hinter der

Thür stand Ljuba mit zerzaustem Haar, in welches wie zufällig eine weiße Erdbeerblüte geraten war — schweigend bot sie ihm einen Krug frischer, schäumender Milch an.

„Besten Dank, Ljuba Feodorowna!“ sagte er ernst, obgleich er sich eines Lächelns nicht erwehren konnte; „aber Sie wissen ja, daß ich keine Milch trinke.“ Diese hartnäckige artige Verfolgung des jungen Mädchens ergötzte ihn wohl, ohne ihn indes für den reizenden Kobold einzunehmen; zu deutlich schimmerte der eigensinnige Wunsch, sich anbeten zu lassen, in den Manieren der jungen, in dieser Kunst noch nicht vervollkommneten Dame.

Ljuba stellte den Krug beiseite und reichte ihm die Apfelsine; die blauen Augen, an deren triumphierender Gewalt sie nicht zweifelte, hielt sie auf ihn gerichtet. Belajew verspürte eine unwiderstehliche Neigung, das Mädchen zu necken — schweigend und lächelnd verschmähte er auch die Apfelsine.

Da ließ Ljuba langsam mit malerischer Bewegung die Apfelsine fallen, schüttelte den Kopf und sagte traurig leise: „Zum dritten Mal!“

Belajew nahm eine ernste Miene an und sagte: „Weshalb rufen Sie mir nicht zu: Unbeugsamer.“

Ljuba ahnte den Spott, den sie nicht sogleich begriff; erbebend fragte sie mit naivem Erstaunen: „Unbeugsamer — wie soll ich das verstehen?“

„Wir spielen eine Scene aus „Monte Christo“. Die Heroine versucht den Helden — sie will wissen, ob er ihr Feind ist oder nicht — reicht ihm Weintrauben und einen Pfirsich; er verschmäht die Gabe — sie läßt die Früchte

fallen und ruft: Unbeugsamer! Sie müßten es ebenso machen."

„Monte Christo!" Ich war noch nicht geboren, als dieser Roman geschrieben wurde."

„Aber sicherlich hatten Sie doch die Absicht, zu untersuchen, ob ich ihr Feind sei. Nun — ich will mich zwingen, die Apfelsine zu essen . . . obgleich mir, um der Wahrheit die Ehre zu geben, Apfelsinen unausstehlich sind."

Ljuba fühlte sich tief verletzt. Diese poetische Scene, auf welche sie so viele Hoffnungen gesetzt, drohte eine komische Wendung zu nehmen. Aber sie hatte beschlossen, wenigstens mit Ehre das Schlachtfeld zu verlassen. Eine Haltung voll Würde annehmend und mit kindlich graziöser Verwirrung die Augen niederschlagend, als ob sie ein Thränchen verstecken wollte, sprach sie mit zitternder Stimme! „Ich fasse nicht, weshalb Sie meinen herzlichen Wunsch, Ihnen zu dienen, mit so viel Abneigung aufnehmen. Es ist ja möglich, daß ich ihn ungeschickt und zur Unzeit ausgedrückt habe. Ich bin ja keine Weltdame . . . Vieles weiß ich nicht . . . aber das eine weiß ich, wenn Sie es auch vielleicht vergessen haben, daß Sie, als ich krank war, Anteil an mir nahmen . . . ich bin Ihnen verpflichtet . . ."

„Sie schulden mir doch nicht Ihr Leben?" scherzte Belajew.

Traurig und vorwurfsvoll schüttelte sie den Kopf, die Thränchen in ihren Augen wurden größer und schimmernder.

„Oserow kommt", sagte Belajew, der in der That nicht wußte, wie er das Gespräch zu Ende bringen sollte.

„Ach dieser Oserow, dieses grobe Geschöpf! Wenn

Sie wüßten, wie er mir unausstehlich ist! Aber in meiner Macht liegt es ja nicht, ihn von mir fernzuhalten — begreifen Sie das?"

„Auch sind Sie gezwungen, mit ihm gemeinsam Erdbeeren zu sammeln?" neckte Belajew.

Der Gedanke, daß man auf sie eifersüchtig sei, machte Ljuba lächelnd.

„Sie verstehen mich gar nicht, Pawel Iljitsch", sagte sie mit einem verstellten Seufzer. „Glauben Sie nicht, was man Ihnen von mir erzählt. Einmal werden Sie mich besser kennen lernen."

So dieses Gespräch gewissermaßen mit Glanz zum Schluß bringend, verschwand Ljuba. Gleichgiltig sah ihr Belajew nach und ging wieder in das Gastzimmer.

„Was ist das für ein Manuskript?" fragte er, sich an den Tisch setzend und blätternd. „Ihr neuer Roman, Habarow?"

„Ja. Aber er ist noch nicht vollendet."

„In Ihren Romanen überrascht mich stets die Mannigfaltigkeit der Typen. Ich gestehe Ihnen, daß ich niemals im stande bin, die Persönlichkeit des Autors mir aus seinen Werken begreiflich zu machen. Kaum glaube ich, mich überzeugt zu haben, daß der Held den Charakter, die Idee und die Ansichten des Autors verwirklicht, als schon ein anderer Held auftritt, dem ersteren durchaus gegensätzlich, welcher doch auch im Namen des Autors spricht."

„Ich weiß wirklich nicht, weshalb die Ueberzeugung gang und gäbe ist, der Charakter eines Autors lasse sich aus seinen Werken beurteilen."

„In der That mag eine Unterscheidung schwierig sein.“

„Gewiß nicht, wenn Sie nur eine schöpferische Kraft anerkennen.“

„Schwerlich vermag dieselbe so Wahres zu schaffen, als was der Mensch selbst erlebt hat.“

„Denken Sie an Byron“, fiel Anjuta ein, „der im Taumel des venetianischen Genußlebens düstere Gedichte schrieb; an Goethe, welcher seinen „Werther“ inmitten seines glücklichen Familienkreises verfaßte . . . und nun erinnern Sie sich der berühmten Currer Bell! Wie glutvoll und innig zugleich weiß sie von Glück und Liebe zu sprechen! Und sie führte ein einsames glückloses Leben, war unschön und von niemand geliebt.“

„Mithin wäre nach Ihrer Meinung die Phantasie etwas Höheres als der Gedanke.“

„Man muß klar bestimmen“, sagte Habarow sanft, „worüber wir sprechen.“ Sie bezweifeln, daß der Autor Lebendiges, das er nicht selbst erlebt hat, zu schaffen vermöge. Ich möchte Sie jedoch auf einen Irrtum aufmerksam machen. Der Autor braucht ja gar nicht das wirklich Geschehene zu beschreiben: in seinem Kopfe lebt ein anderes Leben, das — merken Sie auf! — richtiger ist als die Wirklichkeit. Sie haben hier den Unterschied zwischen Schöpferkraft und Gedanken. Letzteren kann ein jeder kluger Mensch haben, was für die erstere nicht zutrifft. Ein kluger Mensch wird also einen sachlichen Artikel schreiben, eine Fülle nützlicher neuer Gedanken aussprechen, eine erschütternde Episode meisterhaft beschreiben — mit einem Worte alles thun,

was ohne den schöpferischen Prozeß gethan werden kann; für den Roman aber ist dieser die Hauptsache."

„Wollen Sie behaupten, das Wirkliche sei unzulänglich und unterliege keinen vernünftigen Gesetzen?"

„Sicherlich nicht. Aber nach Ihrer Meinung müßten alle diejenigen, welche lange gelebt und viel gesehen haben, bedeutende Schriftsteller werden, was jedoch nicht zutrifft. Glauben Sie mir: ein bewegtes ereignisreiches Leben ist dem schöpferischen Prozeß eher hinderlich, als daß es denselben entwickelt, weil der Flug der Phantasie von der grellen Wirklichkeit bedrückt wird.

„Es ist eigentümlich, diese Ansicht von Ihnen vertreten zu sehen, da Ihr eigenes Lebens doch wohl nicht mit diesem Gesetz übereinstimmt."

Habarow antwortete nicht sogleich, fragend sah ihn Anjuta an.

„Im Allgemeinen mögen Sie recht haben", erwiderte er endlich. „Sie müssen aber wissen, daß ich nicht zu gleicher Zeit zu schreiben und zu leben vermag. Manchmal habe ich ein Jahr, zwei, drei Jahre lang nicht geschrieben, gerade zu Zeiten, als das Leben mit seinen Wogen mich überflutete. Als später die Reaktion eintrat, als in der Gegenwart mich nichts erregte, nichts anzog und nichts verdroß, fingen, und zwar unabhängig von meinem Willen, in meinem Gehirn Bilder und Gestalten an aufzusteigen, die von dem, was ich erlebt, völlig verschieden waren.

Lisaweta Petrowna, Ljuba und Ojerow waren während dieses Gespräches zurückgekommen, tranken ihre Milch und hörten schweigend zu.

„Ich lese überhaupt keine Romane“, mischte sich endlich Lisa ein. „Jetzt aber, da ich Ihre Bekanntschaft gemacht, habe ich mich entschlossen, Ihre Werke zu lesen. Wie kam Ihnen ein so sonderbarer Gedanke, Romanschriftsteller zu werden?“

„Was ist daran sonderbar?“ fragte Habarow lächelnd.

„Thätig zu sein, um am Nachmittag müssigen Leuten Zerstreuung zu bereiten! Ihre Ideen sind natürlich wundervoll — aber weshalb sie nicht einfach, ohne romantische Ausschmückung aussprechen?“

Habarow lachte.

„Ach, Lisaweta Petrowna“, sagte er, „erlauben Sie doch wenigstens müssigen und hohlen Menschen, auszuruhen vom Lesen der Ideen! Von meiner Seite wäre es gewissenlos und unbarmherzig, den unzähligen Geschenken dieser Ideen noch mein Geschwätz hinzuzufügen; längst hat die Gesellschaft deren ganzen Codex auswendig gelernt — haben dieselben ihr das Leben erleichtert?“

„Der Widerspruch in der Gesellschaft bringt diese Ideen hervor“, erwiderte Lisaweta Petrowna. „Hätten alle die gleichen Ueberzeugungen und den gleichen Geschmack so würde es keine Widersprüche geben.“

„Lisaweta Petrowna“, unterbrach sie Anjuta mit funkelnden Augen, „erschreckt Sie nicht die Einförmigkeit? Wohin man auch blickt, immer nur der eigenen Zurückstrahlung zu begegnen, immer im Voraus zu wissen, was Jeder sagen wird, niemals eine Erwiderung auf seine Gedanken zu hören .. das wäre ja eine vollständige Stockung!“

„Wie Sie immer in Extreme verfallen“, bemerkte Lisa mißfällig. „Mit Ihnen läßt sich gar nicht reden.“

„Weshalb nicht? Mill sagt dasselbe, dem werden Sie wohl glauben. Als erste Bedingung des Fortschritts gilt ihm die Entwickelung der Individualität im Menschen.“

„Ich leugne nicht den großen Denker in Mill, aber der menschliche Gedanke kann doch nicht immer bei ihm stehen bleiben.“

„Sie sind schon so weit gegangen, besonders seit der Zeit Ihres Hierseins“, mischte sich Belajew ein, „daß ich Sie für fähig halte, sogar an Mill Kritik zu üben.“

Der Spott war treffend, Lisa stieg das Blut in den Kopf.

„Meine Thätigkeit können Sie nicht beurteilen“, sprach sie schnell und überhastete ihre Worte. „Ich habe niemals mit Ihnen gesprochen, weil Sie . . .“

Sie brachte den Satz nicht zu Ende. In das Gastzimmer kam das Stubenmädchen und meldete, man habe von Gromows einen Diener geschickt, um so schnell wie möglich den Doktor zu rufen.

Belajew erhob sich und ging in das Vorzimmer. Alle stürzten ihm nach, die einen aus Neugier, die anderen aus Teilnahme.

„Wer ist krank?“ fragte Belajew den Diener in grauer Livree mit roten Aufschlägen.

„Ihre Excellenz die Generalin fühlen sich sehr schlecht und bitten um Eile.“

„Sie war aber am Morgen gesund, ich habe sie gesehen.“

„Ich auch“, ertönten Stimmen. „Was ist mit ihr?“

„Das kann ich nicht wissen. Seine Excellenz der General sind in großer Unruhe.“

„Aber Sie waren doch heut bei ihnen? Sie haben sie gesehen?" wendete sich Anjuta an Belajew, der sich bereits zum Gehen angeschickt hatte.

„Ja", gab er, seinen Hut suchend, verwirrt zurück.

„Wir alle wollen zu Valerie Pawlowna gehen", schlug Anjuta vor.

„Das wollen wir", sagte Habarow zögernd. „Aber wäre es nicht besser, zu warten, bis die ärztliche Konsultation zu Ende ist?"

Sein Blick glitt schnell über Belajew; mit einer nervösen Bewegung stülpte sich dieser den Hut tief in die Augen und ging.

„Lohnt sich auch, ein Wesen zu machen", sagte gähnend Arkadij. „Gehen wir, Ljuba Feodorowna, plaudern wir zusammen."

„Ich habe Kopfweh, wollte Ljuba entgegnen. Da sie aber bemerkte, daß Belajew bereits gegangen war, ließ sie sich vom Fähnrich an der Hand nehmen und, gleichsam gewaltsam, in das Gastzimmer entführen.

„Wohin?" wendete sich Habarow an Lisaweta Petrowna, da er sah, daß dieselbe blauen Krepp um den Kopf wand.

„Ach ich habe so viel zu thun. Ich kam hierher, um zu fragen, ob bei Alenins nicht ein Buch . . . aber nein, sicherlich nicht . . . Ich gehe gleich wieder in die Schule, dort bin ich fast den ganzen Tag."

Sie ging hinaus. Habarow suchte Anjuta mit den Augen, sie war aber nicht mehr da. Langsam schritt sie mit

Belajew längs des Gartenzaunes, ein weißes Tuch vor ihren Kopf haltend, um sich vor der Sonne zu schützen.

„Vor Ihnen will ich's nicht verbergen", sprach Belajew eilig, „meine Stellung zu Valerie Pawlowna ist keine leichte. Sie begreifen, weshalb . . . Ich weiß, daß Sie's bemerkt haben. Jetzt diese Krankheit, die bevorstehende Zusammenkunft mit ihr erschrecken mich. Raten Sie mir, was ich thun soll."

„Werden Sie mir die näheren Umstände Ihrer Zusammenkunft erzählen?" fragte Anjuta. Ihre Augen glänzten vor List und weiblicher Neugier.

„O gewiß."

„Achten Sie darauf", sagte sie und gab ihm einen leichten Schlag auf die Schulter.

Er wollte ihr die Hand küssen . . . aber sie war schon entschwunden.

XIV.

In dem mit Luxus ausgestatteten, in Halbdunkel gehüllten Schlafzimmer, wo unbeweglich Valerie lag, ertönte die weinerliche Stimme der Felissata Petrowna: „Was ist mit Dir, meine Tochter? Ich werde wirklich verrückt. Meine Tochter hat man mir genommen, um sie unglücklich zu machen! . . . Valerie, öffne der Mutter Deine Seele . . . Was hat diese Natter Dir gethan? Hat man Dich geschlagen, mein Kind?"

Valerie, die weder mit einem Wort, noch einer Bewegung geantwortet hatte, hob jetzt das blasse Gesicht und

sagte fest: „Mutter, gehen Sie fort, ich kann Sie nicht hören!“

„Mein Herz hat's gefühlt, als ich Dich nicht mit ihm verheiraten wollte“, schluchzte Felissata Petrowna. „Du selbst hast darauf bestanden, ich nehme diese Sünde nicht auf meine Seele. Ich sehe ja, mein Täubchen, weshalb es Dir im Herzen kocht . . . ich sehe, wie diese rote Hexe vor Deinen Augen sich um Abram Nikolajewitsch dreht!“

„Eine rote Hexe?“ fragte Valerie melancholisch.

„Die rote Lise — im Dorf hat sie keinen anderen Namen als „die rote Lise“. Natürlich ist's nicht heiter, wenn sich einem so eine liederliche Person auf die Nase setzt. Was sie nicht alles heut Morgen angegeben hat! Bald steckt sie ihren Fuß heraus, bald zeigt sie ihm ihr Kleid... Ich begriff sofort, worüber sie sprachen: sie bettelte aus ihm heraus, daß er sie von Kopf zu Fuß neu kleide. Beinahe wäre ich hingelaufen, hätte ihr das Gesicht zerkratzt . . . Gott! Ich kann gar nicht daran denken, daß so eine . . . ach, meine Tochter!“

Felissata Petrowna schluchzte.

Valerie klingelte so heftig, daß die Stubenmädchen erschreckt herbeieilten. „Führt Mama hinaus“, herrschte sie dieselben an und wickelte sich, von einem Fieberschauer erfaßt, in die weiße Atlasdecke.

Die Oserow lief aus dem Schlafzimmer, begegnete dem General und warf sich ihm plötzlich zu Füßen.

„Was ist das? Diener . . . Diener! Heb' auf!“ ertönte der tiefe Baß Gromows.

„Väterchen, Abram Nikolajewitsch“, schluchzte Felissata

Petrowna, „wenn sie stirbt! Was soll ich Elende dann beginnen? . . . Verlassen Sie mich nicht!“

„Ich verlasse Sie nicht . . . aber lassen Sie mich doch los. Haben mir ja beinahe den Rockschoß zerrissen. Was ist das! Mit diesen Frauenzimmern kann man ja verrückt werden.“

Gromow zupfte sich seinen Rock zurecht und sah mit Verwunderung, wie die Stubenmädchen seine Schwiegermutter fortführten.

„Der Herr Doktor sind angekommen“, meldete der Diener. Hinter ihm trat Belajew ein.

„Nun, Sie haben mir Gutes prophezeit“, rief ihm der General entgegen, „des heutigen Tages werde ich mich noch lange erinnern. Gerade drei Jahre sind's heut, daß mit der Frau nichts gewesen ist — bei mir hat sie sich so erholt, ist so voll geworden. Anfangs aber, als ich sie eben geheiratet hatte, kränkelte sie fast ein halbes Jahr lang — von schlechter Nahrung natürlich. Mit Mühe habe ich sie rund gefüttert.“

„Was fehlt Valerie Pawlowna?“

„Sagen Sie mir, mein Lieber, was ihr fehlt. Als ich nach Ihnen in das Badehaus komme, schlägt sie mit dem Kopf an die Wand, schluchzt, stöhnt. Ich will nach Ihnen schicken, sie aber ruft: Nicht nötig! Und dabei hat sie Fieberschauer, und Hitze, und weiß der Teufel was! Gehen wir zu ihr. Wenn ich nicht dabei bin, wird Sie Ihnen die Thür weisen, in meiner Gegenwart wagt sie's nicht.“

Sie gingen.

Das fast dunkle Zimmer, die weiße Gestalt des Weibes,

das unbeweglich auf dem Bette lag, die undeutlichen Figuren zweier Stubenmädchen, welche am Kopfende des Bettes flüsterten — das alles brachte auf Belajew eine erschütternde Wirkung hervor. Diese Umgebung erinnerte ihn an eine andere, schicksalsvolle Nacht, welche ihn fast um den Verstand gebracht hätte — ihm war es, als vernehme er wieder das herzzerreißende Schluchzen und Stöhnen dieses Weibes . . . als lege sich auf seine Hände ein kalter, kleiner, leichter Körper. Von einem Schauer erfaßt, blieb er mitten im Zimmer stehen.

Gromow sprach inzwischen auf die Frau ein, daß sie gestatte, sich behandeln zu lassen. Da er indes keine Antwort erhielt, fühlte er eine peinigende Ungeduld, welche ihn jedesmal in einem Krankenzimmer erfaßte. Kranke konnte er ein für alle Mal nicht leiden, die Dunkelheit, der Geruch der Medikamente waren ihm unausstehlich, und besonders schwer kam es ihm an, Vorsicht und Ruhe zu beobachten. Wie er sich jetzt unbehilflich umwandte, warf er das Betttischchen um; erschreckt wollte er zurücktreten — und stieß auf einen Sessel.

„Der Teufel selbst würde sich hier die Füße zerbrechen!" rief er außer sich. „Weshalb sind die Vorhänge herunter gelassen? Ist hier etwa eine Gruft . . ."

„Leise!" befahl Belajew. „Ihre Frau scheint ja ohne Besinnung zu liegen."

„Nun, ich verstehe die Kranken nicht nach Ihrer Art zu behandeln", flüsterte Gromow ärgerlich. „Lieber gehe ich fort. Ich will inzwischen die Pferde im neuen Stall besichtigen. Kommen Sie nachher zu mir — wir wollen

bereden, wie wir die Frau kurieren. Ihnen wird sie wohl alles sagen, wenn ich nicht dabei bin."

Von einem fatalen Gedanken beängstigt, blieb Gromow auf der Schwelle stehen; er ließ seine Augen von Valerie zu dem Arzt schweifen, dessen ernstes blasses Gesicht ihm indes mehr und mehr zu beruhigen schien. Er rief die Stubenmädchen zu sich und befahl ihnen streng, die Herrin nicht auf einen Augenblick zu verlassen.

Kaum aber hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, als bereits die Stubenmädchen verschwunden waren. Sie wußten, daß jede Verletzung der Befehle des Herrn in Bezug auf seine Gemahlin von dieser durch ein reiches Geschenk belohnt wurde — nie war zwischen Valerie und ihnen ein Wort darüber gefallen, aber beide Teile verstanden einander vortrefflich.

Belajew unterbrach das Schweigen.

„Was fehlt Ihnen, Valerie Pawlowna?" fragte er, indem er sich bemühte, in dem besorgten Ton des Arztes zu sprechen. „Ich möchte Ihnen helfen."

Sie schwieg noch immer, aber ihre Brust hob sich hoch und Thränen tropften auf das Kissen. Belajew schwindelte der Kopf, verzweiflungsvoll sah er sich um, ob nicht die Stubenmädchen da seien, ob der General nicht komme . . . Alles war still.

„Ich . . . will Ihnen ein Rezept verschreiben", sagte er und kramte auf der Etagere herum, ohne recht zu wissen, was er sprach und that.

„Nein, Pawel Iljitsch, ich bin nicht körperlich krank — Sie wissen es", antwortete Valerie traurig und mutlos.

„Ich wollte nicht, daß Sie kommen; aber jetzt bin ich froh, daß ich mit Ihnen reden kann... zum letzten Mal... dies Gespräch wird sich nie mehr wiederholen..."

Von der Erregung bewältigt, vermochte sie nicht weiter zu sprechen und wurde noch blasser. Auf ihrem Antlitz, das wie Marmor schien, war nicht ein Schein jenes stolzen launigen Ausdrucks, mit welchem sie immer Belajew begegnet. Aus diesen Augen, von dieser Stirn, von diesen leidend zusammengepreßten Lippen schien alles Leben gewichen zu sein.

„Erlauben Sie mir", fuhr sie fort, „Ihnen eine Bitte auszusprechen . . . einer Kranken werden Sie ja eine Laune zu gut halten. Ich muß eine Frage an Sie richten. Aber wenn Sie mir antworten . . . in jenem eisigen Ton . . . mit jenem Blick des Befremdens und Spottes wie heut morgen . . . ich fühle, daß ich das nicht ertragen werde. Ich wende mich an den Arzt . . . im Interesse Ihrer Patientin vergessen Sie für eine Viertelstunde, daß ich jenes Weib bin, welches von Ihnen nichts verdient als Verachtung und Haß . . . Antworten Sie mir so, wie Sie mir in früheren Zeiten geantwortet hätten . . ."

„Valerie Pawlowna . . ." stotterte Belajew.

Sie richtete sich halb auf und warf ihr schwarzes Haar zurück; ihre Augen glühten in sonderbarem Feuer.

„Sie müssen mir erzählen, was damals mit dem Kind geschah . . . alle näheren Umstände . . . ich schwebte die ganze Zeit über in Angst. Lebte es nicht auf in Ihren Händen? War es wirklich tot? Wohin haben Sie's gethan?"

„In den Fluß", murmelte Belajew.

Als ob man ihr etwas Furchtbares gesagt hätte, schrie Valerie dumpf auf.

„In den Fluß!" wiederholte Sie atemlos und griff nach ihrem Kopf. „In den Fluß geworfen . . . in das kalte dunkle Wasser . . . meinen Lieben, meinen Erstgeborenen . . . in den Fluß!"

„Beruhigen Sie sich um Gotteswillen!" rief Belajew, ihre Hände ergreifend und pressend. „Das Kind war tot, so wie so hätte man es begraben . . ."

„Verzeihen Sie mir, ich bin eine Wahnsinnige. Meine Nerven sind so gespannt . . . Ich weiß ja, daß es nicht anders sein konnte. Sah Sie niemand, als Sie's thaten? Wußten Sie, daß Habarow Sie verfolgte?"

„Ich wußte, daß er mir auf den Fersen war, aber es gelang mir, mich zu verstecken."

„Wo . . . wo?"

„Es wäre zu weitläufig, zu erzählen. Alles ist ja beendet . . . glücklich. Weshalb sich in das Gedächtnis zurückrufen . . ."

„Ob auch wirklich glücklich? . . . Wie ich damals für Sie fürchtete! Wie viele Thränen . . . wie viele Thränen! Und bei niemand konnte ich nach Ihnen fragen . . . Haben Sie viel gelitten?"

„Jetzt leide ich nicht mehr."

Sie atmete tief und sah auf ihn mit ihren schönen Augen voll Traurigkeit und Demut.

„Ich weiß . . . ich fühle es, daß Sie sehr gelitten haben", flüsterte sie, „sonst wären Sie nicht so hart zu mir gewesen."

„Ich ... hart?" sagte Belajew erregt und beugte sich, ihre Hand zu küssen. „Wir sind in einer Lage, Valerie Pawlowna, daß um Ihrer und meiner Ruhe willen wir so wenig wie möglich vom Vergangenen sprechen sollten."

Er trocknete sein Gesicht mit dem Taschtentuch. Valerie sah ihn spähend an.

„Wir wollen uns als Freunde trennen, Valerie Pawlowna ... Ihr Mann muß ja bald zurückkommen."

„Ja", gab sie langsam zurück. „Aber ehe wir uns trennen, müssen Sie die Wahrheit erfahren. In diesen ganzen drei Jahren war nicht ein Tag, nicht eine Stunde, wo ich mein Leben nicht vergiftet fühlte ... wo ich verglich, was gewesen, mit dem Los, das ich für mich gewählt ... Aber niemals habe ich mir gesagt, daß ich verdiene, verachtet zu werden . . . ich kann Verachtung nicht ertragen! Das nagt an mir! Das tötet mich! Seien Sie barmherzig! Verzeihen Sie, verzeihen Sie mir! Ich stehe nicht auf, bis Sie mir verzeihen!"

Sie war vom Bett aufgesprungen und umschlang seine Kniee . . .

Es drehte sich ihm vor den Augen; er versuchte, Valerie aufzuheben; ihre Hände glitten von selbst nieder, wie leblos sank der Kopf auf den Teppich und bedeckte mit den langen glänzenden Strähnen der schwarzen Haare Belajews Füße. Selbst zitternd, richtete er sie mit Mühe auf und schloß sie in seine Arme, um sie auf das Bett zu legen. Er fühlte, daß sie sich an ihn schmiegte und die Erinnerung der früheren Liebe erfüllte ihn mit Pein. Wie ihr Kopf in die Kissen sank, begann sie fast tonlos, wie eine Irre, zu

stammeln: „Bin ich krank? . . . Wer ist neben mir? . . .“ Und nun rang es sich jauchzend aus ihrer Brust: „Du bist es, Paul! Mein Lieber, mein Lieber!“

Ihre Arme umwanden seinen Hals und sie zog seinen Kopf an sich. Außer sich vor Verwirrung, Verzweiflung und gleichzeitig gerührt, entzückt, machte Belajew einen schwachen Versuch, sich zu befreien, ihre Hände aber hielten ihn, wie eine Beute, fest umklammert . . .

Es wurde vorsichtig an der Thür geklopft.

„Es kommt jemand“, murmelte Belajew.

Valerie öffnete die Augen, aber sie ließ ihn nicht aus ihren Armen.

„Du liebst diese Anjuta?“ sagte sie rasch. „Liebe sie nicht . . . versprichst Du's?“

„Es wird geklopft . . .“

„Versprich es mir! . . . Sonst soll man uns so finden.“

„Ich verspreche es“, murmelte Belajew und preßte einen Kuß auf ihre Lippen.

„Befehlen Sie, daß ich eintrete?“ fragte eins der Stubenmädchen hinter der Thür.

„Was willst Du?“

„Seine Excellenz kommen aus dem Stall nach Haus; sie würden böse werden, wenn keine von uns bei Ihnen ist.“

Belajew ging hinaus, wie ein Betrunkener wankend.

XV.

Der Sommer näherte sich seinem Höhepunkt, immer heißer und erstickender wurde die Luft. Das Wetter war trocken, auf den Wegen wirbelte der Staub und bedeckte

Bäume und Sträucher mit grauer Decke. Nur in der Tiefe des weiten Gromowschen Gartens herrschte Kühle und Frische Auf den hügeligen Anpflanzungen sah man bunt durcheinander rote, hellrosa und zartgelbe Aepfel; Stachelbeeren, wie Pflaumen so groß, hingen in Büscheln längs der Wege; rundum duftete das frischgemähte Heu auf den Wiesen.

Die Sonne war im Untergehen. Gromow und Habarow kehrten vom Felde, wohin sie gegangen waren um das Getreide anzusehen, zurück.

„Auf dem Lande, Brüderchen, ist's schön?" rief Gromow. „Wie kann man's vergleichen mit Moskau oder St. Petersburg — da ist man seines Lebens nicht froh."

Der General fuhr fort, das Landleben zu rühmen, und zwar mit solcher Hartnäckigkeit, daß Habarow auf den Gedanken kam, er müsse etwas auf dem Herzen haben.

„Du willst doch nicht etwa verreisen?" fragte er auf's geratewohl.

Gromow runzelte die Stirn. „Diese Fahrt sitzt mir hier", sagte er, auf seinen Nacken zeigend.

„Was für eine Fahrt?"

„Du bist wirklich sonderbar! Den Onkel, Fürsten Peter, soll ich so lassen? In fremden Händen?"

„Ach ja, ja, da ist eine Erbschaft . . . ich verstehe."

„Ah, Du hast verstanden", erwiderte der General in lebhaftem Ton. „Du freilich vermagst Dir solche Sachen nicht so zu Herzen zu nehmen. Du bist Junggeselle. Versetze Dich an meine Stelle, erhalte eine Familie . . . und immer alles selbst thun . . . zum Onkel nach Peterburg jagen . . . immer ich selbst."

„Was ist Dir plötzlich eingefallen!"

„Wieso plötzlich? Schon lange quält es mich, daß er auf seine alten Tage . . . und keiner von den Verwandten ist um ihn."

„Da sind doch Verwandte . . ."

„Was sind das für Verwandte!" schrie Gromow außer sich und wurde rot. „Aus dem vierten Gliede, sozusagen das siebente Wässerchen! Ich bin der einzige wirkliche Neffe! Diese Verwandten, sage ich Dir, werfe ich zur Thür hinaus."

„Herrlich! Aber ist es nicht richtiger, im Herbst zu fahren?"

„Es wäre Sünde, Brüderchen. Ich habe Träume, sage ich Dir: bald steht ein Koffer mit Gold vor mir . . . bald sind Heiligenbilder des Onkels abhanden gekommen und ich suche sie im Traum. Das alles bringt mich auf Gedanken."

„Das ist aber nicht gerade das, was Du sagen willst, Abram Nikolajewitsch. Du bist schlau, Du näherst Dich auf Nebenwegen . . ."

Gromow lachte vor Vergnügen. „Hast Du überlegt", sagte er, „wem ich das Haus überlasse, wem ich meine Frau anvertraue?"

„Nimmst Du die Frau nicht mit?"

„Gott behüte! Ihretwegen hätte mich der Onkel beinahe fortgejagt: er wollte nicht, daß ich sie heirate. Ich will ihm sagen, daß ich mit ihr auseinander bin. Ich kann sie deshalb nicht mit mir nehmen, denn gleich wäre in ganz Petersburg bekannt, daß Gromow mit seiner Frau angekommen sei . . . sofort erführ's der Onkel . . ."

„Mit runden Worten, daß heißt: ich soll bei Deiner Frau als Wächter bleiben?"

„Welcher Unsinn! Was Dir in den Kopf kommt! Ich dachte, Du würdest mit mir nach Petersburg fahren."

„Weshalb nicht", sagte Habarow.

„Ah, nun habe ich Dich. Es heißt also, Brüderchen, Du nimmst es krumm, daß ich Dich verlasse, Dmitrij Jefimowitsch, das ist nicht freundschaftlich! Du weißt ja, daß mich die Not treibt und nicht mein Wunsch. Bleibst Du nicht statt meiner als Herr im Hause, so nehme ich's als schwere Beleidigung und kann nicht reisen."

„Fahre mit Gott, ich bleibe."

„Bist doch nicht böse? . . . Wohin gehst Du?"

„Zur Kirche. Ich liebe diesen Ort."

„Geh', gehe, Dichter!"

Schmunzelnd schritt Gromow dem Hause zu. Er bewunderte sich selbst, wie er so geschickt Habarow überlistet, daß er an seiner statt als Haupt des Hauses bleibt. Nun brauchte er dem Gedanken nicht mehr nachzuhängen, daß seine Frau, ohne Aufsicht gelassen, vom rechten Wege abweichen könnte. Denn auf Habarow, vor dem Valerie sichtlich sowohl Furcht als Respekt hatte, baute er wie auf einen Felsen.

In Gedanken versunken, nahm Habarow seinen Weg zur Kirche, deren weiße Kuppel über dem Grün der Bäume schimmerte. Das Gotteshaus war von einer Mauer umgrenzt, hinter welcher inmitten dichten Grases breite Ulmen standen. In der Pforte blieb er lauschend stehen: leisklagendes Schluchzen drang an sein Ohr. Da er indes

Niemand bemerkte, ging er um die Kirche herum. Mit dem Gesicht an die kalte Wand gelehnt, den Kopf eingehüllt in eine schwarze Mantille, lag auf dem Grase ein Weib — ihr Körper erbebte im Schluchzen.

Obgleich es ziemlich dunkel war, erkannte Habarow sogleich in diesem geängstigten, bedrückten, erniedrigten Weibe die Herrin des Hauses — Valerie. Da er wußte, wie stolz und aufbrausend sie war, wollte er fortgehen, ehe sie ihn als unbescheidenen Zeugen ihrer Thränen erblickte; aber das Gefühl des Mitleids und der großmütigen Teilnahme behielt das Uebergewicht.

Sanft ergriff er sie bei der Hand. Sie fuhr jäh zusammen und machte sich los; dann aber durch ihre Thränen ihn anschauend, fiel sie ihm mit plötzlicher Eingebung um den Hals.

„Mein Freund, mein einziger Freund!“ stammelte sie, „Sie sind zu mir gekommen, Sie haben mich nicht vergessen wie die Anderen.“

Habarow zog sie auf die Stufen nieder und setzte sich neben sie.

„Was ist mit Ihnen geschehen?“ fragte er.

Sie senkte die Augen und schwieg.

„Ich bin unglücklich“, sagte sie endlich.

Ihr Busen wogte, sichtlich stürmte es in ihr.

„Ich bin unglücklich . . . unglücklich . . . unglücklich!“ wiederholte sie atemlos und riß sich die Mantille ab. „Weshalb fragen Sie . . . Sie wissen!“

„Manches kann ich voraussetzen, vieles sogar wissen“, erwiderte Habarow leise, „aber ich werde nichts sagen, bis

Sie mir nicht selbst die Erlaubnis geben, in Ihrer Seele zu lesen."

„Sie sind zu rücksichtsvoll . . . so daß es fast wie Teilnahmslosigkeit aussieht", sagte sie seufzend. „Sie waren immer zu gut, zu zart zu mir! Erinnern Sie sich: als wir vor drei Jahren uns so stürmisch trennten . . . als ich Ihnen nicht bekennen wollte . . . erinnern Sie sich, wie Sie mit mir sprachen . . . wie ein Vater, wie ein Bruder! . . . Ach, mich erregte es nur! Ich wollte nicht glauben, daß Sie uneigennützig mir Gutes wünschten . . . ich dachte, daß Sie eifersüchtig sind . . . und nicht offenherzig . . . Alles Leidenschaftliche ist mir so begreiflich, ruhige Gefühle sind nicht für mich.

„Aber die Vergangenheit regt Sie doch nicht auf. Sie sind unglücklich in der Gegenwart."

„Ja . . . und Sie können mir helfen. Ich liebe diesen Belajew . . . diesen selben . . . Sie wissen! . . . ich liebe ihn stärker als früher und er liebt vor meinen Augen eine andere! . . .

„Anjuta Alenin?"

„Nun ja. Auch Sie haben's bemerkt. Wie sollte man's nicht bemerken! Mein Freund! Sie sind oft dort, Sie sind frei, nicht wie ich eine Gefangene an Händen und Füßen — erfahren Sie für mich, wie Sie zu einander stehen, erfahren Sie, ob er die Absicht hat, sie zu heiraten. Dann muß man ihm die Augen öffnen.

„Belajew die Augen öffnen — was heißt das?

„Es heißt, daß dieses Weib ihn betrügt, ihm das Ge-

heimnis ihres Lebens verheimlicht", rief Valerie mit erhobener Stimme, in welcher es wie düsterer Triumph erklang.

„Woher wissen Sie das? Und was ist das für ein Geheimnis?"

„Anjuta Alenin war Mutter und hat ihr Kind getötet!" sagte sie scharf.

„Getötet!" rief, unwillkürlich protestierend, Habarow. „Wer hat Ihnen gesagt, daß sie es getötet hat?"

„Wer? Fragen Sie ihre Schwester, fragen Sie ihre Tante, fragen Sie alle, die bei diesem Skandal waren.

Sie wiederholte ihm, was ihr Julie erzählt. Habarow war überrascht. Nach der Sicherheit und Ruhe Anjutas zu urteilen, war er überzeugt, daß es ihr gelungen, vor allen ihr Geheimnis zu verbergen; jetzt aber zeigte es sich, daß es in den Händen von Menschen lag, die bereit standen, dasselbe als eine furchtbare Waffe gegen sie zu gebrauchen. Wäre Valerie kaltblütiger gewesen, so müßte sie sofort bemerkt haben, welchen aufregenden Eindruck ihre Neuigkeit auf Habarow machte.

„Werden Sie es Belajew sagen?" flehte Valerie. „Ich spreche nicht im Interesse meiner Liebe, aber ich will nicht, daß er das Opfer eines Weibes sei, das fähig ist, ihr eigenes Kind zu töten!"

Habarow hörte nicht mehr. Ihm war plötzlich ein Gedanke aufgestiegen, welcher das Blut in seine Schläfen trieb. Wäre Belajew bereits früher, ebenso wie mit Valerie, mit Anjuta bekannt gewesen? Könnte nicht ihre intime Bekanntschaft eine Fortsetzung ihrer früheren Verbindung sein? Auf diesen Gedanken brachten ihn einige rätselhafte Worte zwischen

Belajew und Anjuta, deren er sich gerade jetzt erinnerte und die auf etwas geheimnißvoll Vergangenes hindeuteten.

So ist es! So ist dies Verhältnis! wiederholte er sich in Gedanken, seiner kaum mehr mächtig. Und Valeries Leid, sogar ihre Existenz vergessend, sprang er auf und ging fort. Vergeblich rief sie ihn an: ebenso wie sie war er allen Gefühlen fremd, die außerhalb seiner Leidenschaft lagen.

Ja, es war Leidenschaft, jene selbe bedrückende Leidenschaft, von welcher er ahnungsvoll erschauernd zu Anjuta gesprochen. Die Gespräche mit ihr über seine Arbeiten hatten allmälig das süße Gift in seine Seele geträufelt; so weit war es schon gekommen, daß er ohne sie nicht zu schreiben vermochte, jede Seite gab er ihr zur Beurteilung und veränderte gehorsam nach ihrer Anweisung. Und sie?... Bemerkte sie nicht, was sie für ihn geworden war? Faßte sie nicht, daß man mit Feuer nicht spielen kann? . . .

Als Habarow in sein Zimmer kam, fiel sein Blick sogleich auf das geöffnete Manuskript. Ohne hineinzusehen ergriff er das Heft und warf es in das unterste Fach seines Schrankes. Die Früchte so vieler Gedanken und Mühen hatten jetzt keinen Wert für ihn. Der Roman der Einbildung trat vor dem Roman des Lebens zurück.

Lange zu überlegen lag nicht in der Art Habarows: das Nachsinnen führte ihn vor allem zur That. Er nahm wieder seinen Hut und ging nach Kljutschi zu Belajew.

Die Gelegenheit war ihm günstig: beim Ausgang aus Sawialowo begegnete er Belajew selbst, der von einem Kranken zurückkehrte.

Sie begrüßten sich und gingen nebeneinander auf dem

Wege nach Kljutschi. Belajew schwieg und sein Herz schlug: er erriet, daß er von Habarow etwas außergewöhnliches werde zu hören bekommen; die Gegenwart dieses Mannes brachte auf ihn stets einen unruhigen Eindruck hervor, wie überhaupt die Atmosphäre der Leidenschaften, Wünsche und heftigen Gefühle, die um Habarow wehte, auch auf die Umgebung wirkte.

„Ich war auf dem Wege zu Ihnen“, begann Habarow ohne jegliche Einleitung, „ich wollte mit Ihnen sprechen.“

„Ueber welchen Gegenstand?“

„Sie sind ein naher Bekannter von Anna Feodorowna Alenin?“

Mit Verwunderung und Zweifel blickte ihn Belajew bei dieser unerwarteten Einleitung an.

„Das kann ja wohl niemand kümmern“, erwiderte er kalt und feindlich. Wie kommen Sie auf diese Frage?“

„Sie sollen es gleich hören; ohne wichtige Ursache würde ich nicht gefragt haben. Als einen guten nahen Bekannten von Anna Feodorowna möchte ich Sie ersuchen, ihr eine Mitteilung zu machen.“

„Nun?“

„Sie soll auf ihrer Hut sein. In ihrem Leben trug sich etwas zu, von dem sie nicht wünschen kann, daß es bekannt wird. Man muß sie vorbereiten, da ihr Geheimnis verraten ist.“

„Welches Geheimnis? Und wem ist dasselbe bekannt? Wer hat Ihnen die Mitteilung gemacht?“ stammelte Belajew.

„Valerie Pawlowna hat es mir gesagt. Sie können es ihr wiedersagen, von wem ich es habe.“

Habarow entging nicht das unruhige Erstaunen Belajews, als er Valeries Namen vernahm.

„Valerie Pawlowna", wiederholte er, in Sinnen verloren. „Was hat sie Ihnen gesagt? Was für ein Geheimnis kennt sie? Hören Sie doch auf in Rätseln zu sprechen."

„Das vermag ich nicht: es ist das Geheimnis Anna Feodorownas und nicht das meine. Sagen Sie ihr nur, sie möchte an das zurückdenken, was vor drei Jahren im Troizkij-Kloster vorgefallen."

Es verging ein Augenblick des Schweigens. Beide durchlebten schwere Minuten.

Das traf! dachte Habarow; es ist unnötig, weiter zu forschen. Ich weiß alles, was ich wissen wollte!...

In der That war es genügend, Belajew in das Gesicht zu sehen, um klar zu sein, daß diese Worte ihn wie Donner getroffen hatten — folglich hatten sie für ihn Bedeutung; folglich wußte er um das Geheimnis. Und wenn er es wußte, welche Schlüsse ließen sich daraus ziehen?

Belajew hatte Anjuta ruhig und sichtlich glücklich gesehen, weshalb er über seine damalige Handlungsweise vollständig beruhigt war; bis zu diesem Augenblick konnte es ihm gar nicht in den Kopf kommen, daß dieselbe Folgen nach sich ziehen würde, gleich einer im Körper versteckten Ansteckung, die sich plötzlich in schädlicher Art äußert. Er empfand Gewissensbisse, die ihn der Verzweiflung nahe brachten.

Vielleicht noch heftiger war die stille Verzweiflung Habarows, der zufällig, wie er vermeinte, die Folgen dieses Geheimnisses herannahen sah. Ein Schlag vernichtete alle seine Hoffnungen und überließ ihn namenlosem Schmerz.

Belajew faßte sich endlich; er begriff, daß er nicht merken lassen dürfe, ihm sei irgend etwas bekannt.

„Was ich von Ihnen höre, setzt mich in Verwunderung“, sagte er kalt. „Vor allem begreife ich nicht, weshalb Sie mich zum Vermittler wählten. Sie sind nicht weniger als ich mit Anna Feodorowna bekannt; weshalb sagen Sie mir das alles und nicht ihr?“

Weil ich Dich ausspähen will, konnte Habarow antworten, aber er bezwang sich ungeachtet der Bitterkeit, die in seiner Seele kochte und erwiderte sanft und fest: „Solche Dinge einem Weibe gerade heraus zu sagen, Pawel Iljitsch, ist nicht leicht. In allgemeinen Redensarten mag ich mich nicht winden und bekenne Ihnen lieber, daß diese Aufgabe für mich zu schwer ist; so habe ich mich denn an Sie gewendet.“

„Sonderbar! Der eigenen Ruhe halber, aus Egoismus einen fremden Menschen in ein ihm fremdes Geheimnis verwickeln!“

„Ich hielt Sie Anna Feodorowna gegenüber nicht für einen fremden Menschen.“

„Weshalb nicht, wenn ich fragen darf?“ rief Belajew, bereit, Händel anzufangen.

„Weil ich weiß, daß in Ihren Händen ihr Geheimnis ungefährdet und heilig ist“, antwortete Habarow so innig, daß er Belajew vollständig entwaffnete; „weil ich fühle, daß Sie ihr wohlwollen — deshalb habe ich nichts zu befürchten, wenn ich mich an Sie wende.“

Belajew antwortete nicht. Sie gingen noch ein Stück Weges zusammen. Dann trennten sie sich.

XVI.

In der Familie Alenin war inzwischen ein wichtiges Ereignis eingetreten: ohne seinen Verwandten ein Wort zu sagen, hatte Arkadij Oserow Ljuba Feodorowna Alenin Hand und Herz angetragen. Zur Verwunderung Anjutas und zu Agrafenas besonderem Unwillen nahm sie, ohne zu wanken, den Antrag an, obgleich sich durchaus nicht voraussetzen ließ, daß sie Oserow liebe oder auf diese Partie glänzende Hoffnungen setze. Bezüglichen Fragen gegenüber verhielt sie sich rätselhaft.

Ljuba hatte, was niemand vermuten konnte, ihre eigene Berechnung. Daß sie eine feierliche und fast unzerreißbare Verpflichtung auf sich genommen, kam ihr gar nicht in den Kopf, sie hielt sich vielmehr im Stillen an das Sprichwort: „Ein schlechter Bräutigam zeigt dem guten den Weg an“ und nahm für sich das Recht in Anspruch, Oserow fallen zu lassen, wann es ihr beliebte. Wie viele Genüsse für ihre Eigenliebe gab es vorläufig! Seit ihrem Austritt aus dem Institut war noch nicht ein Jahr vergangen, und schon nannte man sie Braut — Braut vor Anjuta, vor Julie! Und wenn später das Verlöbnis auseinander ginge, würden alle davon erzählen und um ihre Person wehte ein Schimmer von Romantik.

Um einer zornigen Scene mit seiner Mutter auszuweichen, beschloß Arkadij, nachdem er Ljubas Einwilligung erhalten, sich eines mächtigen Bundesgenossen zu versichern: er vertraute sich dem General an, zu dem er von der Ver-

lobung als von einem Geheimnis sprach, und wußte die Angelegenheit so zu drehen, als ob es nur von ihm abhinge, betreffs der Heirat eine Entscheidung zu fällen. In der Rolle des Werbers und Wohlthäters auftreten zu können, war für Gromow besonders schmeichelhaft. Valerie nahm die Nachricht gleichgiltig auf, Felissata Petrowna aber hatte ihre stärksten Nervenanfälle, welche sie übrigens vor dem Hausherrn geheim zu halten strebte.

Als an dem Morgen, wo die große Neuigkeit bekannt wurde, Ljuba, in angenehme Träumereien versunken, in ihrem Zimmer auf- und abging, wurde sie aufgeschreckt durch das Gerassel eines Kabriolets, welches in den Hof einfuhr. Sie sah, ganz rot vor Aufregung, mit ungekämmten Haaren, die sie unter dem mit einer Rose garnierten Strohhut zusammengerafft hatte, Julie Gromow aussteigen.

„Was ist das, Ljubotschka?“ rief ihr die Eintretende entgegen und schlug die Hände zusammen. „Du heiratest?“

„Ja, ich heirate“, entgegnete Ljuba, die Hände über der Brust in malerischer Stellung kreuzend.

„Du bist verrückt geworden!“

„Wieso?“

„Nicht ich allein sage es Dir, von jedem kannst Du's hören. Erst willst Du mich glauben machen, Belajew gefalle Dir, und jetzt kommt es heraus, daß Arkadij . . . ach, Dich versteht man nicht!“

„Was willst Du von mir?“ fragte Ljuba leicht lächelnd.

Erregt setzte sich Julie auf einen Stuhl am Fenster und nahm den Hut ab.

„Handeln rechtliche Leute so?“ fragte sie, indem sie mit

dem Taschentuch ihr Gesicht abtrocknete. „Hättest Du nur ein Wort gesagt, mir wenigstens eine Andeutung gegeben, so würde ich's wenigstens gewußt haben . . . Arkadij hatte dem Erzbischof bereits wegen des Dispenses zur Heirat mit mir geschrieben."

„Wann war das?" fragte Ljuba spöttisch.

„Unlängst; die Priestersfrau hat es meiner Dunjascha gesteckt — wie soll's denn die nicht wissen, ihr Pope steht ja unter dem Befehl des Erzbischofs. Er hat wohl die Erlaubnis nicht erlangen können. Als Arkadij um Dich freite, begriff ich's gleich, daß er die Erlaubnis zur Verwandtenhochzeit nicht erlangt hat."

„Das träumte Dir so, nicht wahr, Julie?"

„Es ist wohl auch ein Traum, daß Du Dich verheiratest!"

„Vielleicht. Uebrigens gebe ich darauf nicht besonders viel."

„Ich gestehe Dir gern zu, daß darauf nicht sonderlich viel zu geben ist. Schöner Bräutigam das, nackt wie ein Falke. Und dann muß man noch mit ihm zum Regiment fahren, muß auf gleichem Fuß mit den Soldatenfrauen leben . . . das ist eine Strafe! Nicht für Tausende hätte ich . . ."

„Was thäten Sie nicht für Tausende, Julie Abramowna?" unterbrach sie Arkadij, der eben in das Zimmer trat.

„Wie Sie mich erschreckt haben!" rief Julie.

„Seit wann bin ich so schrecklich für Sie?"

„Eben sagte ich Ljuba, daß ich sie bedauere."

„Weshalb denn?"

„O, ich weiß schon, weshalb. Ich finde Dich sehr bedauernswert, Ljuba. Adieu.“

Julie sprang auf und griff nach ihrem Hut.

„Bleiben Sie noch etwas“, rief Arkadij.

„Ich kann nicht, ich habe so viel zu thun; man näht an meiner Aussteuer, und ich muß nach allem sehen.“

„An Deiner Aussteuer?“ fragte Ljuba. „Wann heiratest Du?“

„Sobald ich einen von meinen Freiern gewählt habe. Viele bewerben sich um mich, aber ich wollte immer nicht. In diesem Monat aber heirate ich bestimmt.“

„Wie Sie versteckt und listig sind!“ sagte Arkadij, dem es Spaß machte, Julie zum Besten zu haben. „Es ist so lustig, mit Ihnen zu sprechen. Bleiben Sie noch etwas.“

„Nein, Sie haben Ihre Braut. Zu Anjuta könnte ich noch gehen; wo ist sie?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging sie in Anjutas Zimmer. Dieselbe saß am Tisch unter Büchern, Heften und beschriebenen Blättern, in welche sie so vertieft war, daß sie das Geräusch der Thür nicht bemerkte. Was vor ihr lag — das war, in Zeilen und Buchstaben übersetzt, die Seele Habarows. Mit einer Gier im Genuß, mit bewegtem Herzen, das bald erglüte und bald zu erstarren schien, forschte sie nach dem Geheimnis dieses schöpferischen Geistes: seiner Empfindungen, seiner Gefühle, seiner Ansichten suchte sie teilhaftig zu werden; gelegentlich warf sie selbst eine hastige Bemerkung auf das Papier. Ob er jemals sehen wird, was ich niederschreibe? fragte sie sich. Nein! . . . In einem Falle nur, wenn . . . Warum steht

immerwährend dieser Gedanke vor mir wie Tag und Nacht? Warum verfolgt er mich! . . . Was vermag ich dem Manne zu sein, den Ruhm umstrahlt und dem das Recht der Wahl zusteht unter allen . . . Er sagt, daß er die Frauen des Südens liebe, und ich denke . . .

„Herzchen, Anjuta, wie sie traurig dasitzt! Ich habe dasselbe Los wie Du", erschallte eine Stimme hinter ihrer Schulter und Julies massive weiße Hände umschlangen ihren Hals so fest, daß sie sich nicht zu rühren vermochte.

„Was ist mit Dir Julie?" fragte sie, sich endlich befreiend.

Julie atmete geräuschvoll, setzte sich nachdenklich, den Kopf auf die Hand gestützt, und begann mit langsamer gedehnter Stimme, als ob sie eine Predigt halte, zu reden: „Das nennt man nun eine Freundin! Wir waren zusammen im Institut, saßen auf einer Bank, alles, war's Kuchen, war es Eingemachtes, Schinken, was man mir von zu Hause schickte, teilte ich mit ihr. Wie hätschelte ich sie! Und nun hat sie sich als falsch entpuppt!"

„Du bist ärgerlich über Ljuba", lachte Anjuta, welche Julies tragisches Aussehen unwillkürlich belustigte. „Was habt Ihr da miteinander?"

„Ach", flüsterte Julie, „wir haben uns ja gegenseitig das Wort gegeben, daß die eine nicht vor der anderen sich verheiratet. Ich halte mein Wort, habe allen Freiern eine Absage gegeben, alle Freier habe ich laufen lassen — und sie benimmt sich so; hinter meinem Rücken!"

Julie hatte bereits Zeit gefunden, diese Phantasie sich auszumalen und voll und ganz an ihre Wahrheit zu glauben.

„Was sagt man bei Euch darüber?“ fragte Anjuta. „Ich hörte, Dein Vater soll sich sehr befriedigt geäußert haben.“

„Du weißt ja selbst, wie Papa ist . . . Wäre er ein bischen klug . . . er hat ja aber gar keinen Verstand. In Moskau meinten es alle, die Freundinnen haben es mir im geheimen gesagt. Wie konntest Du so etwas dulden, Anjuta! Schämst Du Dich denn nicht?“

„Was kann ich machen!“

„Ach, Anjuta, was Ljuba von Dir erzählt hat!“ fuhr Julie mit gesenkter Stimme fort. „Früher habe ich's geglaubt, jetzt aber glaube ich ihr nichts mehr — solche Schändlichkeiten, solche Gemeinheiten, daß ich darüber die Nacht fast nicht schlafen konnte!“

Düster heftete sich Anjutas Blick auf die Sprecherin. Um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, fragte sie: „Werdet Ihr alle heut zu Hause sein?“

„Wir hatten vor, am Abend zu Euch zu kommen, Papa wollte selbst . . . er ist ja doch der Freiwerber! — Was Ljuba mir über Dich gesagt hat, Anjuta . . . so etwas, so . . . ich entschließe mich nicht, es zu sagen.“

„Sage es nicht“, unterbrach sie Anjuta, „ich wünsche es auch nicht.“

„Nein, Du vermagst es Dir gar nicht vorzustellen . . . Etwas in der Art, daß man Dich sogar nach Sibirien schicken könnte . . . so etwas . . .“

Anfangs lächelte Anjuta verächtlich; plötzlich aber erschien eine leichte Röte auf ihren Wangen und die Augenbrauen zogen sich zusammen.

„Ein Verbrechen also?“ sagte sie, mehr mit sich selbst als mit Julie sprechend.

„Ja . . . irgendwo während der Pilgerfahrt . . . irgend eine Tante von Euch war auch dabei . . .“

„Ich weiß, ich weiß!“ Hastig erhob sich Anjuta. „Komm in das Gastzimmer, hier ist's heiß.“

Wie Julie bei ihrem Eintritt Ljuba bemerkte, die neben Arkadij auf dem Sopha saß, fuhr sie sogleich fort.

Die Aleninschen Mädchen setzten sich zu Tisch, und Oserow mit ihnen. Er fühlte sich bereits im vollen Rechte des Bräutigams und begann mit Anjuta ein Geschäftsgespräch über irgendwelche Wiesen. Zum Schluß des Mittags kam Belajew ernst, blaß und verstimmt.

„Wollen wir in den Garten gehen“, sagte er zu Anjuta, als sie vom Tisch aufstand.

Sie schaute durch das Fenster. Ueber dem Garten hing eine dunkelblaue Gewitterwolke, ein scharfer Wind wehte — so weit der Blick reichte sah man Bäume und Aeste und Zweige sich winden und biegen, als rüsteten sie sich geschäftig zur Verteidigung gegen den nahenden Sturm.

„Es wird vielleicht nicht regnen“, fügte er hinzu.

„Vor dem Regen fürchte ich mich nicht“, antwortete Anjuta, „ich liebe solches Wetter, nach dem glühenden Tage atmet es sich so leicht in diesem erfrischenden Wind.“

Sie gingen vom Balkon in den Garten hinab und verloren sich in der tiefen Akazien-Allee. Ohne ein Wort gesprochen zu haben, kamen sie bis zu ihrem Ende, an jene Stelle, wo, von Gebüsch eingefaßt, der gewundene Weg beginnt, welcher zu der Quelle führt. Nachdenklich und nicht

ohne Unruhe horchte Anjuta auf das Knacken der Zweige, auf die fallenden Aepfel, die schwer niederschlugen.

„Hier", sagte Belajew, auf die Quelle deutend, „habe ich Sie zum ersten Mal gesehen."

„Zum zweiten Mal", bemerkte Anjuta und stieg zur Quelle hinunter. Dieselbe sprudelte nicht mehr so stürmisch heiter wie im Frühjahr; die Vergißmeinnicht, welche sie umkränzten, hatten keine Spur hinterlassen — über Blumen und Wiese war es wie glühender Atem hingegangen, welcher alles versengte.

„Verwelkt von Hitze und Wind", sagte Anjuta traurig, „auch dieses Wasser hat nicht mehr die herrliche Kühle wie damals im Frühjahr . . . als sei es ermattet von Leidenschaft oder Fieber!" fügte sie mit einem schwermütigen Lächeln hinzu und sprach leise Heines Gedicht:

Der Tot, das ist die kühle Nacht,
Das Leben ist der schwüle Tag,
Es dunkelt schon, mich schläfert,
Der Tag hat mich müd gemacht.

Sie setzte sich; gelehnt an den Maßholderstrauch, den Kopf zurückgebogen, schloß sie die Augen, als sei sie wirklich ermattet. Belajew war eine Veränderung mit ihr in den letzten Monaten nicht entgangen. Ihre Wangen hatten etwas von ihrer Rundung eingebüßt, die Augen lagen tiefer und das ganze Gesicht zeigte jene Fieberblässe, welche ein zerstörendes inneres Feuer verrät. Bereits mehrere Mal wollte Belajew sich erkühnen, ihr seine Liebe zu gestehen; aber er dachte immer: sie muß es ja sehen und empfinden — weshalb muß man es sagen? Nur in Habarows Ro-

manen kann es geschehen, daß die Helden sich in flammenden Worten erklären; vor einem nüchternen Blick sind alle diese theatralischen Ergüsse nichts. Und dann lag es auf seiner Brust wie ein Stein so schwer, daß früh oder spät das Geständnis unvermeidlich sein würde, er sei bereits verheiratet. Der Gedanke daran lähmte ihn und er empfand es qualvoll, diese unüberlegte Heirat geschlossen zu haben. Andererseits aber erwog er, daß er über seine Familienverhältnisse niemand Rechenschaft schuldete und es nicht an der Zeit wäre, derselben Erwähnung zu thun. Was aber will die Zukunft bedeuten im Rausche des Augenblicks — er saß allein mit Anjuta vom Wind umheult unter den schweren bleiernen Wolken bei der Quelle, hingegeben jener süßen Qual, welche der Mensch erduldet, vielleicht nur einmal im Leben, wenn er ein Mensch ist in der vollen Bedeutung des Wortes . . .

„Weshalb führten Sie mich hierher?" fragte Anjuta, sich zusammennehmend.

„Ich führte Sie hierher wegen einer sehr ernsten Sache. Sie haben mir eben gesagt, als ich Sie hier gesehen, war es zum zweiten Mal. Gestatten Sie mir, von dem ersten Mal zu sprechen, als wir uns begegneten."

„Reden Sie. Es scheint heut ein Tag zu sein, wo alles vergangene an die Oberfläche treibt."

„Wie — Sie hätten bereits vernommen?" fragte mit Schrecken Belajew.

„Ich weiß noch nicht, worüber Sie sprechen werden."

„Sagen Sie mir eines. — Sie erlauben mir doch, geradeaus zu sprechen . . . in jener Nacht, als ich versprach,

Sie von dem Pfand zu befreien, was war mit Ihnen? Wohin haben Sie das gethan? Hat man es bei Ihnen gefunden? Erfuhr Jemand, was das Packet enthielt?"

„Ehe Sie mich darüber befragen", erwiderte Anjuta und ihre schwarzen Augen blitzten, „müssen Sie mir erklären, warum Sie damals nicht gekommen sind."

„Ach, Anna Feodorowna, als ich dieses Versprechen gab, war ich fast nicht bei Sinnen. Konnte ich dasselbe halten? In der folgenden Nacht war der Gasthof mit Wache umstellt; ich schlich mich an zehnmal heran, so daß man mich bemerkte . . . Das Unglück wieder gut zu machen, stand nicht mehr in meiner Macht, aber ich litt, Anna Feodorowna, ich litt hart."

„Ich glaube Ihnen", sagte Anjuta, „ich vermochte auch nicht zu denken, daß Sie mich mit kaltem Blute im Stich ließen."

Anjuta errötete. „Ich gestehe Ihnen, daß ich es schwer büßte", sagte sie leise; ihr war zu Mute, als läge vor ihr klar und offen die Vergangenheit — „so schwer, daß ich hätte verrückt werden können. Und da kam so manches Unerwartete ... als das Bündel im Fluß lag und ich das Aergste vollbracht zu haben glaubte, eilt plötzlich jemand zu mir, ergreift meine Hand und ruft: Kindesmörderin."

Belajew wagte nicht, die Augen zu ihr zu erheben. Sie aber sprach weiter, als bemerke sie nicht, was in ihm vorging.

„Welche eigentümliche Begegnung! Nie kommt sie aus meinem Gedächtnis. Immer träumte mir von ihr in den Irreden des Fiebers."

„Was that dieser Mensch mit Ihnen?" fragte Belajew mit Entsetzen.

Anjuta sah ihn an und schwieg einen Augenblick.

„Dieser Mensch war Habarow", sagte sie mit einem Ton, als ob dieser Name alles erklären müßte. Auf Belajew hatte derselbe die Wirkung eines elektrischen Schlages, er sprang vom Grase auf . . .

„Habarow!" rief er atemlos. „Sie sagten Habarow ... Nein, eine solche Schändlichkeit ist unmöglich . . . Habarow wußte alles . . . und seit so langer Zeit?"

„Ich erzählte Ihnen, wie es gewesen ist. Habarow hat gesehen, wie ich das Bündel in den Fluß warf und zieh mich geradezu eines Kindesmordes. Aber er sprach zu niemand davon und ich habe ihn erst hier wiedergesehen."

„Zu niemand?" wiederholte Belajew mit Bitterkeit; und jetzt droht er Ihnen mit diesem Geheimnis . . . der Schändliche!"

„Er droht?" fragte Anjuta und erhob sich schnell.

„Ja! Absichtlich kam er gestern zu mir und beauftragte mich, Ihnen zu sagen, Sie möchten sich in Acht nehmen, da das Begebnis beim Troizkij-Kloster bekannt sei.

„Wem bekannt?"

„Er behauptet, Valerie Pawlowna hätte es ihm mitgeteilt . . . ich war sehr verwundert, woher sie es wissen konnte, aber ich glaubte ihm. Jetzt sehe ich, daß es nur eine Falle war, daß er mich zur Waffe niedriger Drohungen machen wollte und von Valerie Pawlowna eine Lüge ersann . . ."

Anjuta unterbrach ihn mit einer befehlenden Bewegung,

ihre Augen blitzten zornig und sie sagte energisch und scharf: „Habarow lügt nicht! Erinnern Sie sich dessen und wiederholen Sie's nicht mehr.“

Belajew, sehr gedrückt, schwieg, und sah mit Schrecken auf Anjutas verändertes Gesicht.

„Was hat er Ihnen gesagt?“ fuhr sie fort. Erzählen Sie's der Reihe nach.“

Belajew gehorchte und gab das ganze Gespräch wieder.

„Da mithin Habarow alles gewußt hat“, fügte er hinzu, „weshalb gab er Ihnen nicht selbst seine Erklärungen, weshalb mischt es Valerie Pawlowna und mich hinein?“

„Weil Valerie Pawlowna es ihm in der That gesagt hat. So sprach er denn, ohne sich selbst beteiligen zu dürfen, in ihrem Namen. Weshalb er sich gerade an Sie wandte, ist mir freilich nicht erklärlich; das eine aber weiß ich, daß, welche Motive ihn auch dazu bewogen haben, dieselben nicht schlecht sein können. Ein Habarow bedroht nicht, während ihn Dunkel schützt, er deckt sich nicht durch einen anderen . . . Waren Sie eben, als Ihnen ein solcher Gedanke in den Kopf kam, bei vollem Verstand, Pawel Iljitsch?“

Anjutas Wangen brannten, in der Aufregung riß sie Zweige und Blätter vom Strauch; auf ihren Lippen zitterte ein Lächeln halb der Verachtung, halb des Mitleids.

Belajew ward blaß vor Zorn und gab scharf zur Antwort: „Ich bin kein Weib, daß ich mich blind sollte hinreißen lassen und keinen einzigen Flecken an der bevorzugten Person sehen will. Ich meinerseits sehe auf Habarow wie

auf einen Menschen, nicht wie auf einen Abgott, den auch nur zu berühren wie Kirchenraub wäre."

Aus seinen letzten Worten sprach so viel Bitterkeit, daß unwillkürlich Anjutas Blick milder wurde.

„Meine Worte beweisen nur, daß ich Sie für fähig halte, alle Seiten der menschlichen Natur zu begreifen", sagte sie weich und ernst; „deshalb nahm es mich Wunder, daß Sie, ohne zu zaudern, Habarow niedrige Motive zuschreiben. Sie sehen auf ihn wie auf einen Menschen — aber ist er ein Mensch der Menge, läßt er sich mit der allgemeinen Elle messen? Nein, Pawel Iljitsch, wer eine schöpferische Fähigkeit sein nennt, wer sich in die Menschen vertiefte, wer so schreibt, daß seine Bücher ein ganzes System offenbaren, den darf man nicht beurteilen nach denselben Gesetzen wie die kleinen gewöhnlichen Naturen."

Sie hielt inne, um Atem zu schöpfen, ihre Brust hob sich hoch. Belajew hörte finster zu.

„Ich urteile nicht so über ihn", erwiderte er, „freilich ist er klar, er hat, wenn ich mich so ausdrücken darf, keinen Dutzendverstand . . . und Sie, das weiß ich ja, zieht es zu allem Schönen, Klaren, Blendenden. Sie lieben es, wenn das Leben sich vor Ihren Augen in Farbenfülle entfaltet, wenn dieser entzückende Glanz nicht unterbrochen wird durch jene dunklen Punkte, welche unvermeidlich sind . . ."

„Nein, ich scheue mich nicht vor diesen dunklen Punkten; was ist aber zu thun, wenn Gutes und Böses so eng mit einander verbunden sind, daß man das eine nicht mit der Wurzel ausreißen kann, ohne auch das andere mitzuziehen?

Ich gestehe, daß mir die Verbindung großer Vorzüge mit großen Lastern mehr gilt als die Abwesenheit beider. Im ersteren Fall ist es immerhin eine Kraft, im zweiten eine Nichtigkeit!"

„Wie ungerecht!" erwiderte Belajew, der den Stich fühlte. Die Abwesenheit des Bösen ist keineswegs als eine Nichtigkeit anzusehen; man muß im Gegenteil erst die bösen Eigenschaften im Menschen vernichten, damit die guten sich entwickeln können."

Finster schüttelte Anjuta den Kopf.

„Ich vermag mir nicht die Augen zu verbinden", sagte sie, „und nicht zu sehen, daß Menschen meines Geschlechtes bei jeder Abwesenheit schlimmer Eigenschaften, bei humaner vornehmer Denkungsart nicht die Kraft haben sollten, sich ein Ideal zu schaffen und, leidenschaftlich allem entsagend, demselben zuzustreben. Viele freilich sind bald enttäuscht und ziehen den Selbstmord vor als leichtesten Ausgang aus dem Kampf. Aber für Menschen wie Habarow hat das Leben stets einen Wert!"

Anjutas Worte und der Ton ihrer Stimme preßten Belajew das Herz zusammen.

Plötzlich vernahm Anjuta ein Geräusch wie ein nicht fernes Geflüster. Sie sah sich um: niemand war zu sehen; aber durch das durchsichtige Laubnetz schimmerte etwas Farbiges, lila, rosa, schwarz . . . es zeigten sich Hände in Handschuhen; die Sträucher bogen sich auseinander und ließen Gromow, Valerie, Ljuba mit Arkadij und Habarow durch.

XVII.

„Also hier seid Ihr! Und wir haben Euch gesucht, gesucht . . .“, ertönte die Stimme Valeries, welche voraus ging und mit spähenden blitzenden Augen das einsam sitzende Paar betrachtete. Sie war ganz in rosa gekleidet und sah außergewöhnlich schön aus. Die langen schwarzen Zöpfe waren besonders zierlich gelegt und gaben ihrem Gesicht eine überraschende Grazie.

„Abram Nikolajewitsch, warum gratulierst Du nicht?“ fuhr sie in ihrer Rede fort und umschlang Anjuta.

Gromow that sogleich einen Schritt vor und bog sich mit seinem ganzen schweren Körper über Anjuta.

„Was ist das, mein Fräulein, daß Sie sich zu entfernen geruhen?“ hub er, listig die Augen rollend, an; „oder fürchten Sie sich, Braut und Bräutigam zu stören? Wir kommen zu Ihnen, um zu gratulieren und Sie sind nicht zu Hause. Uebrigens ist's kein Unglück, wenn Sie in guter Gesellschaft sind!“ Und sich näher zu ihrem Gesicht neigend, blinzelte er ihr zu und sagte halblaut: „Sie nehmen mich doch auch zu Ihrem Brautvater?“

„Hör' doch auf“, unterbrach ihn Valerie, auf deren Wangen zwei Fieberflecken erschienen, „ich bin überzeugt, daß Anjuta noch lange nicht wird heiraten wollen . . . ist's nicht so?“

Sie wandte sich jetzt zu Anjuta, umschlang ihre Taille und zischelte ihr leise in's Ohr: „Bietet es nicht mehr Genuß, in der Freiheit zu leben und den zu lieben, den man wünscht?“

Gromow winkte mit der Hand ab. „Flüstern schon wieder", rief er. „Es ist doch merkwürdig: wie nur diese Weiber zusammentreffen, gleich fängt das Muscheln und Raunen an! Das müssen Sie jetzt auch lernen, Ljuba Feodorowna . . . Ei, ei, es scheint ja, daß Sie sich mit dem Bräutigam zanken!"

In der That war zwischen dem Brautpaar ein flüsternd geführter Zank; Ljuba wandte sich von Arkadij ab und schien offenbar mit ihm nicht sprechen zu wollen. Sie war verstimmt und blasser als gewöhnlich; dieses poetische Alleinsein ihrer Schwester mit Belajew war für sie eine fatale Ueberraschung. Sie hatte gehofft, daß Belajew infolge ihres zarten Entgegenkommens sie doch wenigstens fragen würde, weshalb sie sich so unerwartet schnell verlobt habe. Und dann . . . Ljuba hatte bereits eine ganze Reihe Antworten auf dieses Thema erdacht. Belajew aber schien gar nicht an sie zu denken und Arkadij kam immer wieder mit seinen ordinären Vertraulichkeiten, vor denen sie errötete.

„Arkadij Pawlowitsch", setzte Gromow seine Rede fort, „womit ärgerst Du Deine Braut vom ersten Tage an? Du weißt, ich bin ihr Vormund und Verteidiger; ich werde Dich fordern."

„Sie haben das Sprichwort vergessen: Was sich liebt, neckt sich", entgegnete Arkadij selbstbewußt mit frechem Lächeln und umfaßte Ljubas Taille.

„Ha ha ha", lachte der General, „Teufelskerl! Der ist von unserer Art!"

Ljuba wurde purpurrot und wollte sich losreißen; da sie indes begriff, daß dies nicht ohne komischen und un-

schönen Kampf abgehen könnte, hielt sie es für das Geratenste, die Miene eines Opfers ihres beleidigten Schamgefühles anzunehmen. Ihr Kopf senkte sich auf die Brust, die Augen füllten sich mit Thränen, das Gesicht nahm den Ausdruck von Traurigkeit an. Valerie warf ihrem Bruder einen unzufriedenen Blick zu und Arkadij begriff, daß er eine nicht ganz vorteilhafte Rolle spielte.

„Das ist ein Spaß, bei Gott!“ sagte der General, den dieser Auftritt belustigte. „Habarow, komm doch hierher — weshalb gratulierst Du nicht?“

Habarow stand abseits, mit dem Rücken zur Gesellschaft, sein Gesicht war nicht zu sehen. In der einen Hand hielt er seine Cigarrentasche, in der andern das Streichholzkästchen und versuchte Streichhölzchen an dem Stamm eines trockenen Baumes in Feuer zu bringen; die Streichhölzchen aber verlöschten in seinen zitternden Händen und er warf eins nach dem andern auf die Erde. Aus dem schweifenden Ausdruck seiner Augen und der nervösen Bewegung seiner Hände ließ sich entnehmen, daß er selbst nicht wußte, was er that. Der einsame Spaziergang Belajews mit Anjuta in den entferntesten Teil des Gartens hatte ihn unangenehm berührt, diese offenbare Intimität bestätigte seinen Argwohn. Er sah es an ihren Gesichtern, daß sie von jenem Erlebnis gesprochen, das er bis jetzt für ein Geheimnis gehalten, welches ausschließlich seiner Ehre anvertraut war. Frei und ungehindert durfte ein anderer sie ausfragen, und die Seele Anjutas lag offen vor demselben . . . Es ist alles aus, alles ist aus! wiederholte er sich und fand keinen anderen Ausdruck des Zornes und der Verzweiflung, die seine Seele erfüllten.

Vergebens rief ihn Gromow an. Ein Regentropfen, der Habarow auf die Stirn gefallen war, veränderte indes seine Gedanken.

„Wollen wir gehen, meine Herrschaften", sagte er schnell. „Sehen Sie, was für eine Wolke; schon tröpfelt der Regen. Sie sind an allem schuld, Anna Feodorowna: um Sie aufzusuchen, sind wir hierher gekommen. „Sie haben schlechtes Wetter zum Spazierengehen gewählt."

„Weshalb?" fragte Valerie, die mit einem Blick Belajew und Anjuta verband; „absichtlich wird solches Wetter zum Spaziergang gewählt . . . kommt Regen, so kann man ihn unter einem Baume abwarten . . . und sich enger aneinander schließen", flüsterte sie höhnisch Anjuta in's Ohr. Diese wendete sich kalt ab und schritt dem Hause zu.

Die Gesellschaft hatte noch nicht Zeit gefunden, sich vom Fleck zu rühren, als sie von einem Platzregen, welcher sich plötzlich über die Erde ergoß, als ob man oben im Himmel eine Million Eimer umgestülpt hätte, überrascht wurde. Es entstand eine allgemeine Unruhe. Die Damen nahmen ihre Kleider auf und begannen zu laufen. Ljuba war plötzlich neben Belajew erschienen, konnte ihm aber nur zurufen: „Gehen Sie mir nach", als bereits Arkadij sich zwischen sie drängte, seine Braut unter den Arm nahm und vorwärts zog. Gromow sprang geradewegs in die Spargelbeete, in deren lockere Erde er einsank, während er der Frau zurief, daß er ihr sofort Tücher und Mäntel schicken würde. Valerie, die Habarow und Anjuta vorüber ließ, wandte sich mit leidenschaftlicher Unruhe zurück, hielt Belajew an, ergriff seinen Arm und preßte ihre Schulter

fest an die seinige. Thränen standen in ihren Augen, als sie sagte: „Begreifst Du, wie ich leide? . . . Von der Eifersucht kann ich nicht lassen . . . Ich umschlang sie, aber ich hasse sie!"

„Eifersüchtig, da sie mich nicht liebt!" riß es sich aus Belajews Seele los — nicht als eine Antwort, aber als ein Ausdruck, der quälend seine Gedanken verfolgte. Valerie fühlte es, verbarg indes ihren Zorn und Schmerz.

„Willst Du, daß ich für Dich handle?" hub sie plötzlich in weichem, liebkosendem Ton an, mit weiblicher List die schwachen Seiten seines Herzens berührend, um ihn unbemerkt in die Hände zu bekommen. „Ich will mich mit ihr befreunden, will von Dir sprechen, sie zu Deinen Gunsten stimmen . . . ist es so recht?"

„Wozu das?" fragte Belajew.

„Weil ich Dein Glück wünsche! Erlaube mir, in Deinem Leben etwas zu sein . . . mir ist es ja so schwer ein Leben zu führen, das keinen Inhalt hat. Versage mir nicht meine letzte Freude, Dir nützlich zu sein."

Sie sprach so sanft, eine so zärtliche Bitte lag in ihren dunkelgrauen Augen, daß Belajew, der in der That eines Trostes bedürftig war, ihre Hand, die auf seiner lag, an seine Lippen brachte. Valerie betrat einen Weg, welcher vom Hause abführte. Belajew bemerkte es, erhob aber keine Widerrede, obgleich die Regengüsse geräuschvoll Gesicht und Kleider peitschten und die Füße sich nur mühsam in dem Schmutz bewegen konnten. Beide achteten nicht darauf.

„Nein, das ist alles unnötig", sagte er. „Ich brauche

niemandes Dienstleistung und bitte Sie, Anna Feodorowna kein Wort zu sagen."

„Und weshalb nicht?" unterbrach ihn Valerie zärtlich. „Die Männer sind so schwerfällig; sie begreifen gar nicht, in welcher Form weibliche Gefühle sich äußern. Sage mir, welcher Art die Beziehungen zwischen Dir und Anjuta sind, und ich werde Dir vielleicht helfen können . . ."

„Gar keine Beziehungen sind zwischen uns", erwiderte er bitter; „wir sprachen gar nicht von Liebe, wir . . ."

Er konnte nicht aussprechen, weil in diesem Augenblick zwei Gromowsche Lakaien mit Tüchern und Mänteln herbeikamen, in welche sie geschwind Valerie einwickelten. Aus ihren erschreckten Gesichtern ließ sich schließen, daß der General sie derb heruntergemacht, weil sie nicht selbst auf den Gedanken gekommen waren.

Im Hause war es behaglich. Der Kamin im Saal gab der durchnäßten Gesellschaft die erwünschte Wärme; obgleich es noch nicht dunkel war, hatte man bereits überall die Lampen angesteckt.

„Es ist gar nicht häßlich bei Ihnen", sagte Gromow mit Gönnermiene, indem er um sich blickte und mit dem Fuß schaukelte. „Hier läßt sich's schon leben. Wird man uns auch Thee reichen? Ein bischen Rum oder Cognac wäre jetzt sehr erwünscht."

„Sogleich", antwortete Anjuta, die mit Verwunderung wahrnahm, daß Habarow sie nicht ansprach.

„Wir werden Sie vollständig ruinieren", spaßte Gromow unceremoniell. „Nun Valerie, warum bist Du so schweigsam? Hast Dich am Ende gar erkältet?"

„Nein", gab Valerie zurück, die mit angehaltenem Atem Belajew betrachtete. Er ging in das andere Zimmer. Tausende von Bedenken wühlten in ihrem Kopf. Wartet er, daß Anjuta zu ihm kommt? Anjuta kam und ging und erteilte Befehle. Valerie hielt es nicht länger aus und ging in das Gastzimmer. Dasselbe war leer, sie schlich in den Korridor; auch dort war niemand, aber aus dem Eßzimmer drang ein Geräusch wie Geflüster . . . erblassend und außer Atem schritt sie vorwärts und blickte durch die halbgeöffnete Thür. Beim runden Tisch, das Gesicht mit den Händen und dem Taschentuch verdeckend, schluchzte ein Weib — einige Schritte davon stand Belajew, dem man die Verwirrung anmerkte.

Erleichtert atmete Valerie auf, als sie das weiße Kleid, die blonden Haare und die malerisch graziöse Haltung Ljubas erkannte; sie war es, die dort saß und weinte.

„Was ist mit ihr?" wandte sich Valerie an Belajew.

„Ich weiß es nicht", gab er flüsternd zurück, „ich kam hierher, um ein Glas Wasser zu trinken — plötzlich stürzte sie herein, warf sich auf den Stuhl und fing an zu weinen."

„Ljuba!" sagte Valerie und neigte sich zu ihr.

Schluchzend warf sich ihr Ljuba an den Hals, schmiegte sich, als ob sie Belajew nicht bemerkte, an ihre Brust und sagte: „Nein, ich kann so nicht leben! . . . Töten Sie mich! Töten Sie mich! Ich leide zu sehr!"

„Hat Sie wirklich der Streit mit Arkadij so verstimmt?" fragte Valerie.

„Um Gotteswillen, reden Sie nicht von ihm . . . ich kann ihn nicht sehen . . . Sie begreifen nicht . . . nie-

mand begreift, was mit mir ist! . . . Alle denken, daß ich glücklich bin."

„Ich werde Arkadij zu Ihnen schicken", sagte Valerie mit mißtrauischem Lächeln und ging hinaus.

„Sie sind hier, Pawel Iljitsch!" rief Ljuba, als ob sie eben erst Belajew gesehen hätte; „Sie haben gehört?... Ach, Sie verachten mich."

„Ich, Ljuba Feodorowna . . ."

„Sie müssen mich ja verachten. Welches ordentliche Mädchen kann diesen Oserow lieben und Sie haben sich nicht einmal gewundert, nicht einmal gefragt, warum ich ihn heirate . . . Wüßten Sie nur, was mich dazu getrieben hat . . . Einsam . . . ohne Mitgefühl, ohne Zärtlichkeit . . . ach, wenn Sie wüßten . . ."

Belajew befand sich in fataler Bedrängnis der weinenden Schönen gegenüber, die ihre Hände rang und nahe an seiner Schulter schluchzte.

Glücklicherweise befreite ihn Valerie bald, welche zurückkam und erklärte, Arkadij sei nirgends zu finden; sie bespritzte Ljuba mit Wasser.

Klopfen in dem Hausflur wurde vernehmbar und durch den Hofeingang kam Lisaweta Petrowna in Männerstiefeln und mit einem enormen Tuch auf dem Kopf; jeder ihrer Schritte ließ schmutzige Stapfen zurück.

„Ach ich bin müde, ich kam zu Fuß hierher", sagte sie und setzte sich.

„Woher?" erkundigte sich Valerie.

„Aus Ihrem Hause; Sie haben es gut mit mir gemacht: fuhren zu zwei und konnten mich nicht mitnehmen!"

„Erstens waren Sie wie gewöhnlich nicht zu finden", gab Valerie zurück und zweitens — wie konnte ich Ihnen einen Platz im Wagen anbieten, wenn Sie als Verbrecher alle diejenigen zählen, die in Wagen fahren?"

Lisa that, als ob sie nicht hörte, sie sah auf Belajew, der Ljuba Wasser reichte und fragte dieselbe: „Was ist hier? Thränen?"

„Sie hat sich mit ihrem Bräutigam gezankt", antwortete lächelnd Valerie.

Lisa schnitt eine verächtliche Grimasse.

„Ach, diese Heiraten!" rief sie, „die machen alle verrückt. Auch Julie Abramowna wälzt sich in hysterischen Krämpfen."

„Was ist mit ihr?"

„Sie will mit Ljuba an einem Tage heiraten, es fehlt ihr nur der Bräutigam. Felissata Petrowna ist auch so aufgeregt, seufzt, ächzt, ruft nach Essig, nach Spiritus; ich hatte ordentlich Furcht, zu bleiben . . . Uebrigens bin ich in wichtiger Angelegenheit gekommen."

Sie ging in den Saal; Valerie und Belajew folgten ihr, Ljuba entfernte sich in ihr Zimmer — zu ihrem großen Aerger fand sie dort Arkadij, der sich die Sächelchen auf ihrem Toilettentisch besah, die Bücher aufschlug und überall herum kramte.

„Habe ich Ihnen erlaubt, in mein Zimmer zu gehen?" rief sie zornig, ihre Thränen und ihre Ohnmacht vergessend.

„Weshalb soll ich nicht hierher kommen?" antwortete Arkadij ruhig. „Auch früher war ich hier, als Bräutigam kann ich's um so eher; jetzt ist's unser gemeinschaftliches Zimmer!"

„Ihre Frechheit ist so groß, daß es passend sein würde, Sie aus dem Hause zu jagen! Bilden Sie sich etwa ein, daß ich Sie liebe — wie?"

„Seltsame Frage! Wozu hätten Sie sonst mir versprochen, mich zu heiraten?"

„Und weshalb heiraten Sie mich? Meinen Sie, ich denke, daß Sie es aus Liebe thun? Weshalb haben Sie sich vorher erkundigt, wie viel Land und Wald mir zukommt?"

„Man kann ja nicht von der Luft leben! Es wäre dumm von mir, wenn ich mich nicht für das Besitztum meiner zukünftigen Frau interessieren wollte."

„Was sie besitzt, verbleibt ihr und wird nicht das Ihrige! Werden Sie nicht vor der Zeit lüstern nach fremdem Gut. Gehen Sie fort von hier, und sollten Sie sich noch einmal unterstehen, mir vor den Leuten durch ihr unangemessenes Wesen lästig zu fallen, so merken Sie sich, daß ich mich von Ihnen lossage!"

„Zum Teufel! Wie soll ich mich denn Ihnen gegenüber benehmen?"

„Ich werde es Ihnen nicht lehren. Gehen Sie!"

„Weshalb soll ich gehen?"

„Weil ich es befehle. Marsch!"

Arkadij war so verwirrt und erschreckt, daß er dem Befehl Folge leistete.

Unterdessen war im Saal der Theetisch angerichtet und Anjuta schenkte ein. Gromow unterhielt sich am Kamin mit Lisaweta Petrowna, welche ihm einen Brief zeigte.

„Man schreibt mir aus Moskau", sagte sie und sah

sich dabei nach Belajew um, als wolle sie ihn zum Zuhören auffordern, „daß ich ohne Zögern dorthin reisen soll. Hören Sie: Seien Sie wenigstens am fünfundzwanzigsten hier, es handelt sich um eine Sache von Wichtigkeit . . . Und am Ende — Punkte."

„Was bedeuten diese Punkte?" fragte mit tiefsinniger Miene der General.

„Wahrscheinlich etwas nicht vollends Erklärtes . . . das beunruhigt mich sehr, sehr. Jedenfalls muß ich fahren", fuhr sie fort, sich immer an Belajew wendend.

„Von wem ist der Brief?" fragte derselbe gleichgiltig.

„Von einem . . . Herrn", antwortete Lisa geschmeidig und wurde nachdenklich.

Belajew wollte nicht weiter zuhören und ging fort.

„Wie", murmelte Gromow, sich zu Lisa neigend und seine großen hellen Augen auf sie richtend, „Sie haben einen Brief von einem Herrn bekommen? Was ist das für ein Herr? Hm, wunderschön! Und Sie meinen, ich lasse Sie zu ihm? Niemals!"

„Ich bitte!" lachte Lisa kokett. „Sie eignen sich Rechte, an . . . Nein, ich fahre bestimmt!"

„Nicht anders als mit mir!" setzte Gromow mit einem so lauten triumphierenden Murmeln hinzu, daß er die Aufmerksamkeit aller auf sich richtete; ich fahre in diesen Tagen nach Petersburg — in Geschäften, wie die bei mir zu Hause denken; aber ich reise Ihretwegen, um Sie nicht aus den Augen zu lassen . . ."

Langsam drohte er ihr mit dem Finger.

„Erstens fahre ich in der dritten Klasse", bemerkte Lisa.

„Wir setzen uns in die erste, sagen Sie es nur niemand. Meine Frau hat ein feines Gehör! . . . Da geht sie mit dem Doktor auf und ab, ich weiß, daß sie horcht . . .“

Ihre Besprechungen über die Fahrt dauerten lange. Ljuba kam und setzte sich schmachtend in den großen Sessel; Arkadij, der nicht mehr wagte, sich ihr zu nähern, hockte düster in einer Ecke.

Anjuta saß noch am Theetisch. Bereits als sie die ersten Gläser eingegossen, hatte sich Habarow ihr genähert und sich neben sie gesetzt. Sein Schweigen übte eine sonderbare Wirkung auf sie aus: sie konnte sich nicht entschließen, das Wort an ihn zu richten und fühlte, daß sich ihrer eine unbegreifliche Verwirrung bemächtigte. Habarow schob endlich mit einer entschlossenen Bewegung das Glas zurück, lehnte sich mit der Hand an den Tisch und blickte ihr gerade in die Augen.

„Sie wollen mir etwas sagen?“ fragte Anjuta.

„Ja“, antwortete er scharf und abgebrochen, und ungeachtet der Kürze dieser Antwort erklang sie sehr erregt; sogar seine Lippen waren etwas blaß. Anjuta ergoß sich das Blut zum Herzen . . . Was wird er sagen? Weshalb dieses sonderbare Betragen? Erwartung, Angst, Hoffnung auf etwas unaussprechlich Süßes und Bezauberndes hatten sich ihrer bemächtigt . . .

„Werden Sie mir auch die Wahrheit sagen?“ fragte, in Gedanken verloren, Habarow.

„Sagte ich Ihnen jemals die Unwahrheit?“ gab Anjuta ernst zurück.

„Nein, nicht das . . . Werden Sie mir die ganze

Wahrheit sagen wollen? . . .“ Er führte die Hand an die Stirn und bedeckte die Augen, als müßte er sie vor etwas Fürchterlichem schirmen. Sagte Ihnen Belajew, was ich ihm für Sie anvertraut habe?“ fragte er endlich bestimmt.

„Ja“, antwortete Anjuta, die Augen zu ihm erhebend, und es hat mich gewundert, weshalb Sie es ihm übertrugen und nicht mir direkt gesagt haben.“

„Machte ich's schlecht, daß ich's ihm übertrug?“ flüsterte Habarow und sah Anjuta durchdringend an.

„Nicht gerade schlecht, aber dennoch begreife ich Ihre Motive nicht, einer dritten Person mitzuteilen, was zwischen Ihnen und mir sich ereignet hat.“

„So wußte Belajew nichts davon?“ fragte Habarow mit einem Ton, daß Anjuta aufzuckte und ihn mit Schrecken ansah; er war weiß wie Leinwand und die Augen funkelten in unnatürlichem Glanz. „Sprach ich zu ihm von einer ihm völlig neuen Sache? Antworten Sie mir, Anna Feodorowna!“

Anjuta begriff endlich, weshalb er dies alles sagte und wurde blaß — nicht vor Angst und Verwirrung, sondern vor beleidigtem Stolz. Es kümmerte sie nicht, wie Habarow hatte in Erfahrung bringen können, daß auch Belajew in dieser Angelegenheit verstrickt gewesen; aber sie war empört, daß er sie wie ein Richter ausfragte und zwar mit einer gewissen Ueberzeugung von ihrer Schuld. Und was für einer Schuld? . . .

„Sie verlangen von mir eine Antwort“, erwiderte sie bestimmt und stolz, auf Habarows Gesicht mit ihren großen ernsten Augen scharf sehend; „bin ich verpflichtet, Ihnen

auf alle Ihre Fragen zu antworten? Weshalb wollen Sie wissen, was Sie mich fragen? Erst geben Sie mir Antwort."

Durch die hastige Bewegung Habarows fiel ein Theelöffel klingend auf die Diele. Habarow war überrascht von dem Aussehen und dem Ton Anjutas; aber der Gedanke, ihr Zorn stamme daher, daß man ihr die Maske abgerissen, brachte ihn außer sich.

„So können Sie nicht, so dürfen Sie es nicht sagen?" fuhr er fort, mit einem stolzen Lächeln.

„Was?" unterbrach sie ihn heftig.

„Weshalb Belajew von diesem Begebnis beim Kloster weiß . . . Sie können es nicht sagen?"

„Ich kann es nicht sagen! Zwar vermöchte ich Sie mit einem Wort zu widerlegen; aber wenn Sie meinen, daß Ihre Begegnung mit mir in einem kritischen und hilflosen Augenblick meines Lebens Ihnen das Recht giebt, auf mich wie auf ein verlorenes Weib zu sehen — so sind Sie nicht wert, von wir Erklärungen zu erhalten. Denken Sie, was Sie wollen, erzählen Sie, was Sie wollen!"

Habarow wurde leichenblaß; ihm war zu Mute, als ob vor seinen Augen sich feurige Fäden gezogen. Er begriff, daß er vor Anjuta schuld hatte, daß sein Ausfragen unpassend und zum mindesten nicht großmütig sei; aber er hätte sie noch mehr beleidigen und stechend verwunden wollen — für ihre Liebe zu Belajew. Nach ihrer Weigerung, sich ihm gegenüber auszusprechen, konnte er an der Wahrheit dessen, was bisher für ihn nur eine Vermutung gewesen, nicht mehr zweifeln.

Ihr Gespräch brach jäh ab, da es die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich zog. Ljuba rückte näher, um zu horchen. Ungeachtet aller Anstrengungen Valeries, ihn weiter vom Theetisch abzuziehen, strebte Belajew wieder dorthin zu kommen und antwortete ihr wie abwesend, da er horchend die Worte aufzufangen suchte.

Gromow, der sechs Glas Thee mit Rum getrunken hatte, wurde allmälig so schwerfällig, daß er zum Aufbruch trieb.

Nachdem alle Abschied genommen hatten und in das Vorzimmer gegangen waren, that Habarow, als ob er im Saale etwas vergessen hätte, kehrte um, näherte sich rasch Anjuta und schnellte seinen letzten vergifteten Pfeil als Ausdruck aller seiner Leiden auf sie ab: „Es war zum mindesten unnötig, das Kind zu töten!"

XVIII.

Die Abreise Gromows vollzog sich endlich mit ungewöhnlicher Feierlichkeit. Er rief, außer der gesamten Dienerschaft, den Verwalter, Hauswart, Dorfältesten zusammen, redete zu ihnen, empfahl ihnen seine Frau und gebot zum Schluß, Habarow zu gehorchen wie ihm selbst. Etwa zwei Stunden lang hielt er, als die Pferde schon bereit standen, Valerie in seinem Kabinet und gab ihr ausführliche Verhaltungsmaßregeln. Sie war ganz blaß, als sie von ihm ging und konnte sich eines nervösen Weinens kaum enthalten, so hatte die lange Rede ihre Nerven verstimmt.

„Valerie!“ rang ihre Mutter die Hände. „Was härmst Du Dich so! Mein Gott! Ihr trennt Euch ja nicht für die Ewigkeit; doch nur auf zwei Wochen.“

„Bleibst Du zwei Wochen fort?“ fragte Valerie.

„Nun, meine Liebe, das kann ich Dir so genau nicht sagen“, erwiderte ihr Mann in strengem Ton. „Sollte ich länger ausbleiben, was ist da weiter ... ich werde mich doch nicht an Deinen Rock annähen! Im Winter wirst Du mit mir fahren. Leb' wohl. Sei vernünftig!“

Er küßte dreimal ihre Lippen und setzte sich in den Wagen.

„Schreibe, wann Du heimkommst“, rief Valerie.

„Mein Theuerster“, schluchzte Felissata Petrowna, „besuchen Sie meine Kinder in Petersburg, sagen Sie ihnen, daß ich ihnen befohlen habe, für Sie zu beten, für unseren Wohlthäter! Sonst werde ich sie verfluchen. Sagen Sie's ihnen!“

„Es ist gut, gut! Habarow, auf Dich verlasse ich mich. Ich bitte Dich, sei streng!“

„Verlasse Dich auf mich!“

„Zufahren!“ rief Gromow dem Kutscher zu und sagte leise seinem vertrauten Kammerdiener, welcher die Wagenthür schloß: „Ich weiß nicht, wie ich wegfahren soll! Es ist ein Unglück, verheiratet zu sein!“

Vorsichtig lächelte der Kammerdiener und flog wie ein Vogel auf den Bock, wie es nur die früheren Leibeigenen vermochten. Kaum hatte man die Pforte hinter sich und der Wagen jagte längs des Gehölzes, als Gromow wieder rief: „Terentij!“

Mit der Behendigkeit eines Akrobaten flog Terentij vom Bock auf den Wagentritt, hielt sich am Schlag und erwartete in dieser Stellung die Befehle oder Vertraulichkeiten seines Herrn.

„Um wie viel Uhr ist Lisaweta Petrowna abgefahren?"

„Zu Befehl Eurer Excellenz, um neun Uhr Morgens."

„In welchem Wagen? Im Tarantaß?"

„Zu Befehl Eurer Excellenz, im kleinen Tarantaß, dreispännig."

„Wer fährt sie?"

„Zu Befehl Eurer Excellenz, Andrej."

„Wir werden sie doch einholen?"

„Zu Befehl Eurer Excellenz, wahrscheinlich zu Petuchow. Dort wird gefüttert."

„Gut. Geh."

Gromow, der streng auf Anstand hielt, hätte sich nie erlaubt, vor den Augen seiner Frau und der Hausgenossen ein junges Weib neben sich in den Wagen zu setzen, weshalb mit Lisa verabredet war, daß sie vor ihm abfuhr. Bis zur Station waren es gute siebzig Werst.

„Valerie", sagte bald nach der Abfahrt des Generals Felissata Petrowna, die mit dunkelrotem Gesicht aus der Gesindestube kam, „weißt Du nicht, daß das Scheusal, diese Lisa, mit ihm nach Moskau fährt? Und mit unseren Pferden! In unserem Tarantaß! Alter Sünder! Und Dir hat er kein Wort davon gesagt!"

„Was geht es mich an! Ich fürchte nur, daß er zurückkommt . . ."

Valerie ging auf den höchsten Balkon des Hauses und

sah von dort auf den Weg, und jedes mal wenn Staub aufwirbelte ging ein Zucken über ihr Gesicht. Bis zum Abend setzte sie sich nicht zu Tisch, weil sie nicht essen konnte: ihr war zu Mut, als müßte sie jeden Augenblick den Hufschlag der Pferde hören und die große plumpe Figur sehen.

Endlich, gegen acht Uhr, wechselte die nervöse Unruhe mit nervöser Lustigkeit — sie erschien zu Mittag mit aufgelösten, über den Rücken geworfenen Haaren, lächelnd, rotbäckig, wie ein kleines Mädchen.

„Sie erkennen mich nicht?" wendete sie sich an Habarow, der einen verwunderten Blick auf ihre Haare und ihren Anzug warf. „Ich bin jünger geworden, ich stelle mir vor, daß ich nicht verheiratet bin."

Die Mutter zupfte sie entsetzt am Kleide.

„In zwei Wochen läßt sich nicht allzuviel treiben", bemerkte Habarow.

„Sie meinen?" sagte sie mit blitzenden Augen. „Aber Sie werden sehen! Zwei Wochen — sind eine Ewigkeit... Ganze zwei Wochen Freiheit . . . Und mit der Freiheit wird auch das Glück zu mir kommen."

Julie, die schon seit längerer Zeit mit Abneigung auf ihre Stiefmutter sah, warf ihren Löffel auf den Teller, daß die Suppe herausplätscherte und sagte: „Das ist über alle Begriffe! Wie nur Papa den Rücken kehrt, fangen Sie an zu tanzen! Nicht einmal vor Dmitrij Jefimowitsch schämen Sie sich; er muß ja Papa Alles wiedersagen."

Valerie lachte von ganzer Seele; auch Habarow lächelte.

„Ich wundere mich über Sie, Dmitrij Jefimowitsch", fuhr Julie, vor Aerger rot werdend, fort. „Papa hat Sie

beauftragt, nach Ordnung zu sehen — und Sie sind der Erste, der lacht. Was ist das für ein Leben hier!"

„Höre, Julie", sagte Valerie, ihr die Hand auf die Schulter legend, „Du sollst sehen, was Du mit mir für ein Leben führen wirst. Wir wollen Besuche machen, wollen alle jungen Leute, die Dein Vater wegjagte, zu uns einladen — und Du findest sicher einen Bräutigam. Du weißt ja selbst, wie alle vor Deinem Vater Furcht haben; keiner wagt, sich mir oder Dir zu nähern — so bewacht er uns. Wie aber werden sie jetzt froh sein, um Dich freien zu dürfen, ich versichere Dir."

„Ja, das ist auch wahr", rief Julie, die mit offenem Munde, wie in einem Zaubertraum befangen, zugehört hatte. „Wie wird's aber Dmitrij Jefimowitsch halten? Der steht doch auf Papas Seite?"

Mit einem sonderbaren Lächeln sah Valerie auf Habarow.

„Armer Dmitrij Jefimowitsch!" sagte sie halblaut. „Er denkt nur an sich selbst."

Habarow zog die Braunen zusammen und gab keine Antwort.

Nach dem Mittagessen näherte sich Valerie im Gastzimmer Habarow und nahm ihn am Arm.

„Und über Sie kam auch ein Gewitter?" sagte sie leise. „Wie viel Gewalt Sie auch über sich haben, vor mir können Sie nichts verbergen. . ."

Habarow wurde blaß und schwieg.

„Sie wird Sie sicher lieb haben", setzte Valerie fort, „es ist so viel Jugend in Ihnen . . . Von ihrem Gesicht,

aus Ihren Augen, von Ihren Händen weht so viel Leidenschaft. Einst waren Sie so für mich . . ."

Habarow machte eine ungeduldige Bewegung.

„Ich berechne Ihre Chancen für den Erfolg. Machen Sie ihr Belajew abspenstig . . . O thun Sie's!" flüsterte sie, sich leidenschaftlich an seine Schulter lehnend.

Habarow machte sich schweigend los und ging hinaus.

Er lebte wie im Fieber seit dem denkwürdigen Tage seines Streites mit Anjuta und mit Entsetzen fühlte er, daß mit jedem Tage seine Liebe wachse. Vor diesem schicksalsvollen Gespräch war er noch fähig, sich Rechenschaft zu geben über seine Gefühle, dieselben zu wägen, zu analysieren; jetzt aber, wo er nicht mehr mit ihr sprach, verzehrte ihn die stetig wachsende Flamme. Er vermochte weder zu schreiben, noch zu lesen, noch mit irgend jemand zu sprechen; nur nach Anjuta lechzte er, sie berief er mit Seelenangst und faßte nicht, wie er sich erdreisten konnte, mit solcher Härte und in solchem befehlenden Ton sie auszufragen, so unverdient sie zu verletzen.

Und welche unselige Spur ließ diese böse Stunde zurück. Wie eine Fremde wurde ihm Anjuta; bei ihren seltenen Begegnungen antwortete sie auf seinen Gruß wie eine Fremde und niemals begegneten ihre Augen seinem forschenden Blick. Anjutas Leben hatte jedes Interesse verloren — verloren war, was sie früher so glühend und innig beseelte. Ihre ernsten Gespräche mit Habarow über sein Werk, ihre durchdringende Geistesarbeit, die selbst das Feinste und Verborgenste forschend zergliederte, ihre Vorschläge zu bessernden Aenderungen, das gemeinschaftliche Entzücken,

wenn in schöner Wechselwirkung eine Scene gelang — das alles hatte ihr ganzes Sein so durchdrungen, daß sie den Verlust erst bemerkte, nachdem alles verloren. Sie glich einem Menschen, der kühnen Fluges sich in die Weite schwingt und die Erde unter seinen Füßen nicht fühlt — plötzlich aber stößt er hart an eine Wand. Und eine Wand hatte sich, wie es Anjuta schien, zwischen sie und Habarow gestellt. Mit dem ganzen Widerspruch der Liebe gestand sie sich selbst, daß nur der Eigenwille der Phantasie ihn für einen Moment an sie fesseln konnte, da er geistig zu hoch über ihr stehe. Sein Benehmen zu ihr an dem verhängnisvollen Abend schrieb sie Verläumdungen Valeries zu. Er mochte denken, daß sie in Verbindung mit Belajew gestanden . . . in einer häßlichen Verbindung, welche mit der Tötung des Kindes ihr Ende fand. Bei diesem Gedanken stieg ihr das Blut in den Kopf — aber sich zu rechtfertigen, war sie zu stolz. Entschuldigend und erklärend mußte Habarow sich an sie wenden, dann würde sie ihm die ganze Wahrheit sagen. Und wenn er es nicht thut, so mag er denken, was er will. Sie war abgemagert, stellte ihre Spaziergänge ein und begann mit einem mechanischen Eifer an der Aussteuer für Ljuba zu helfen.

„Immer bei der Arbeit!" sagte Belajew, als er einmal am Abend bei ihr vorsprach. Bei Gromows wird getanzt, Ihre Schwester amüsiert sich. Weshalb gehen Sie nicht mehr dorthin?"

„Es muß ja nicht jeden Tag sein", gab sie kurz zurück.

„Valerie Pawlowna fragt immer nach Ihnen, sie wollte Sie auffordern, mit ihr zusammen Iljins zu be-

suchen. Man bereitet dort alle möglichen Vergnügungen vor; Ausfahrten, Kavalkaden", fuhr er fort, um wenigstens ein Gespräch anzuknüpfen.

Sie aber schwieg; bald jedoch legte sie ihre Arbeit auf das Fensterbrett und sagte: „Mir ist alles hier so gleichgiltig geworden, ich will fort. Wie meinen Sie, würde ich in Moskau eine Beschäftigung finden?"

Belajew veränderte sich im Gesicht und murmelte in seiner Bestürzung einige unbedeutende Worte. Die Versuchung, Anjuta zu sagen, daß er sie liebe, trat wieder an ihn heran; aber sofort stellte sich das Bild seiner Frau zwischen ihn und sie; er entsann sich, daß er vor allem ihr von dieser Verbindung berichten müßte und eine unbezähmbare Verwirrung hielt ihm den Mund verschlossen. Was kann er Anjuta bieten? . . . Zu welchem Leben sie rufen, wenn seine eigene Ruhe von den Einfällen eines Weibes wie Lisaweta Petrowna abhängt?

„Und Sie wissen", sagte am andern Tage Valerie zu Habarow, „daß unsere Einsiedlerin Anjuta gestern ihren Abend in Gesellschaft verbracht hat?"

„In welcher Gesellschaft?"

„Belajew war bei ihr. Sie erinnern sich wohl, er verschwand plötzlich während des Tanzes?"

„Ich erinnere mich."

Valerie stand vor dem Spiegel und zerrte an ihren Locken.

„Irgendwie muß es endigen", murmelte sie vor sich hin.

Und von dieser Zeit an begann sie Anjuta häufig zu besuchen und sie fast mit Gewalt zu sich zu schleppen, so

daß Belajew für dieselbe kaum einen freien Augenblick finden konnte.

Valerie lebte wie im Taumel; es war, als seien ihre letzten Tage gekommen und sie wolle dieselben auskosten. Morgens fuhr sie zu ihren Nachbarn, jeder Abend brachte Gäste, aus der dreißig Werst entfernten Stadt ließ sie Musikanten holen und tanzte bis zum Umfallen. Ihre Lustigkeit war der Verzweiflung ähnlich.

Eines Morgens kam ein Brief von ihrem Manne mit der Nachricht, er werde an dem und dem Tage eintreffen; um ihn abzuholen, solle man Tages vorher die Pferde schicken.

Valerie zitterten die Hände.

„Alles aus!“ rief sie, auf Habarow mit sonderbaren Augen sehend und blaß werdend. „Er schreibt, daß er am fünfzehnten August komme; wie viel Tage bleiben?“

„Sechs Tage.“

„Sechs Tage! O da läßt sich noch vieles fertig bringen! Und dann ist's aus! ... Vorher aber will ich mich sättigen am Reichtum, an allem, was man für Geld haben kann ... für Geld sollen meine Wünsche erfüllt werden!“

„Und nach der Sättigung?“

Sie winkte mit der Hand und begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Was soll ich nur ausdenken, um mir selbst zu beweisen, daß ich den Reichtum genieße, in ihm schwelge! ... Das beste wäre, eine Perle aufzulösen und zu verschlucken, wie es Kleopatra gethan. Man wird aber von Nachahmung reden — das ist dumm! Den Garten habe

ich schon umgeschaffen, einen Teich hat man ausgegraben, Brücken gebaut . . ."

„Ja, unser General wird erbost sein. Ihnen bliebe nur noch eines zu thun: das ganze Haus in Brettern abzutragen, Spiegel, Bilder, Instrumente — alles zu zerschmettern, Ställe und Höfe aufzuschließen, Leute und Vieh fortzujagen — so den Gemahl zu bewillkommnen . . ."

Wieder winkte Valerie.

„Und würde man alles verbrennen, was wär's auch für ihn! Wie viel Heu liegt in der Tenne aufgestapelt! Und wie viel Getreide noch auf dem Felde liegen blieb! Könnte man doch den Bauern das Stehlen beibringen!"

„Wie, fürchtest Du nicht Gott!" rief Felissata Petrowna, die aus dem anderen Zimmer kam. „Die Haare stiegen mir zu Berge, wie ich Euch anhörte! Dmitrij Jefimowitsch, bringen Sie ihr doch Vernunft bei: ich bin krank geworden vor Angst und Unruhe. Der General wird es uns gut geben."

„Wie ich ihn fürchte!" sagte Valerie höhnisch.

„Fürchte wenigstens Gott!"

„Lassen Sie mich gefälligst in Ruhe!"

Felissata Petrowna rang die Hände.

„Hören Sie", fuhr Valerie fort, ohne auf die Mutter zu achten, „am Tage der Rückkehr von Abram Nikolajewitsch arrangiere ich ein Picknick, wir wollen ihm sagen, alle hätten sich versammelt, um ihn zu begrüßen: er wird außerordentlich zufrieden sein. Sie kennen das Wäldchen am großen Wege, an dem man vorüber fährt?"

„Ich weiß. Dort ist's aber so einförmig."

„Was thut's? Wir verwandeln das Wäldchen in

einen Park. Wir lassen breite Alleen ausschlagen. Lassen Sie noch heut die Arbeit beginnen. Ich will einen großen Brettersaal bauen, ohne Wände, nur Dielen legen, mit Säulen rundum. In sechs Tagen kann's doch fertig werden?"

„Bei leichter Arbeit, gewiß. Geben Sie dem Verwalter den Auftrag, er wird alles einrichten."

„Dmitrij Jefimowitsch, Sie spaßen und sie meint's im Ernst", rief mit Entsetzen die Oserow.

„Ich spaße durchaus nicht", antwortete er. „Ich finde, daß Valerie Pawlowna logisch handelt."

„Nicht nach mir sind meine Kinder geschlagen; nicht nach mir", seufzte verzweiflungsvoll die Oserow und schüttelte den Kopf. „Ich habe sie gelehrt, für den schwarzen Tag zu sparen und alle für sich einzunehmen, nicht von sich abzustoßen, aber ihnen ist alles wie Heu, nichts schätzen sie. Da dieser Thunichtgut Arkadij", fügte sie, aus dem Fenster sehend, hinzu, „hat seine Braut mitgebracht und geht müssig im Garten . . . schöne Braut!"

„Mit Arkadij können Sie zufrieden sein", bemerkte Habarow, der ebenfalls aus dem Fenster sah; „der ist Ihr echtes Fleisch und Blut. Sehen Sie nur, womit er und die Braut sich beschäftigen — haben sich auf die Bank gesetzt und auf den Knieen ein Papier ausgebreitet . . . man kann von hier aus so genau nicht sehen, aber ich möchte wetten, daß es ein Plan, ein Verzeichnis oder ein Kaufschein oder dergleichen ist."

Habarow hatte sich nicht geirrt. Oserow und Ljuba saßen unter einer schattigen Ulme am Abhange des Berges und studierten fleißig den Plan der Aleninschen Besitzung.

„Wenn wir ihr das Land hinter dem Wald abtreten“, erläuterte Arkadij, „warum soll sie uns nicht Haus und Hof überlassen.“

„Wie! Ich soll im alten Hause wohnen? Daraus wird ein für allemal nichts“, unterbrach ihn Ljuba fest. „Ich will ein neues Haus bauen, nach meinem Geschmack, nicht nach fremdem.“

„Ueberflüssige Ausgabe!“

„Mit meinem Eigentum kann ich nach eigenem Ermessen schalten.“

Der Ton Ljubas mißfiel Arkadij ungemein.

„Ich vermute, daß meine Meinung auch ihre Geltung hat. Man kann mich doch nicht zwingen, anders zu leben, als wie ich will.“

„Ich will nur eines“, rief Ljuba dazwischen, „ich baue mir ein Haus, größer und schöner als das Anjutas, ich will ihr begreiflich machen, daß ich verstehe, mit dem Gelde umzugehen . . . und Gäste werden bei mir sein . . . bei mir und nicht bei ihr! Jetzt bildet sie sich ein, daß sie die Wirtin ist und alle ihretwegen kommen.“

„Wer sind denn alle? Belajew also? Sie denken nur an ihn“, sagte Arkadij finster.

Ljuba errötete.

„Bin ich vielleicht schuld, daß Belajew forfährt, mir den Hof zu machen?“ fragte sie und schlug die Augen nieder.

„Ich sehe nicht sein Hofmachen, ich sehe etwas anderes.“

„Wie wagen Sie, so zu mir zu sprechen!“

„Ich wage es und werde noch mehr wagen!“ rief Arkadij, immer finsterer werdend. „Glauben Sie, ich habe

nicht bemerkt, wie Sie sich Mühe geben, den anderen zu zeigen, daß Sie mich nicht achten, nicht lieben? . . . Ich erlaube Ihnen dieses Spiel nicht mit mir. Sie haben mir Ihr Wort gegeben und sollen erfahren, daß es nicht so leicht ist, dasselbe zurückzunehmen."

Kein gutes Flämmchen zuckte in den Augen Arkadijs. Ljuba erschrak, in ihren Augen zeigten sich Thränen.

„Wie können Sie nur so sprechen!" flüsterte sie. „Was habe ich Ihnen gethan?"

Arkadij wurde weich, er rollte den Plan ein und führte seine Braut im Garten spazieren. Bald trafen sie Julie im weißen Morgenrock mit aufgekrämpten Aermeln; sie saß in einem Radieschenbeet und aß, indem sie mit den Zähnen die Radieschen abschälte.

„Ach mein Gott!" rief sie, aufspringend und rot werdend. „Hättet Ihr doch gesagt, daß Ihr hier spazieren wäret?"

„Und weshalb?" fragte Ljuba.

„Du siehst, daß ich nicht in Toilette bin. Wem soll's auch in den Kopf kommen, daß am frühen Morgen hier Gäste spazieren gehen?"

„Bin ich ein Gast, Julie Abramowna?" fragte Arkadij.

„Was weiß ich, wer Sie sind, ein Gast oder nicht."

„Wie Du heut böse bist!"

„Wäre es Dir etwa angenehm, wenn Du in Deinem Garten ohne Umstände im Morgenrock gingest, und Radieschen essen würdest — und es überraschten Dich Gäste! Ohne Papa ist's einfach kein Leben hier!"

Um nicht aufzulachen, mußte sich Ljuba den Mund mit dem Taschentasch zuschließen; sie ging mit Arkadij

weiter. Julie wandte sich dem Hause zu und brummte: Als ob sie keinen eigenen Garten hätten, wo sie sich ergehen könnten!

XIX.

Valeries Idee erwies sich als ausführbar. Zwei Tage vor dem bestimmten Picknick hatte man den Tanzsaal vollendet; er war sehr hübsch und bequem geworden. Diese Verbindung der Empfangsfeierlichkeit mit einem in seiner Art ungewöhnlichen Fest gefiel den Nachbarn ungemein. Viele kamen, um Ratschläge zu erteilen und der Wirtin ihre Dienste anzubieten. Ein Orchester aus der Stadt war engagirt und mehrere Köche hatten schon ihre Vorbereitungen begonnen.

Am Morgen des dem Picknick vorhergehenden Tages ging Valerie, auf jedes Geräusch horchend, einsam in ihrem Zimmer auf und ab. Ihre Nerven waren in Erregung: die Erwartung des morgenden Tages, welcher ihre kurze Freiheit beschließen mußte, ließ ihre Pulse stärker schlagen; die Ungewißheit, wie ihr Mann ihr sinnloses Gebahren aufnehmen würde, regte sie noch mehr auf. Ihr war zu Mut, als stürmte sie mit geschlossenen Augen auf ungezähmtem Rosse dahin . . . es kann sie in die Tiefe schleudern oder zum Hafen bringen... wo aber ist dieser Hafen für sie?...

In diesem Augenblick bedrängte sie noch ein anderer Gedanke: sie erwartete Anjuta.

Am Tage vorher war Valerie bei ihr gewesen und hatte ihr das Wort abgenommen, daß sie am Morgen

kommen würde, um ihr zu raten, welchen Besatz sie für ihr Kleid wählen sollte.

Bereits zwölf Uhr, sagte sie, sich dem Tisch nähernd, auf welchem eine kleine goldene Uhr lag. Warum kommt sie nicht? Wer hat sie zurückgehalten?

Sie wurde nachdenklich, abwechselnd röteten sich und erblaßten ihre Wangen, die feinen Augenbrauen zogen sich zusammen und die Augen blickten in das Leere. Das Knittern eines Kleides wurde im Korridor hörbar. Sie ist es! sagte Valerie und öffnete rasch die Thür . . .

„Ach, Du bist es, Mascha! . . . Sonderbar! Wird sie mich wirklich hintergehen?“

Aber kaum eine Viertelstunde verging und Anjuta kam.

„Endlich!“ flüsterte Valerie, sich in lässig graziöser Stellung auf dem Divan niederlassend. „Weshalb kamen Sie so lange nicht, Anjuta?“

„Belajew war bei uns.“

Valerie erhob sich und sah sie mit sonderbaren Augen an. Anjuta trug ein neues Kleid: die Tunika aus ungebleichter Leinwand, mit Stahlknöpfen zugeknöpft; um die schlanke Taille einen Ledergürtel mit Stahlschnalle; mit ebensolchen Schnallen die Tunika gerafft; der Rock schwarz gestreift auf einem Fond ungebleichter Leinwand; ein schwarzsammetenes Band um den Hals mit einem silbernen Medaillon und ein ebensolches Band im Haar beschlossen ihr Kostüm.

So hat sie Belajew gesehen, dachte Valerie; für ihn hat sie sich so angekleidet . . . mit welcher Liebe, welchem Geschmack jede Falte gelegt ist! Welche Grazie in dieser

glatten Büste! Sie hat das Aussehen eines geliebten und liebenden Weibes, und mit wie ruhigem Triumph sie mir sagt, daß er bei ihr gewesen! . . .

„Sie wollten mir ihr Kleid zeigen", sagte Anjuta, die sich über Valeries Stillschweigen verwunderte.

„Ja . . . aber nicht sogleich. Ich habe Kopfweh von diesen Scherereien . . . wollen Sie die Güte haben, mir vom Tisch Eau de Cologne zu reichen . . ."

Anjuta reichte ihr das Fläschchen. Da Valerie eine plötzliche Schwäche fühlte, legte sie ihren Kopf auf das Atlaskissen. Eine unnennbare Bitterkeit hatte sich ihrer bemächtigt. Es war ihr gelungen, Belajew für einige Tage von Anjuta fernzuhalten — und plötzlich, ohne auch nur ein Wort zu sagen, geht er zu ihr, verbringt mit ihr den langen Morgen! . . . Den letzten Morgen vor jenem Tage, der sie wieder zur Sklavin machen soll. Nein! Noch im letzten Augenblick muß der Sieg gewonnen werden. Ein für alle Mal muß man diesen Feind niedertreten, dieses Mädchen, welches wagt, sich für frei, für rein, der Liebe wert zu halten, obgleich auf ihr die Last der Schuld und Schande liegt! Valerie erhob sich und stand hochaufgerichtet da; Blitze des Hasses zuckten in ihren Augen.

„So werden Sie morgen die Königin des Balles sein", sagte sie lächelnd und ließ die Augen nicht von Anjuta.

Anjuta sah sie verwundert an.

„Wie meinen Sie das?" fragte sie.

„Nun, ich habe gestern ihr Kleid gesehen . . . weißer Krepp in Puffen — das ist reizend! Aber werden Sie nichts Farbiges nehmen?"

„Blumen; ich habe sie noch nicht ausgesucht.“

„O versteht sich, weiße“, lachte Valerie nervös; „jedenfalls weiße als Embleme der Reinheit der Seele und des Körpers!“

„Was ist heut mit Ihnen, Valerie Pawlowna?“

„Nichts . . . sehen Sie nicht, daß ich neidisch bin, weil Sie die Königin des Balles sein werden?“

„Sie werden ja die Königin sein — wie sollte ich dazu kommen?“

„Welche Bescheidenheit! Das ist Provinzialismus! Und Sie sind doch selbst von Ihrer Schönheit überzeugt. Aber das sagte ich scherzhaft, ich beneide Sie nicht — ich selbst will Sie morgen ankleiden. Sie werden sich meinem Geschmack anvertrauen?“

„Nein“, entgegnete Anjuta kalt.

„Weshalb nicht? Fürchten Sie etwa, ich werde Sie mit einer vergifteten Nadel stechen?“

„Wie kann ich's wissen! Ihrem Benehmen nach ließe sich's wohl annehmen.“

Valerie schwieg, setzte sich wieder und legte die Hände hinter den Kopf.

„Nein, vor mir brauchen Sie sich nicht in Acht zu nehmen“, hub sie nach etwa einer Minute an. „Ich scherze nur; ich bin ja eine Matrone, eine verheiratete Frau: mir bleibt nur übrig, eine so zarte Blume, eine solche Lilie zu bewundern! . . . Ich möchte wissen, wer so glücklich sein wird, Sie zu besitzen . . . zum ersten Mal zu besitzen! . . . Sie sehen aus, als ob in Ihrem Leben nie ein Schatten, nie ein Pünktchen, nie eine Scharte gewesen sei . . . Ist das wahr, Anjuta?“

Valerie heftete einen stechenden Blick auf ihre Gegnerin, sich im voraus an deren Blässe und Verwirrung weidend. Anjuta, die während der ganzen Zeit ein kostbares Album durchblättert hatte, legte dasselbe langsam auf den Tisch und ihre großen dunklen Augen blickten fest auf Valerie.

„Nicht völlig", antwortete sie. „In mein Leben mag mancher Schatten gefallen sein; das gerade wollten Sie sagen. Man muß indes bei solchen Andeutungen vorsichtig zu Werk gehen, Valerie Pawlowna. Vergessen Sie nur nicht: wer seinem Nachbar eine Grube gräbt, setzt sich in Gefahr, selbst hineinzustürzen."

Noch eine Minute kreuzten sich ihre Blicke; dann senkten sich Valeries Lider. Ungeachtet aller Anstrengungen ergoß sich Blässe über ihr Gesicht und die Oberlippe erbebte vor Zorn und Unruhe. Gegen ihren eigenen Willen empfand sie einen panischen Schreck vor dieser Warnung Anjutas, unter welcher eine geheimnisvolle Drohung durchklang. Was bedeutet das?... Sollte Belajew ihr verraten haben?...

Während diese ruhelosen Gedanken durch ihr Hirn jagten, war Anjuta aufgestanden und näherte sich dem Wandschirm, welcher das Bett verstellte. Unter einer Nesseltuchdecke hing auf demselben das prachtvolle, strohfarbig goldschillernde, mit Wellen von Gaze und Spitzen überzogene Kleid.

„Ist das Ihr Kleid?" fragte Anjuta. „Darf man es ansehen?"

Valerie war ihr behilflich, das Kleid auf den Divan zu tragen; sie breiteten es aus und unterhielten sich so eifrig über den Besatz, als ob nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre.

„Wie schön, wie wellig ist dieser Stoff“, sagte Anjuta, die Falten des Seidenrockes bewundernd. „Sie wählen doch natürliche Blumen?“

„Ja. Aber welche werden am besten passen, dunkelrote, oder weiße?“

„Wissen Sie“, sagte Anjuta, „in Ihrem Garten habe ich prachtvollen Mohn gesehen, roten und dunklen...“

„Ah, das ist eine Idee. Dunklen Mohn — entzückend! Es wird eine schöne Toilette, nicht wahr?“

„Sicherlich.“

„Und was wird Ljuba anziehen.“

„Sie läßt sich ein rosa Tarlatankleid machen mit weißem Besatz und weißen Rosenknospen über das ganze Kleid.“

Vor Vergnügen lächelnd, breitete Valerie die goldig schimmernde Gaze über die Seide; ihr Gesicht drückte Bewunderung aus; plötzlich glitt über dasselbe ein Schatten.

„Alles ist ja Unsinn“, rief sie ungeduldig. Zieht man schwarz, zieht man gelb an, nichts kann man dadurch vom Schicksal erzwingen.“

Verächtlich ergriff sie das Kleid und warf es hinter den Schirm; sie setzte sich auf den Divan, die Füße heraufgezogen, als ob sie fröre. Anjuta schickte sich an zu gehen.

„Ich möchte, daß es morgen bei mir sehr lustig zuginge, daß alle in guter Laune wären. Hören Sie, Anjuta ... Ja, worüber wollte ich Sie doch fragen ...“

In diesem nachlässigen schmeichelnden heiteren Ton hörte Anjuta Schlangenlaute und erwartete mit schwerem Atem die Fortsetzung.

„Ach ja“, fuhr Valerie fort, „aber Sie geben mir Ihr Wort, die Wahrheit zu sagen . . .“

„Ich sage die Wahrheit oder schweige.“

„Sehen Sie sich oft mit Habarow, wie früher?“

„Sie wissen, daß es nicht der Fall ist und würden auch sonst nicht danach fragen“, antwortete Anjuta mit unwillkürlicher Bitterkeit.

Was kann das bedeuten, was für eine schwarze Katze ist zwischen Euch gefahren?“

„Keine“, sagte Anjuta scharf.

„Aber wie zog es ihn früher zu Ihnen! Sie lasen zusammen, er vertraute Ihnen seine litterarischen Geheimnisse und deklamierte mit Ihnen im Mondschein. Welche Poesie, und wie prosaisch ist sie nun beendet! Erzählen Sie doch...“

Anjuta fühlte, daß sie blaß wurde. Sie wollte sich erheben, fortgehen... ihr Stolz aber hielt sie zurück: das wäre Flucht und bedeutete eine schimpfliche Niederlage. Lächelnd faßte Valerie ihre Hand.

„Gestehen Sie es ein — Sie dachten ihn in Sie verliebt. Das ist so begreiflich, so verzeihlich... um so mehr, da Sie ja selbst ihm gegenüber nicht gleichgiltig waren. Nicht so? Verstellen Sie sich nicht. Noch jetzt schlägt Ihnen das Herzchen . . . nicht?“

Tappend hatte Valerie die kranke Stelle getroffen und wühlte mit wahrem Genuß in der frischen Wunde. Sie lechzte nach Anjutas Blut und sah ihr starr in das Gesicht, sich an dem stummen Erbeben ihres Opfers weidend.

„Vielleicht wundert Sie seine Unbeständigkeit“, sagte Valerie weiter, ohne an sich halten zu können; ich kenne

ihn seit meiner Kindheit, ich will Ihnen erklären, was das für ein Charakter ist. Alles Neue reizt ihn; darum verläßt er auch bald, ohne Ursache, was ihn kurz vorher entzückte; 's ist ihm langweilig geworden — fort damit! Aber wissen Sie, was wir thun wollen — ein Zwist in der Gesellschaft ist ja sehr unangenehm und unbequem; ich werde morgen Habarow sagen, daß er sich wieder bei Ihnen einschmeichelt; sie hören dann natürlich auf, ihm zu grollen. Für mich thut er's, ich weiß es. Alles läßt sich lustig an..."

Valerie hatte das Maß überfüllt, das Wort erstarb ihr im Munde, als Anjuta mit einem Blick voll Hoheit sie ansah.

„Sie machen sich über mich lustig, Valerie Pawlowna", sagte sie ruhig; „ich gestehe Ihnen, daß ich keinen Grund dafür absehe. Ueber meine Beziehungen zu Habarow habe ich Ihnen nichts anvertraut — das sind ja alles nur leere Voraussetzungen. Mögen Sie auch noch so gut mit ihm bekannt sein, so glauben sie ja wohl selbst nicht, daß er Sie zur Vermittlerin zwischen mir und sich nehmen würde."

Mit diesen Worten ging sie zur Thür.

„Wohin?"

„Nach Haus. Ich bemerke, daß meine Gegenwart auf Ihre Gesundheit schädlich gewirkt hat", sagte Anjuta lächelnd.

„Sie irren sich, ich bin wohlauf. Ich scherzte ja nur. Also auf morgen; um vier Uhr fahren wir zum Picknick."

„Gut."

Als Anjuta nach Hause kam, fand sie Ljuba sehr blaß, mit leicht geröteten Augen.

„Was ist geschehen?“

Ljubas Lippen bebten und schweigend zeigte sie auf die Mitte des Zimmers. Zwei Kleider lagen auf Stühlen ausgebreitet: das eine rosa, das andere, Anjutas, weiß.

„Dein Kleid ist fertig? Hat es die Schneiderin verdorben?“ fragte Anjuta.

„Nein, verdorben ist's nicht“, antwortete Ljuba und wischte sich eine Thräne ab; aber ich ... ich ziehe es nicht an.“

„Warum?“

Ljuba senkte leidvoll den Kopf und warf einen traurigen Blick auf das Kleid.

„Ljuba, was bedeutet das?“

„Ich kann es nicht ansehen; es ist zu grell, es paßt gar nicht für eine Braut!“

„Vorher war's Dir doch recht! Du hast's Dir ja selbst ausgesucht!“

„Nun ja, als ich's kaufte, kam es mir nicht so vor, jetzt aber, wo man's fertig brachte ... und wenn ich nebenbei Dein Kleid sehe, so weiß, so zart, da begreife ich erst, wie meines grob und grell ist! ... Es ist mir unmöglich, es anzuziehen, unmöglich!“

„Was wirst Du aber machen?“

„Man muß ein neues Kleid nähen — ein weißes.“

„Wie soll es zu morgen fertig werden? Erst müssen wir doch in die Stadt fahren, um den Stoff zu kaufen ...“

„Dann fahre ich nicht zum Picknick.“

Ljuba wandte sich zum Fenster und kreuzte die Hände auf der Brust. Anjuta zuckte die Achseln und betrachtete das Kleid näher.

„Ich finde es allerliebst“, sagte sie, „die Farbe voll und zart zugleich, der Besatz mit ungewöhnlichem Geschmack ...“

„Dennoch nimmst Du's nicht für Dich“, bemerkte Ljuba mit Bitterkeit und sah fortgesetzt durch das Fenster; „das Deine ist hübscher.“

„Ich finde nicht, daß es hübscher ist.“

„Hättest Du einen anderen Charakter, würde ich Dir vorschlagen, mit den Kleidern zu tauschen, aber ich weiß, daß Du's nicht thun wirst.“

„Da Dein Kleid nicht für mich zugeschnitten ist . . .“

„Man müßte ein wenig unternähen. Wir haben gleiche Taillen. Aber natürlich daran ist ja gar nicht zu denken. Mithin bleibe ich zu Haus.“

Anjuta dachte einen Augenblick nach.

„Ich werde Dein Kleid anprobieren“, sagte sie.

Zu ihrer Verwunderung paßte ihr das Kleid, wenngleich es etwas lang war, wie angegossen, so daß nicht einmal eine Veränderung nötig war.

„Ljuba, ich nehme es“, sagte sie. In der That sah sie, in diesen rosa Nebel gehüllt, ungemein anziehend aus.

Ljuba ward ihr Kleid plötzlich leid; unentschlossen schweifte ihr Blick bald auf dieses, bald auf das weiße Kreppkleid, welches sie bereits vorher anprobiert hatte.

„Aber weshalb?“ fragte sie niedergeschlagen. „Du wirst sagen, daß ich's Dir wegnehme, daß ich ein Opfer von Dir verlange.“

„Opfer oder nicht, entschließe Dich sofort“, antwortete Anjuta entschlossen. „Später tausche ich nicht mehr. Nimmst Du mein Kleid?“

Ljuba schwieg. Anjuta zog das rosa Kleid wieder aus.

„Ich nehme es", rief Ljuba plötzlich.

„Endlich! Und Deine rosa Schuhe giebst Du mir."

Ljuba fuhr erschreckt zurück.

„Ja . . . aber dann werden sie nichts mehr taugen, Du wirst sie zertragen."

„Und zerträgst Du nicht meine weißen?"

„Nun aber die Blumen", sagte Ljuba unentschlossen, da sie sich mehr und mehr vor der Reihe der Opfer fürchtete, welche sie nicht vorausgesehen hatte. „Wirst Du diese weißen Rosen so lassen?"

„Sie sind sehr hübsch", antwortete Anjuta, „ich aber nehme lieber natürliche. Diese passen vortrefflich zu Deinem weißen Kleide."

Geschwind steckte Ljuba die Rosenknospen ab und eilte in ihr Zimmer, um dieselben zu verwahren. So ist nun Anjuta, dachte sie. Sie giebt sich den Anschein, als ob sie aus Freundlichkeit mit mir tausche und plündert mich dabei rein aus. Natürlich geschieht alles zu ihrem Nutzen — wie hätte sie sich sonst so schnell entschlossen?

XX.

Tags darauf war das günstigste Wetter für das Picknick. Der Regen in den letzten Tagen hatte den Staub vertrieben und das Grün erfrischt. Allerdings ließen sich am Himmel verfängliche Wolken sehen, aber die Sonne drang siegreich durch, als ob sie die Festteilnehmer beruhigen wollte, und warf auf die ganze Gegend Garben voll feurigen Glanzes.

Gegen fünf Uhr nachmittags waren bereits viele Eingeladene im Wäldchen, aber noch fortwährend fuhren neue Wagen vor. Auf der breiten Wiese neben dem großen Wege erhob sich, von Säulen getragen und mit Stufen umgeben, gleich einem mythologischen Tempel, ein großer Pavillon. Weiße Vorhänge verbanden die Säulen; ringsum, umstellt von Vasen, deren Blumenschmuck und Schlinggewächse aus der Orangerie gebracht waren, standen hohe Bäume. Spiegel, an den Säulen angebracht, blitzten im Innern und strahlten das bewegliche Bild der im Grünen wandelnden Menschen wieder; mitten im Pavillon stand, funkelnd von Silber und Krystall, ein langer gedeckter Tisch mit Pyramiden von Früchten. Auf der Wiese, anmutig verstreut, waren elegante Leinwandzelte aufgerichtet: für die Küche, das Buffet, die Bedienung, die Musikanten; in einem besonders zierlichen Zelt befand sich die Damengarderobe.

Auf den breiten und bequemen Stufen, die in den Saal führten, hatte sich, nicht unähnlich einer Vogelschar, unterhaltend und auf den Weg blickend, auf welchem der General kommen mußte, der größte Teil der Gesellschaft gelagert. Bereits am Tage vorher waren die Pferde geschickt — er mußte ziemlich genau um sechs Uhr, gerade zur Mittagszeit, ankommen. Unter den Klängen eines feierlichen Marsches, Pokale in der Hand, sollten ihm die Gäste entgegentreten. Gleich einer Zarin saß Valerie, wie mit Gold überstreut, in ihrem strohgelben Kleid auf der obersten Stufe; im schwarzen Haar schillerte ein Diadem, dessen dünne goldene Kette die Locken durchwand. Ein Kreis von Männern hatte sie umringt, unter ihnen Be-

lajew, mit dem sie sich zumeist unterhielt und ihn nicht von sich lassen wollte. Viele sah man im Wäldchen gruppenweise verteilt, die Kleider der jungen Mädchen flimmerten zwischen den Bäumen wie große fremdartige Blumen.

„Warum ist unsere Braut so niedergeschlagen?" wandten sich zu Ljuba ihre Freundinnen.

„Als ob ich mich sonderlich freuen sollte!" antwortete sie, melancholisch das rosenbekränzte Köpfchen senkend; „Ihr glaubt doch selbst nicht, daß diese Heirat ein Glück für mich sei."

„Wahrscheinlich ist es ein Glück für Sie, wenn Sie sich verheiraten", erwiderte nicht ohne Stichelei eine der Freundinnen.

„Wie Sie auch reden! Bliebe mir die Wahl, so würde ich mich nicht verheiraten."

„Glauben Sie mir, Ljuba Feodorowna, besseres haben Sie sich gar nicht ausdenken können", bemerkte eine dicke bejahrte Dame.

Mit der Miene eines angegriffenen Geschöpfes wandte sich Ljuba ab; auf ihrem Gesicht lag in der That der Abglanz einer rührenden Melancholie: sie fühlte sich vernichtet, weil Anjuta der rosa Anzug mit weißen Azalien reizend kleidete. Noch hatte sie niemand in rosa gesehen; diese Farbe gab Glanz und Leben ihrem zarten Gesicht, so daß fast alle ihr geradezu und hinter ihrem Rücken sagten, daß sie ungewöhnlich interessant aussehe.

Bis zum letzten Augenblick verbirgt sie vor mir, daß sie Azalien in's Haar steckt! dachte Ljuba mit tiefem Unwillen. Wem würde es auch in den Kopf kommen, daß sie

solche Blumen wählt? . . . Rosen — das ist gewöhnlich: sie hat's mit Absicht so eingerichtet, daß ich sie nehme und lacht mich jetzt aus! Eine listige Neiderin!

Ljubas Anzug war um nichts häßlicher; aber darin fand sie keinen Trost; um vollständig befriedigt zu sein, mußte sie besser aussehen als Anjuta und dieselbe durch ihre Schönheit verdunkeln.

Valerie ihrerseits vermochte sich stechender Bemerkungen nicht zu enthalten.

„Wie listig Sie sind!" sagte sie zu Anjuta. „Von einem Kleide zu sprechen und ein anderes anzuziehen — ein viel effektvolleres! Sie wollten mich überraschen."

„O nein, das hat Ljuba veranlaßt."

„Nein, ich nicht", entgegnete Ljuba und trat näher.

„Nicht Du?" fragte Anjuta verwundert.

„Du hast selbst gesagt, daß Du mein Kleid nehmen wirst, ich habe Dich nicht darum gebeten."

„Immerhin haben Sie's wunderschön gemacht, Lubja", mischte sich Valerie ein; „weiß — ist Ihr Triumph. Sie haben ein so schmachtendes, sinnendes Aussehen — wie eine Wasserlilie.... rosa würden Sie so poetisch nicht aussehen."

Ljuba errötete vor Vergnügen, daß Belajew diese Worte gehörte hatte.

„Komplimente kann ich ein für allemal nicht ausstehen", rief Arkadij dazwischen; „es ist gut, daß solche Ungereimtheiten aus der Mode kommen."

„Weshalb Ungereimtheiten?" fragte Belajew.

„Hat nicht jeder seine Augen, um zu sehen, was gut, was schlecht ist? Was soll man da noch erklären?"

„Man wird doch seine Gedanken durch Worte ausdrücken dürfen.“

„Wenn's praktische Gedanken sind, sicherlich; aber eine beliebige Empfindung — weshalb derselben Ausdruck geben?“

Ljuba warf ihrem Bräutigam einen bösen Blick zu und entfernte sich.

Gleichgiltig hörten die Gäste den Gesprächen zu und sahen oft nach der Uhr. Wie lange wird man uns noch hungern lassen? erklang es halblaut zwischen ihnen; es wäre ja gescheiter, zu Hause zu essen. — Sie erwartet den Mann — Komödie!

Julie im blauen Tarlatankleide, Perlen um den Hals, ging müssig zwischen den jungen Mädchen; auf einmal war sie verschwunden.

„Dunjascha! Dunjascha, komm her!“ ertönte ihre Stimme im Damenzelt. Dunjascha, ein kleines dickes rotbäckiges Mädchen, welches sie bereits im Institut bedient hatte, war ihre Zofe.

„Was befehlen Sie?“

„Höre“, sagte Julie flüsternd, „fahre nach Haus und bereite mir für den Abend das weiße Tüllkleid; plätte es ordentlich aus, damit es wie neu aussieht.“

„Wozu brauchen Sie's, Fräulein?“

„Ach, Du verstehst nichts . . . thue, was ich Dir befehle: nicht ohne guten Grund verlange ich das weiße Kleid!“

Sie legte beide Hände auf die Schultern Dunjaschas und flüsterte ihr ins Ohr: „Es ist etwas im Gang. Hier gehen Dinge vor, daß Du staunen würdest, wenn Du sie

erführest. Ssemeon Ssemeonowitsch Korowin hat Absichten auf mich — alle sahen's."

„Er ist ja Kaufmann. Wie werden Sie einen Kaufmann heiraten!"

„Wie Du dumm bist, wie so ganz dumm! Früher trieb er einen Handel, jetzt hat er Land gekauft, folglich ist er Gutsbesitzer."

„Gutsbesitzer?" fragte Dunjascha wieder.

„J natürlich, da er Land hat. Jetzt sind alle gleich geworden und nur der ist vornehmer, der mehr Land besitzt. Und er hat bei uns in Sawialowo siebenhundert Dessjatinen gekauft, ungefähr tausend in Ssmutowka."

Mißtrauisch schüttelte Dunjascha den Kopf. „Wie hat er nur das viele Geld zusammengebracht? Und wann wird die Hochzeit sein, Fräulein?"

„Ich weiß noch nicht ... Wenn Papa heut kommt, wird man uns vielleicht gleich verloben."

Julie wurde nachdenklich, aber plötzlich schnippte sie mit dem Finger und sagte freudig: „Denke an mein Wort! Bald wird man mich zum Altar führen. Ich falle dann in Ohnmacht ... Ljubotschka ist noch kein einziges Mal ohnmächtig geworden, seit sie Braut ist, und zählt sich doch zu den Zarten ..."

Diese Worte hörte Valerie, welche in das Zelt trat.

„Nun, hast Du Dich mit Deiner Favoritin ausgesprochen?" fragte sie.

„Ich habe keine Favoritin", gab Julie beleidigt zurück. „Was fangen Sie Händel mit mir an?"

„Weshalb läufst Du fortwährend hierher? Alle lachen."

„Gar nicht fortwährend.“

„Und Ssemeon Ssemeonowitsch sitzt immer allein, langweilt sich. Mache ihm doch die Unterhaltung, Julie, Du allein weißt mit ihm zu reden.“

Julie lachte vor Freude auf.

„Ja, ich verstehe zu unterhalten“, brüstete sie sich. „Sogar ein Toter wird gesprächig mit mir.“

Sie ging hinaus. Unfern auf der Bank unter einem Baum sah sie einen hageren ältlichen Mann sitzen, der die Gäste mit Blicken musterte, als hielte er sie für Tiere aus dem zoologischen Garten; jeden Vorübergehenden besah er sich vom Kopf bis zu Fuß, sichtlich abschätzend, was er auf dem Leibe trug, und lange begleitete er ihn mit den Augen. Auch die Damen besichtigten ihn und flüsterten untereinander. Es war der Kaufmann Korowin, durch Ankäufe in der Umgegend seit kurzem ein großer Landbesitzer und als solcher eine ausgezeichnete Partie.

Julie setzte sich zu ihm, ihre Miene war siegesgewiß.

„Worüber lächeln Sie, Ssemeon Ssemeonowitsch?“ begann sie.

„Ueber nichts, Fräulein.“

„Wie ich zu Ihnen kam, lächelten Sie. Das heißt: Sie lächelten über mich?“

„Ich . . . bewundere Sie . . ., wie Sie so accurat gehen“, bemerkte Korowin liebenswürdig.

„Wieso accurat?“

„Das Kleidchen nehmen Sie auf, daß es sich am Grase nicht beschmiert. Sehen Sie nur, wie die anderen ihre

Schleppen hängen lassen — fegen nur den Staub auf . . . das liebe ich gar nicht."

„Ich liebe es auch nicht. Wir haben einen gleichen Geschmack, Ssemeon Ssemeonowitsch . . ."

„Nun, das ist keine kleine Sache", bemerkte Korowin, sie bedeutungsvoll ansehend. „Ich bin, müssen Sie wissen, ein ruhiger accurater Mann; teilt jemand meinen Geschmack, so heißt das, daß er Gewissen hat."

„Ich glaube es auch! Ich habe stets ein reines Gewissen!"

Sie lachte fröhlich und sah sich triumphierend um.

In dieser Art ging die Unterhaltung weiter. Julie ermüdete nicht, ihm über alle Anwesenden genaue Einzelheiten mitzuteilen, wobei sie nicht vergaß, möglichst unvorteilhaft von den jungen Mädchen zu sprechen, auf die Korowin etwa ein Auge werfen könnte. Sie frohlockte, als sie bemerkte, daß alle sie mit Lächeln ansahen.

„Die Sonne geht unter und man geht noch immer nicht zu Tisch", hörte man unter den Gästen munkeln. „Hat man uns eingeladen, um uns mit angenehmen Gesprächen zu füttern? Ich habe zu Haus genug zu thun und kann für Unterhaltungen keine Zeit erübrigen."

„Wozu diesen Faxen?" unterhielten sich zwei Damen, die zwischen den Bäumen auf und ab gingen. „Als ob's eine Ueberraschung für den Mann wäre! Würde sie's wagen, ohne sein Vorwissen solche Verfügungen zu treffen? Natürlich hat er das alles selbst angeordnet."

„Er ist verreist, um eine Erbschaft anzutreten", bemerkte eine andere Dame. „Sie wollen uns ihren Reichtum zeigen. Wie plebejisch!"

„Ja . . . und Habarow als Wirt — wie?“

„Skandal! Nur mit einem Esel wie Gromow lassen sich solche Dinge aufstellen.“

„Zu Tisch!“ ließen sich Stimmen vernehmen. „Herrschaften, zu Tisch! zu Tisch!“

Von allen Enden des Wäldchens kamen die Gäste herbei und drängten sich in den Pavillon. Nach einigem Stoßen und Laufen hatten alle am Tisch Platz genommen.

Man unterhielt sich nicht; nur von Zeit zu Zeit gab es Erkundigungen nach dem Drusch des Roggens, den Getreidepreisen und besonders nach dem Zustande der Dreschflegel, welche bei allen zerbrochen waren.

„Wie kommt es nur, daß der General sich verspätet?“ erkundigten sich die Damen bei Valerie.

„Ich fasse es nicht, er war immer pünktlich.“

Vermutungen wurden laut über eine Verspätung des Zuges, über einen Unfall mit der Equipage und so weiter. Valerie gähnte im Stillen und antwortete zerstreut.

„Bemerken Sie“, sagte zu Habarow sein Nachbar, der Doktor aus der Stadt, „daß alle Herren auf einer Seite sitzen, alle Damen auf der anderen — sie sehen sich gar nicht an, als ob sie etwas gegen einander hätten. Weshalb ist das?“

„Worüber sollte man reden?“ antwortete Habarow. „Mich zum Beispiel könnte man eher totschlagen, als daß ich jetzt im stande wäre, mit einem Frauenzimmer ein Gespräch anzuknüpfen.“

„Wirklich? Sie werden doch sonst Ihrer Beredsamkeit wegen gerühmt.“

„Ich habe es verlernt."

„Kann man so etwas plötzlich verlernen?"

„Nicht plötzlich, es kam so allmälig. Erst sollte man nur vom Sachlichen reden, von allen möglichen nützlichen Dingen, sonst aber lieber schweigen. Recht schön und gut, nicht wahr, wenn nur immer das Sachliche und Nützliche gleich zur Hand gewesen wäre? Aber . . . da dies nicht der Fall war, so wollten wir später auch über einfache Dinge sprechen, hatten's aber bereits verlernt."

„Ja, 's ist langweilig geworden in den Städten wie in den Dörfern. Man verliebt sich nicht mehr, und das ist doch ein Wunder! Früher galt's als ein Naturgesetz . . ."

„Es gilt eben jetzt als streitige Frage, was Naturgesetz ist und was nicht."

Sie schwiegen, da sie bemerkten, daß die Aufmerksamkeit der schweigenden Gesellschaft, welcher ihr Gespräch nicht zusagte, auf sie gerichtet war.

„Was für eine gelehrte Unterhaltung!" sprachen einige untereinander.

„Wollen ihre Belesenheit zeigen."

Nur an einem Eckchen des Tisches war eine friedliche, ununterbrochene Unterhaltung.

„Womit belieben Sie sich am meisten zu beschäftigen?" fragte Korowin.

„Ich liebe alles", entgegnete Julie.

„Sie lesen Bücher?"

„Ja."

„Lieben Sie die Illustrierte Rundschau?"

„Ja, ich habe sie einmal gelesen", sagte Julie unent-

schlossen; ihr mißfiel die Wendung, welche die Unterhaltung zu nehmen begann.

„Ich verschreibe die Illustrierte Rundschau. Sehr schön ist da über den Strauß geschrieben, wie die Menschen, statt auf Pferden, auf ihm reiten. Wie sonderbar, ein Vogel, und man kann auf ihm reiten."

„Ja", sagte Julie.

„Noch über ein Tier ist da geschrieben: es heißt die Beutelratte. Sie hat einen Sack, in welchen sie ihre Kinder legt. Haben Sie von der Beutelratte gelesen?"

„Ich erinnere mich nicht."

Julie war in Verzweiflung. Sie hatte niemals die Illustrierte Rundschau gelesen und konnte Zoologie nicht ausstehen.

Wie sie so kurz antwortet, dachte Ssemeon Ssemeonowitsch, und sah sie von der Seite an — ist sie verlegen? Oder verlangt sie eine Erklärung? . . . Hat jemand zu ihr über mich gesprochen?

Nach kurzem Schweigen räusperte er sich und sagte: „Wollten Sie doch die Güte haben, Julie Abramowna, mich mit Ihrer Mama zu besuchen; mein Häuschen, sage ich Ihnen, ist ein Spielsächelchen; ich bürge dafür, daß es Ihnen gefallen wird."

Julies Gesicht klärte sich auf. „Meinetwegen beunruhigen Sie sich nicht, mir gefällt alles", antwortete sie.

„Die Kaiserin selbst würde zufrieden sein, wenn sie zu mir käme. Glauben Sie ja nicht, daß Sie in eine Spelunke kommen."

„O ich bin vollkommen davon überzeugt."

„Aber doch wohl nicht so ganz . . . mir will es scheinen, als habe man mich bei Ihnen verleumdet . . . leugnen Sie's nur nicht."

„Ich höre auf niemand."

In diesem Augenblick wurden die Stühle gerückt und man stand vom Tisch auf. Valerie war es langweilig geworden, weshalb sie sich erhob, ohne auch nur abzuwarten, daß die Gäste sich von den Früchten nahmen.

XXI.

Obgleich es bereits dunkle, dumpfe Nacht war, kam Gromow noch immer nicht. Jetzt erst nahm das eigentliche Fest seinen Anfang. Der Pavillon blitzte im Lichterglanz, über dem Wäldchen schlängelten sich Raketen und Leuchtkugeln, buntfarbig brannten Lampions auf den Bäumen. Weithin dröhnte Musik. Volk strömte herbei, wogte und drängte, um auf die Tanzenden zu sehen.

„Vielleicht kommt er gar nicht", flüsterte Valerie zu Belajew während des Tanzes. „Kommt's Dir nicht auch in den Sinn?"

Hartnäckig sagte sie „Du" zu ihm, obgleich diese Redeform ihn sichtlich verwirrte und bedrängte. Aber trotzdem stieg ihm, wie ein feines Arom, das Gefühl schmeichelhafter Eigenliebe in den Kopf; ungeachtet seiner Liebe zu Anjuta waren ihm die Ovationen angenehm, mit welchen ihn die Leidenschaft Valeries umgab; es gewährte ihm eine eigentümliche Lust, ihre Schönheit auf sich wirken zu lassen und

dabei zu sehen, daß sie wie ein Almosen jeden seiner Blicke auffing.

Als Antwort auf ihre Worte drückte er ihre Hand.

„Schenk' mir diesen Abend", sagte sie weiter. „Nähere Dich niemand, außer mir . . . Du begreifst, von wem ich spreche?"

„Und ginge ich zwanzigmal zu ihr", sagte Belajew, „was würde das bedeuten? Wie können Sie nur auf solche Dinge ein Gewicht legen?"

„Ich lege auch keins darauf. Gehen Sie meinetwegen hin, reden Sie mit ihr, sie ist in Habarow verliebt."

Belajew bebte innerlich. Die Quadrille war zu Ende. Ihr schloß sich ein leichter Walzer an, ein Paar nach dem anderen flog vorüber. Außerhalb der Tanzrunde standen viele Nichttänzer, die, halb neidisch, halb verächtlich auf die Tanzenden sahen und kritische Bemerkungen austauschten.

„Amüsieren Sie sich?" fragte jemand.

„Ungemein!" war die ironische Antwort.

„Weshalb tanzen Sie nicht?"

„Ich habe es nicht gelernt; ich fand kein Vergnügen daran, die Füße zu drehen."

„Früher rechnete man auch den Tanz zu den Künsten, während doch jeder Wilde sich von Natur zu drehen weiß."

Habarow, der in dieser Gruppe stand, trat rückwärts hinter eine Säule. Er wußte nicht, wo er sich vor Unruhe lassen sollte; an diesem ganzen Tage hatte er nicht einen Blick, nicht ein Wort mit Anjuta gewechselt.

Von dem unaufhörlichen Tanzen fühlte sich Anjuta so ermüdet, daß sie, um aufzuatmen, eine einsame Ecke

zwischen Drapierungen und Blumen aufsuchte und sich an eine Säule lehnte. Habarow stockte der Atem, er vermochte nicht gleichgiltig das Knittern ihres Kleides zu hören. Jeder ihrer Bewegungen folgte er mit leidenschaftlicher Lust, horchte auf ihre Stimme, und zu gleicher Zeit fühlte er sich von namenloser Pein erfaßt — würde sie in diesem Augenblick ihn angeredet haben, er hätte keine andere Antwort als Spott und Beleidigungen gefunden. Dennoch zog es ihn zu ihr. Er machte einen Schritt . . .

„Es ist so schwül hier. Wollen wir nicht ein wenig im Wäldchen spazieren?" sprach eine leise Stimme neben Anjuta, und Habarow sah, wie sie freundlich lächelnd ihr Gesicht wandte und Antwort gab. Wie gebannt blieb er stehen — ohne ihn zu bemerken, gingen Anjuta und Belajew langsam die Stufen hinunter und verloren sich bald in der breiten durch Lampions erhellten Allee.

Habarow sah ihnen nach, sein Herz klopfte in wilder Erregung. Wie sie die Allee wieder zurückkamen, sah er im Scheine der Lampions ihre Gesichter, die Bewegungen ihrer Lippen; die Worte freilich konnte er nicht hören, aber in seinem Gehirn entstanden Vorstellungen und Bilder, von denen er sich nicht loszumachen vermochte. Wie Anjuta und Belajew sich weiter entfernten und ihre Formen undeutlich wurden, war es ihm, als ob ihre Hände sich begegneten, ihre Gesichter sich zu einander neigten, und jetzt umklangen ihn Worte, welche seine Phantasie schuf. Alles aus! dachte er. Zwischen ihnen ist's abgemacht . . . sie liebt ihn, er ist blaß vor Glück. Wie kam es nur so schnell? Aber nein, das ist schon seit langer, langer Zeit . . .

Durch diese Folter gepeinigt, vernichtet, entkräftet, ging er hinunter und gelangte bald an eine abgelegene dunkle Stelle. Er sank auf eine Bank, preßte die Hände an den Kopf und gab sich seinen peinvollen Gedanken hin. Was blieb ihm anders übrig, als so schnell wie möglich diesen Ort zu verlassen, von ihr zu gehen auf nimmerwiedersehen? Aber sollte er scheiden können ohne Versöhnung, kalt und feindlich? Weder ein Wort voll Innigkeit noch ein freundliches Andenken sollte er von ihr mitnehmen? In sein Gedächtnis traten ihre langen Gespräche, wenn sie am trüben Abend am Kamin saßen oder vor der Hitze des Tages in die Oede des Waldes flüchteten und Gräser an den Gehängen sammelten und so licht, so entzückend war diese späte Liebe, daß vor ihr dunkelnd zerrann, was von früherem Glück in seiner Erinnerung lebte. Aber nun ist alles vernichtet, verschwunden und kehrt nicht wieder. Seine Pulse bebten, er war kaum noch bei Sinnen. Könnte ich nur noch einmal ein freundliches Wort von ihr hören, den früheren Ausdruck auf ihrem lieben Gesicht sehen, den früheren vertraulichen Blick . . . ach, und dieses Lächeln! Knieen will ich vor ihr, ihre Hände ergreifen, dieselben zum Abschied küssen . . . lange, lange! . . . als scheidender Freund, als einfacher Bekannter . . . das ist ja gleich. Und dann mag werden, was will!

Seine Augen vermochten sich von Anjutas Gestalt nicht loszureißen. Jetzt trat Valerie zu ihnen, er vernahm das Rauschen ihrer langen Schleppe, er konnte auch sehen, wie sie Anjuta Blicke voll Glut und Eifersucht zuwarf — schließlich ging sie mit Belajew fort. Anjuta blieb allein.

Eine Wolke der Trauer hatte sich auf ihr Gesicht gelegt, obwohl sie während der Unterhaltung mit Belajew sich Zwang angethan; aber seine neugierigen Andeutungen, seine Fragen über den Streit mit Habarow lasteten auf ihrer Seele. Sie war eben bereit, Belajew alles zu erzählen, als Valerie kam.

Anjuta wollte in den Saal zurückkehren. Da rief aus der Dunkelheit eine Stimme sie an. Sie erkannte sogleich Habarow und folgte seinem Ruf.

„Sie sind es", sagte sie, sich ihm nähernd. Ihre Augen blitzten in der Dunkelheit.

Und nun standen sie wieder nebeneinander unter demselben Sternenhimmel, der sich über sie gewölbt, als sie ihre innigen Gespräche führten. Wie anders war es geworden! Anjuta konnte ihre Verwirrung nicht bemeistern und fand keine Worte, um ein Gespräch zu beginnen.

„Wozu riefen Sie mich?" fragte sie schließlich.

„Ich suche Sie lange ... ich wollte Ihnen sagen ..."

Er hielt inne.

„Nun?"

„Ich wollte Ihnen sagen, daß ... nach meiner Beobachtung ... am heutigen Abend ... mit Ihnen etwas geschehen ist ..." Beobachtend sah er ihr in das Gesicht.

„Vielleicht", gab sie zurück. „Was aber kann es Sie kümmern?"

„Sie wollen es mir nicht anvertrauen?" fragte Habarow mit fast flehendem Ton; „früher hätten Sie mir gesagt ..."

„Das war früher!" erwiderte sie mit tiefer Bitterkeit, „jetzt aber begreife ich Ihre Frage nicht."

„Sie sind sehr hart gegen mich, Anna Feodorowna“, sagte Habarow finster. „Es schmerzt mich tief, daß Sie sich mir so entfremden. Ich fahre bald von hier fort . . . kann es möglich sein, daß wir uns so trennen? Erinnern Sie sich, daß ich Ihr Freund bin.“

Anjuta vermochte kaum zu atmen. „Freund!“ sagte sie. „Der Uebergang von der Freundschaft zur Verachtung, und von der Verachtung wieder zur Freundschaft scheint Ihnen nichts zu kosten. Ich aber kann Ihnen nicht nachfühlen... mir ist es unmöglich, so leicht alles zu nehmen...“

Habarow sah ihr in die Augen mit einem Ausdruck namenloser Bitterkeit.

„Ich dachte immer“, sagte er endlich, „daß das Glück die Menschen gütiger macht. Sie aber macht es härter.“

„Welches Glück? Sie scherzen wieder . . . aber zum Scherzen wählten Sie eine schlechte Zeit . . .“

Plötzlich kam Leben und Bewegung in das Wäldchen. In ihren Shawl gewickelt, eilte Felissata Petrowna an ihnen vorüber mit dem Rufe: Der General! Der General ist gekommen!

Er kommt! Er kommt! erklang es von allen Seiten. Arkadij beeilte sich, nach vorn zu kommen, und sah sich nach Ljuba um, die mit verächtlicher Miene in der Menge verschwand. In der That hörte man, näher kommend, ein Glöckchen klingeln; auch das Gerassel eines schweren Wagens war zu hören, der in wilder Hast heransauste. Valerie, blaß und nervös lächelnd, betrat die Stufen des Pavillons; ihr folgten die Gäste; in ehrerbietiger Haltung sammelte

sich die Dienerschaft mit Laternen und Lichtern; die Musikanten hielten ihre Fiedelbogen in Bereitschaft.

Stramm hielt der Kutscher die Pferde an; die Wagenthür wurde aufgeworfen, ehe der Lakai Zeit hatte, sie zu öffnen — doch statt des Generals stieg eine kleine, zarte Dame aus. Es war Lisaweta Petrowna, allein, blaß, aufgeregt und zitternd.

„Wo ist der General? — Was ist mit unserem General geschehen? — Wo ist Abram Nikolajewitsch? — Weshalb kommen Sie allein?" rief es durcheinander.

„Lassen Sie mich zu Atem kommen, ich werde Ihnen alles erzählen", antwortete sie und schritt dem Pavillon zu.

Alle stürzten ihr nach; nur Habarow blieb, um den Lakai und Kutscher auszufragen.

„Mein Gott! Wie ich aussehe!" rief Lisaweta Petrowna, sich dem Spiegel nähernd und ihr Haar geschwind mit dem Taschentuch glättend.

„Lebt unser General, unser Täubchen?... ist etwas mit ihm geschehen?" rief weinerlich Felissata Petrowna.

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht", antwortete Lisa nachlässig. „Ich war zu aufgeregt . . . Jeder dachte nur an sich . . ."

Als sie die Neugierde der Zuhörer sah, lächelte sie und nahm sich zusammen.

„Ich glaube selbst kaum, daß ich lebe!" sagte sie.

„Was geschah? Ueberfielen Sie Räuber?"

„Ach, Entsetzen! Entsetzen! Bis zu meinem Lebensende vergesse ich's nicht!... Wie viele Tote... wie viel Blut! ... Tote Körper, abgerissene Hände, Füße, Köpfe..."

Sie wurde blaß und ließ sich auf einen Stuhl nieder. Ihre Augen hatten einen Ausdruck des Entsetzens, als ob sie noch dieses ganze schreckliche Bild vor sich sähe.

„Was ist das — Was?“ fragten erschreckt die Gäste und drängten sich um sie.

„Unser Zug stieß mit dem Postzuge zusammen“, antwortete Lisa. „Es war ein undenkliches Elend... wie auf einem Schlachthof . . . überall Blut und Blut . . . Dieses Winseln, Heulen, Schreien, Stöhnen der Sterbenden!“

Alle wurden wie versteinert. An die Rückseite des Stuhles gelehnt, stand Valerie, blaß wie der Tod. In ihrem Kopf tobte ein Wirbel von Gedanken, an welche sie nicht zu glauben wagte.

„Gott im Himmel!“ rief Felissata Petrowna mit hysterischer Stimme. „Warum sagt sie denn nichts von unserem General!“

„Wie ist es geschehen?“ fielen andere ein und drängten sich an Lisa.

„Ich weiß selbst nicht. Ich erinnere mich nur, daß ein Herr aus unserem Waggon aus dem Fenster sich bog und immer sah, sah... plötzlich wandte er sich zu uns mit einem Gesicht, daß mir das Blut in den Andern stockte... Stellen Sie sich vor, nicht ein Tröpfchen Blut im ganzen Gesicht, die Augen weit offen, es war, als ob alle Züge vor Entsetzen zuckten! Er will etwas sagen und kann nicht . . . plötzlich aber schreit er: Der Postzug kommt auf uns zu! Und wie ein Wahnsinniger wirft er sich zur Thür. Im ersten Augenblick begriff ich nicht, was das zu bedeuten hatte, als plötzlich um mich Weinen, Winseln und Heulen erscholl.

Alle jagten hin und her, es war ein grauenhaftes Durcheinander im Waggon... Mein Gott!... Da begriff ich erst, daß der Zug sofort auf uns stürzen würde. Das währte nur eine Sekunde, für alle Schätze der Welt möchte ich sie nicht noch einmal durchleben!... Ich erinnere mich, daß meine Nachbarin nach mir griff... ihr Gesicht war ganz entstellt... der eine heulte, der andere hatte Krämpfe, wieder ein anderer kletterte an das Fenster... Ach, es ist wie ein gräßlicher Traum!"

„Wie haben Sie sich gerettet?"

„Im Augenblick der Katastrophe fiel ich in Ohnmacht, aber der Stoß war so stark, daß ich ihn dennoch fühlte.., ich öffne die Augen und sehe neben mir eine Frau mit zerschmettertem Schädel, ein Splitter von einer Bank hatte ihn zerrissen. Mir wurde wieder schwindelig . . . von da ab weiß ich nichts mehr, bis ich im Wartesaal auf der Station erwachte. Ich lag auf der Diele . . . zwischen Verwundeten und Besinnungslosen."

„Und der General fuhr in demselben Zuge?" fragte Habarow.

„Ja, aber er saß in einem anderen Waggon. Ich habe ihn gesehen, als wir aus Moskau abfuhren."

„Valerotschka, mein Engel!" rief Felissata Petrowna und warf sich auf die Tochter. „Rege Dich nicht nutzlos auf. Gott ist barmherzig! Sie wurde gerettet; wie sollte denn ihm ein Unglück zugestoßen sein!"

Valerie schob ihre Mutter zurück und fragte Lisaweta Petrowna mit veränderter Stimme: „Nach der Katastrophe sahen Sie ihn nicht wieder? Haben Sie sich nicht nach ihm erkundigt?"

„Ich habe mich erkundigt, ihn sogar sehr eifrig zwischen den Geretteten und Verwundeten gesucht. Er war nicht darunter. Ich bat, weiter nachzusehen, da . . ."

Sie sprach es nicht aus: zwischen den Getöteten. Valerie fuhr zusammen, die Gäste sahen sich bedeutungsvoll an, viele flüsterten mit einander.

„Ihr Lakai und Ihr Kutscher haben auch Abram Nikolajewitsch gesucht", fuhr Lisa fort, „dann aber entschlossen sie sich zu fahren, um Ihnen schnell über alles Auskunft zu geben. Ich bat sie, mich mitzunehmen . . . ich weiß gar nicht, wie ich angekommen bin!"

„Sind Sie nicht verletzt?" fragte Belajew.

„Nichts ist bei mir verletzt, nur bin ich wie zerbrochen; es thut mir weh, die Hand, den Fuß zu rühren . . . Geklingel in den Ohren . . . und der Kopf schwindelt."

„Sie müssen sich niederlegen."

Mit fieberhafter Energie traf Valerie ihre Anordnungen. Unverzüglich wollte sie nach der Station telegraphieren. Sie nahm Habarow bei Seite und besprach sich lebhaft mit ihm. Mehrmals begegneten sich ihre und Belajew's Blicke, er aber wurde jedesmal blaß und wandte sich ab. Die Möglichkeit von Gromows Tod erfüllte ihn mit Entsetzen; vorher war es ihm nicht in den Kopf gekommen, daß Valerie frei werden könnte . . . wie sollte er ihr jetzt entgehen?

Bald rief sie ihn zu sich und teilte ihm mit, was sie zu thun beabsichtige. Ein zuverlässiger Mann mußte sich an die Unglücksstätte begeben, um alle näheren Umstände zu erfahren. Sogleich stellte sich Belajew zur Verfügung. Ihn leitete nicht allein das menschliche Gefühl, nach bester Kraft

zu nützen, er suchte auch, bevor das eine oder andere entschieden war, aus Valeries Bereich zu kommen.

Es wurde beschlossen, daß er bei Tagesanbruch mit den Gromowschen Pferden zur Station fahren sollte. Valerie selbst verabschiedete sich eilig von den Gästen, um, zusammen mit Habarow, nach Haus zu fahren und das Telegramm aufzugeben.

Sie saß schon längst im Wagen und rief ungeduldig Habarow, der noch immer zauderte; seinen Hut suchend, stieß er zufällig auf Belajew und Anjuta, die sich unterhielten.

Bei Tagesanbruch, gegen vier Uhr . . . Sprechen . . . Warten Sie . . . Sicher. Solche abgerissene Worte aus Belajews Mund trafen sein Ohr. Unschlüssig, bis auf's Tiefste erschüttert, stand er einen Augenblick, dann eilte er fort. Wie sehr er auch von den geheimen Beziehungen zwischen Belajew und Anjuta überzeugt war, jeder fernere Beweis verletzte ihn immer von neuem. Zerstreut antwortete er Valerie; in seinem Kopfe hatte nur der eine Gedanke Raum: dieses Wiedersehen bei Tagesanbruch . . . sie wird ihn erwarten!

Habarow irrte sich.

Belajew, immer mehr erschreckt durch die Aussicht, welche ihm im Fall des Witwentums Valeries bevorstand, entschloß sich zu einem Schritt, welcher ihm, wie er glaubte, einen moralischen Anhalt geben könnte. Er wollte sich mit Anjuta aussprechen, ihr die Geschichte seiner Heirat erzählen, ihr seine Seele öffnen. Vielleicht ist sie ja ihm gegenüber nicht völlig gleichgiltig. Mit diesem Zweck war er gegangen

sie zu suchen, aber eine Erklärung dieser Art wurde ihm unmöglich gemacht inmitten des allgemeinen Wirrwarrs, als alles auseinanderstob und er selbst sich beeilen mußte, um sich zur Fahrt nach der Station vorzubereiten. Er fand gerade noch Zeit, Anjuta zu sagen, daß er ihr etwas Wichtiges mitzuteilen habe und sie bitte, ihm bei seiner Rückkehr Gehör zu schenken. Und diese Worte waren es, welche gleichzeitig mit der Angabe der Zeit seiner Abfahrt die Seele Habarows so sehr verletzten.

Beim Auseinandergehen sprachen alle von dem Unglücksfall, Voraussetzungen und Mutmaßungen wurden laut. Julie weinte und schluchzte; die Damen trösteten sie und lachten leise über Felissata Petrowna, die während eines hysterischen Anfalles den General mit den zärtlichsten Benennungen und Lobsprüchen bestreute.

„Nach meiner Meinung ist das Ende des Picknicks besser als der Anfang", ließ sich ein Herr vernehmen, indem er sich den Ueberzieher anzog. „Wenigstens eine Begebenheit!"

„Eine gewöhnliche Begebenheit!" antwortete gähnend ein anderer. „Der Tod ist nichts seltenes! Den werden wir alle kennen lernen."

„Es regnet und das ist abscheulich. Diese Begebenheit ist für mich wichtiger. Nehmen Sie mich gefälligst in Ihren Wagen."

„Mir ist's selbst zu eng, Väterchen."

Lisaweta Petrowna ging unruhig hin und her und suchte einen Begleiter, der sie mitnehmen würde, aber alle eilten vorüber.

„Anna Feodorowna", rief sie Anjuta zu und faßte sie beim Aermel. „Nehmen Sie mich mit."

„Setzen Sie sich ein, wir fahren mit Gromowschen Pferden, es sind hier viele ihrer Equipagen."

„Ljuba Feodorowna", klebte sich Arkadij an seine Braut. „Weshalb sind Sie mir böse?"

„Lassen Sie mich! Sie betrugen sich so gemein und läppisch, daß Sie mir den ganzen Abend verdarben."

„Womit habe ich ihn verdorben?"

„Was ist das für ein Geschwätz, man dürfe von einer Dame nicht entzückt sein! Die Leute müssen sich wundern, daß ich einen Menschen heirate, der nichts Gutes an mir sieht. Ihretwegen sehe ich gar nicht wie eine Braut aus."

Die letzten Worte wurden durch das Stampfen der Pferde übertönt.

Im Pavillon erloschen die Lichter, von den Bäumen wurden die Lampions abgenommen — wo noch vor kaum einer Minute eine Menschenmenge sich bewegte und lärmte, herrschte Dunkelheit und Stille.

In Gromows Hause ging man noch lange nicht zur Ruhe. Ein Befehl jagte den anderen; die Dienerschaft lief wie besessen; in die Stadt jagte ein reitender Bote mit dem Telegramm. In ihrer Erregung konnte Valerie weder liegen noch sitzen; sie ging und ging, ohne zu ermüden, durch die Zimmer und trank kaltes Wasser.

Die Mutter im Nachtkostüm kam vorsichtig zu ihr.

„Hat er kein Testament gemacht? Weißt Du's nicht?" flüsterte sie.

„Ich weiß es nicht."

„Das ist das Unglück! Sei künftig klüger; bringt Gott ihn lebendig zurück, so muß Deine erste Sorge sein, durchzusetzen, daß er Dir alles verschreibt.“

„Sorgen Sie dafür, wie Sie wollen. Mich lassen Sie in Ruhe — ich brauche sein Geld nicht.“

„O o o o!“ ließ sich traurig und mit ungeheucheltem Entsetzen die Oserow vernehmen, indem sie sich wieder zurückzog.

Als Habarow in sein Zimmer im Gartenpavillon kam, war es fast Tagesanbruch. Beim Anblick der beginnenden Morgenröte, die sich als ein Streifen im Osten zeigte, war sein erster Gedanke, daß Belajew sich wohl jetzt zum Stelldichein begebe. Aber wo war es bestimmt? Wahrscheinlich im Garten, oder im Aleninschen Haus. Er setzte sich an das Fenster und lehnte den Kopf auf die Hände.

Plötzlich ertönte ein Glöckchen, schwieg auf einen Augenblick, ertönte wieder und verklang auf dem großen Wege. Es ist Belajew . . . oder die Pferde fahren nach Kljutschi um ihn abzuholen, dachte Habarow. Er stand auf, nahm seinen Hut und verließ den Pavillon.

Draußen prasselte der Gewitterregen, lärmend bog und zerbrach der Wind die Bäume, trockene Zweige fielen — der Orkan raste weiter. Habarow achtete nicht darauf, er öffnete die Pforte und ging auf das Feld, wo sich der große Weg schlängelte — derselbe, auf welchem Belajew wegfuhr. In seinem Hirn war nur der eine Gedanke an das Stelldichein, sein Herz wurde verzehrt von namenlosem Weh. Ihm war zu Mut, als habe sich von seinem Leben etwas abgelöst, und er begriff nicht, wie er dasselbe sollte entbehren lernen . . . im Taumel seiner Leidenschaft, die ihn zu vernichten

drohte, vernahm er leisflüsternde Stimmen, Abschiedsliebkosungen, Stammeln der Liebe . . . flammende Bilder zeichneten sich in seiner Phantasie mit solcher Klarheit ab, daß er sich fast versucht fühlte, sie mit der Hand von sich zu stoßen, so lebendig, so grell, so greifbar waren sie.

Er ging bis zu dem Gesträuch, welches den Weg umgrenzte. Auf einmal wurde seine Aufmerksamkeit durch etwas Weißes, das auf der Erde lag, in Anspruch genommen. Stärker klopfte sein Herz, er trat näher — und stand da wie eingegraben. Gerade zu seinen Füßen, mit dem Gesicht zur Erde, lag ein Weib ohne jegliches Lebenszeichen. Wie toll zerrte der Wind an den weißen weiten Aermeln des Kleides und zeigte hin und wieder die kraftlos ausgestreckten Arme. Ein Gedanke durchzuckte Habarows Hirn, hastig bog er sich vor, ergriff die leblose biegsame Gestalt und hob ihr Gesicht auf. Es war Anjuta.

XXII.

Kehren wir zu jenem Augenblick zurück, als Lisaweta Petrowna in der Gesellschaft von Anjuta und Ljuba in der Gromowschen Equipage vom Picknick nach Hause fuhr.

Während der ganzen Fahrt sprach sie davon, daß sie sich ungemein fürchte, allein in dem Flügel zu bleiben, welcher ihr bei Gromows eingeräumt war. Sie beschwor beide Schwestern, bei ihr die Nacht zu bleiben, indem sie immer wiederholte, daß eine unbändige Angst sich ihrer bemächtigt habe. Dabei waren ihre Augen weit offen und ein nervöses Zittern durchlief ihren Körper. Anjuta gab zu-

erst ihre Einwilligung; für sie war es von Interesse, näheres über die Katastrophe zu hören; auch that es ihr leid, Lisa in ihrem jetzigen Zustande allein zu lassen. Schweigsam und passiv folgte Ljuba der Schwester.

Der Flügel, den eine Galerie mit dem Hause verband, bestand aus drei Zimmern und war augenblicklich ohne Dienerschaft gelassen, da man Lisaweta Petrowna an diesem Tage nicht erwartet hatte.

„Zwei Sophas sind hier", sagte Lisa, „die Kissen wollen wir verteilen, und Sie können sich mit großen Tüchern zudecken."

Anjuta und Ljuba machten sich ihre Lagerstätten zurecht; Lisaweta Petrowna zog sich hinter die spanische Wand, wo ihr Bett stand, zurück.

Immer noch schweigend, warf Ljuba ihr Kleid ab, riß die Blumen aus dem Haar und setzte sich auf den Sessel; sie war sichtlich bei schlechter Laune.

„Was ist Dir?" fragte Anjuta.

„Sehr angenehm, hier zu schlafen, ohne Decke! Du hast mein rosa Kleid vollständig ruiniert; wie schmutzig die Schleppe aussieht."

Anjuta zuckte die Achseln. Ihre Gedanken schweiften in der Ferne. Sie bedauerte, daß sie mit solcher Härte Habarow von sich gestoßen, als er sich mit Worten der Versöhnung an sie gewandt hatte. Die Erinnerung daran ließ ihr keine Ruhe. Leidenschaftliches Begehren und qualvolle Angst drängten sich in dem einen Wunsche zusammen, ihn zurückzurufen, ihn mit wohlwollenden Worten zu empfangen. Und fährt er wirklich fort? ... War es unser letztes Zusammensein? Sie preßte ihre erkalteten Hände an die Stirn.

„Sie haben sich noch nicht niedergelegt?“ fragte Lisaweta Petrowna hinter der spanischen Wand.

„Nein, noch nicht.“

Anjuta öffnete das Fenster und bog sich hinaus. „Wie dumpf ist die Nacht“, sagte sie und schloß es wieder. „Es ist ein Gewitter im Anzuge, ich fühle seine Nähe.“

Lisaweta Petrowna wälzte sich auf dem Bett. „Ach, ich kann nicht einschlafen!“ rief sie. „Haben Sie kein Morphium?“

„Wird das Licht noch lange brennen?“ wandte sich Ljuba zu Anjuta und hob ihren Kopf über den Sessel, mit welchem sie sich verbarrikadiert hatte.

„Weshalb?“

„Ich kann bei Licht nicht schlafen, Du weißt es ja.“

Anjuta löschte das Licht aus und legte sich nieder. Alles wurde still.

„Anna Feodorowna!“ erscholl nach etwa einer halben Stunde die Stimme Lisaweta Petrownas.

„Was wünschen Sie?“ antwortete Anjuta im Halbschlaf.

„Haben Sie Geld bei sich?“

„Was für Geld?“

„Ich frage nur so im allgemeinen. Wenn irgend etwas passierte . . .“

Anjuta hatte noch nicht Zeit gefunden, über Lisaweta Petrownas Worte nachzudenken, als sie bereits der Schlaf überwältigte.

Ein banger Traum kam über sie.

Ihr träumte, sie sei in einer wilden öden Wüste; brennende Hitze ringsum; blendend fielen die Sonnenstrahlen

auf den gelben Sand und schnitten unerträglich in die Augen. Es war ihr, als habe sie bereits diese Stelle betreten, als sei hier etwas vorgefallen . . . was es aber gewesen, vermag sie sich nicht zu entsinnen. Mit peinlicher Anstrengung spornt sie ihr Nachdenken an — umsonst; gleich einem Rätsel, das unlösbar scheint, gleitet die Erinnerung von ihr ab. Durst quält sie; aber in der Nähe ist keine Quelle, kein Flüßchen, kein See. Sie schaut sich um — Entsetzen erfaßt sie: unabsehbar dehnt sich die Wüste, hier und da starren gebleichte Skelette verschiedener Tiere. Bebend begreift sie, daß sie in die Irre gegangen — ich kann nicht mehr nach Hause kehren, ich muß hier sterben und meine Gebeine werden weiß werden wie diese! Da hört sie plötzlich ganz nahe, fast zu ihren Füßen einen Laut . . . wie eine menschliche Stimme. Sie horcht. Der Laut hallt immer fort. Ohne im stande zu sein, über ihr Thun sich Rechenschaft zu geben, erfaßt sie einen mächtigen Pferdeschädel; ihren Widerwillen niederkämpfend, wühlt sie damit hastig im Sande. Auf einmal sinkt der Boden unter ihren Füßen, Schollen poltern nach unten, es bildet sich ein tiefer Erdspalt. Und in der Tiefe sieht Anjuta eine blühende Oase, üppige Thäler mit hohen Bäumen und schimmernden Blumen breiten sich aus. Feuchte Kühle weht ihr entgegen und spendet Labung ihrem glühenden Gesicht. In der Mitte der Oase, unter dem Schatten ihr unbekannter breitästiger Bäume glänzt ein Brunnen, aus dessen Tiefe, wie es ihr scheint, jene sonderbaren Töne dringen. Ohne zu wissen, wie dies geschah, befindet sie sich plötzlich unten im Thal am Brunnen. Ihr Herz klopft und bangt,

als erwarte sie hier des Rätsels Lösung. Mit angstvoller Neugier blickt sie hinab — und fährt, aschfahl, Kälte in den Adern, mit gesträubtem Haar jäh zurück. Da unten, um sich tastend, mit den hilflosen Händchen an die Wände greifend, sich an sie klammernd, hängt ein Kind . . . auf der Oberfläche des Wassers taucht jeden Augenblick sein Köpfchen mit den nassen angeklebten Haaren, den weitoffenen erschreckten Augen auf. Sogleich erkennt sie das Kind, welches sie in das Wasser geworfen — derselbe mitleiderweckende hilflose Ausdruck des Gesichtchens, in allen Zügen dieselbe stumme Klage; und die offenen Augen sehen sie fragend und vorwurfsvoll an. Undeutliches Lallen, wie Klage oder Bitte, dringt zu ihr aus den halbgeöffneten kleinen Lippen. Anjuta erbebt vor Angst und Weh und fühlt zugleich unsägliche Wonne. Du mein Lieber, mein Lieber! haucht sie atemlos, Du bist nicht gestorben! Komm ich rette Dich! Hastig bricht sie einen langen Zweig, senkt ihn in den Brunnen und versucht das Kind damit zu locken, damit es denselben ergreife. Das Kindchen klammert sich, kaum im stande zu atmen, an den Zweig, vorsichtig zieht sie an demselben. Fast ist es schon oben . . . jetzt hört sie neben sich seinen Atem . . . die Freude droht sie zu ersticken . . . Ach! das Kind läßt den Zweig los, freudig streckt es seine Aermchen zu ihr aus . . . Hals über Kopf fällt es nach unten. Vor Anjutas Augen legt sich ein Flor. Von neuem läßt sie den Zweig hinunter, von neuem zieht sie das Kind herauf — und wieder, mit einem Klageschrei, fällt es in die Tiefe. Entkräftet steht Anjuta da, auf ihrem Gesicht perlt der Schweiß . . . ein neuer Ge-

danke blitzt in ihr auf: geschwind pflückt sie einen Strauß der schönsten grellfarbigen Blumen, löst ihren langen Zopf, bindet daran den Strauß ... und nun läßt sie den Strauß in den Brunnen gleiten, nickt und lächelt dem Kinde zu, bemüht sich auf alle Weise, seine Aufmerksamkeit auf die Blumen zu lenken ... Behutsam zieht sie das Kind in die Höhe, das mit kindlich silberhellem Lachen nach dem seidenen Zopf gegriffen ... Aber was ist das! ... Das zarte Händchen weitet sich zu einer großen Hand mit starken Fingern ... und lange Nägel haben sich in ihre Flechte gekrallt ... kalt läuft's ihr über den Rücken, verzweiflungsvoll sträubt sie sich ... aber die Hand läßt nicht von ihr ... statt in das Kinderantlitz schaut sie erbebend in ein Gesicht voll Tücke, Rachedurst und triumphierender Dämonie. Rette! Rette! ringt es sich aus ihrer Brust ... Sie wird in die Tiefe gerissen ... für einen Moment spiegelt sich vor ihr auf dem Boden des Brunnens umgekehrt der Himmel mit leichtziehenden Wolken ... schnell aber, unter Stöhnen und Geprassel, verschwindet alles. Am ganzen Körper zitternd, mit kaltem Schweiß bedeckt, erwacht Anjuta — aber auch in der Wirklichkeit hört sie, wie der Lärm sich fortsetzt.

„Sie schlafen nicht?“ vernahm sie eine Stimme am Fußende ihres Bettes.

„Wer ist hier?“ flüsterte Anjuta angstvoll und spähte in die Dunkelheit. „Ah, Sie sind es, Lisaweta Petrowna ... mir schien es eben, als wäre ein Fremder hier ... und weshalb sind Sie hier? ... was ist geschehen? ... sind Sie krank?“

Während sie auf Antwort wartete, fühlte Anjuta, daß jemand sich über ihr Gesicht beugte, heißer Atem berührte ihre Stirn und Wangen.

„Mein Gott! Was ist das? Wer ist das?" rief Anjuta. In ihrem Schreck nicht fassend, was um sie her geschah, erhob sie sich vom Bett und riß mit aller Kraft an der dunklen dichten Gardine, welche das Fenster verhüllte; dieselbe fiel auf die Diele und ließ die ersten schwachen Morgenstrahlen ein, welche mattleuchtend ein erschreckendes Bild zeigten; Stühle, Tische, Kasten waren umgeworfen und in die Zimmermitte geschleppt, bunt durcheinander lagen darauf Decken, Kleider, Schachteln. Am Kopfende von Anjutas Bett stand Lisaweta Petrowna und tastete, offenbar bewußtlos, mit den Fingern über deren Decke. Man brauchte ihr nur in das Gesicht zu sehen, in ihre entzündet blitzenden Augen, auf die grelle Farbe ihrer Wangen, um unfehlbar zu erkennen, daß sie im Fieber sei, irr und besinnungslos.

Auf diese unerwartete Scene war Anjuta so wenig vorbereitet, daß sie fast von Sinnen kam. Was ist zu thun? ... Wen zu Hilfe rufen? Hastig warf sie eine Blouse um und wandte sich zu Ljuba, die zusammengekauert und zitternd mit erschreckten Augen auf die Gardine starrte.

„Ich bin schon längst wach", hub Ljuba leise an; „die ganze Zeit über hat sie Möbel und Kasten zusammengeschleppt. Ich hatte Furcht, mich zu regen und Dich zu wecken."

Murmelnd, mit einem sonderbar geheimnisvollen Ausdruck, ging Lisaweta Petrowna im Zimmer umher.

Anjuta konnte die Worte nicht vernehmen, aber es

überlief sie, als unartikulierte, sonderbare Töne zu ihr drangen, aus denen sie in jähem Wechsel Lachen, Weinen und Zorn heraushörte. Das Gesicht der Kranken verwandelte sich immerfort; bald glühte es wie im Feuer, bald bedeckte es sich mit Totenblässe. Und bald verkroch sich Lisa in einen Winkel und drückte sich an die Wand, zitternd im Fieber, bald durchlief sie das Zimmer wie ein wildes Tier, ergriff, was ihr in die Hände kam und zerbrach es am Boden.

Vergeblich machte Anjuta den Versuch, sich ihr zu nähern und sie zu beruhigen; sie selbst war zu aufgeregt und erschreckt, ihre Kniee knickten ein und vor ihren Augen lag es wie Nebel.

„Ljuba“, flüsterte sie, „gehe nicht fort, lasse mich nicht allein mit ihr.“

„Horch!“ ließ sich jetzt die Kranke vernehmen, indem sie ihre brennende Wange an Anjutas Gesicht schmiegte. „Horch! Hörst Du? Die Glocke! Man läuft! Man ruft! Man sucht mich!“

Lisa richtete sich wie horchend auf, in ihren weitgeöffneten Augen glühte Feuer des Wahnsinns. Und jetzt ließ sie einen wilden Schrei ertönen, warf sich an den Tisch, stieß ihn um und stürzte nach vorn.

Anjuta wollte an ihr vorüber zur Thür gelangen, die Kranke aber stellte sich ihr in den Weg, ergriff sie und schleppte sie mit unbegreiflicher Kraft hinter die spanische Wand.

„Ljuba! Hierher! Zu mir! Hilfe! Hilfe!“ schrie Anjuta und riß sich los.

Aber Ljuba war behend vom Bett gesprungen und hatte

sich hinter den Sessel versteckt, damit Lisaweta Petrowna sie nicht sehen konnte; eilig warf sie ihr Kleid über und nahm ein Tuch um. Eben im Begriff, sich die Stiefel anzuziehen, vernahm sie Anjutas Hilferuf — von Angst getrieben, lief sie barfuß hinaus und schlug die Vorhausthür hinter sich zu.

Anjuta blieb allein mit Lisaweta Petrowna; Entsetzen hielt ihre Glieder gefesselt, sie fühlte sich ganz in der Gewalt der Kranken. Sie wich nicht vom Platze, regungslos stand sie da und ließ ihre großen unbeweglichen Augen nicht von dem Gesicht der Kranken, als ob sie dieselbe durch ihren Blick bannen wollte. Langsam senkten sich endlich Lisaweta Petrownas Hände, auch sie stand unbeweglich und sah vor sich hin, ohne zu blinzeln. Immer mehr ergriff sie der Wahnsinn. Zusammenhanglose Worte entrissen sich ihren Lippen und sie schauerte zusammen. Plötzlich näherte sie sich dem Divan, hinter welchen sich Anjuta in ihrer Ratlosigkeit gesteckt hatte und zog denselben in die Mitte des Zimmers. Beide Frauen befanden sich jetzt Gesicht an Gesicht und blickten sich wohl eine Minute lang scharf in die Augen.

„Du fürchtest Dich?“ ertönte neben Anjuta ein boshaftes Flüstern und es war ihr, als ob in den entzündeten Augen der Kranken ein Blitz des Triumphes zuckte.

Anjuta wich einen Schritt zurück und sah sich hilfesuchend um. Vor Angst brach sie fast zusammen und ihre Zähne schlugen aneinander; mit Aufbietung aller ihrer Willenskraft gelang es ihr endlich, sich zu ermannen, ihr Gesicht nahm einen Ausdruck von Entschlossenheit an. Ohne von

der Beobachtung Lisaweta Petrownas abzulassen, näherte sie sich dem Fenster und riegelte es leise auf, beugte sich zur Kranken und stieß sie, ohne zu wanken, mit dem Gesicht auf das Kissen. Den Augenblick der Freiheit sich zu nutze machend, riß sie das Fenster auf und sprang hinaus; sie fiel, raffte sich aber auf und lief fort, ohne zu achten wohin.

Das Fenster sah auf das Feld, unweit vom großen Wege. Obgleich Anjuta halb das Bewußtsein verloren hatte, lief sie weiter. Ihr schien es, als ob jemand sie verfolge ..., sie berühre... das Entsetzen machte sie starr, der Atem stockte — sie stürzte am Wege besinnungslos nieder. Hier fand sie Habarow.

XXIII.

Anjutas Ohnmacht war so stark, daß sie auch da nicht erwachte, als Habarow sie auf seine Arme nahm und in seinen Pavillon trug. Behutsam legte er sie auf den Divan. Seine Bemühungen, sie in's Leben zurückzurufen, blieben indes vergeblich — sie regte sich nicht. Mit dumpfer Verzweiflung ließ er endlich ihre Hand los, die leblos in seinen Händen lag. Der Abschied hat sie getötet, dachte er mit eifersüchtiger Bitterkeit; er wendete sich von ihr ab, ließ sich auf dem Sessel nieder und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Ihm war zu Mut, als hätte eine böse Krankheit sich seiner bemächtigt, welche sein ganzes Sein erschütterte und zerbrach. So saß er einige Minuten im Streit mit sich selbst . . . plötzlich gewahrte er, wie Anjuta aufatmete . . . wie sie sich erhob und fragend umherschaute.

Als ihr Blick auf ihn fiel, nahmen ihre Augen einen so seltsamen Ausdruck an und wie Schatten dunkelte es purpurn in ihrem Gesicht. Sie sah so verklärt aus, so zauberisch schön, wie er sie früher niemals gesehen hatte. Nachwirkend warf das Entsetzen der Nacht einen Hauch von Poesie über ihre Züge, der Glanz der Augen schien durch die dunkeln Ränder unter denselben vergrößert, leise zitterten unter dem Eindruck der Erinnerung die langen Wimpern.

„Wie konnte ich hierher kommen . . . mit Ihnen? flüsterte sie und strich ihr Haar aus dem Gesicht.

Habarow fand nicht sogleich eine Antwort und sah sie mit einem eigentümlichen Blick an, als ob er auf ihrem Gesicht alle Geheimnisse der Liebe lesen wollte, welche sie in solche Lage gebracht hatten. Sein Blut drängte vom Herzen ab, als er schließlich zu reden begann: „Meine Gegenwart ist Ihnen vielleicht nicht angenehm, ich aber kann nicht von hier gehen, ehe Sie nicht angehört haben, was ich Ihnen zu sagen habe."

Gegen seinen Willen ließen sich im Ton seiner Stimme Schärfe und Bitterkeit hören; fest preßten sich seine Lippen zusammen, als ob sie sich fürchteten, irgendwelche wahnsinnige Vorwürfe laut werden zu lassen.

Anjutas Herz preßte sich vor Pein zusammen.

„Was haben Sie mir zu sagen?" fragte sie mit schwacher Stimme. „Was wollen Sie von mir?"

„Ich will", sagte Habarow fest, „daß Sie mich von dieser Folter erlösen . . . ich habe nicht die Kraft, sie zu ertragen."

Seine Stimme brach ab und eine Minute lang schien

es, als ob er nicht weiter sprechen könnte. Dann aber näherte er sich ihr, seine Augen blitzten im düsteren Feuer der Entschlossenheit. Er sprach jetzt mit klarer Bestimmtheit: „Ich liebe Sie, ich begann Sie zu lieben fast seit den ersten Tagen unserer Bekanntschaft. Es war Leidenschaft, Verzauberung — nennen Sie's, wie Sie wollen . . . etwas Ganzes und Grenzenloses wie das Leben, welches, ich bin dessen versichert, ich niemals wieder leben werde..."

Der Klang seiner Stimme wurde mit einem Mal weich und zart.

„Was war es nur?" setzte er leise fort, wie mit sich selbst redend. „Mit ihren vollen Empfindungen, mit dem süßen Erstarren des Herzens ist meine Jugend wiedergekehrt... Mir war zu Mut, als sei ich auf einem glänzenden Feste, ich erkannte in meiner Liebe ein solches Machtgefühl, daß es mir unmöglich schien, sie könne ohne Erwiderung bleiben... vermöge meines ganzen Wesens wollte ich als Antwort Leidenschaft hervorrufen... und wenn ich will, so will ich fest! Bis zum Schlusse sollen Sie Aufrichtigkeit von mir hören. Ich beschloß im Voraus, daß es so kommen sollte, wie ich gewollt — und ohne mich umzuschauen, warf ich mich in diesen Strudel..."

Habarow schwieg. Sein Gesicht nahm einen Ausdruck tiefer Bitterkeit an. Als ob es ihm schwer würde, die Schlußworte zu sagen, fuhr er langsam fort: „Mir entdeckte der Zufall, daß Sie Belajew früher gekannt haben ..., daß er der Vater Ihres Kindes ist, jenes selben..."

Er vollendete den Satz nicht und machte nur eine Bewegung mit der Hand.

„Weshalb Sie dies vor mir verbargen, weiß ich nicht", sprach er weiter. „Ich begann, Sie zu beobachten; Ihre Intimität mit Belajew konnte mir nicht verborgen bleiben ... ich begriff, daß Sie ihn lieben, daß Ihre Beziehungen niemals unterbrochen waren ..."

Er drückte seine Finger so ein, daß sie knirschten.

„Mich unter Ihr Glück und Ihre Liebe zu vergraben, wollte ich indes nicht. Ich gedachte, mich zu bezwingen und Ihr Freund zu bleiben ... dieser Gedanke verließ mich nicht ... und ich sehe keinen anderen Ausgang ..."

Einen Augenblick schwieg er; blaß, mit bebenden Lippen hub er wieder zu sprechen an: „Reißen Sie mit einem Mal diese Liebe aus meinem Herzen, lassen Sie mich der Wirklichkeit in das Auge sehen ... von Ihren Lippen will ich alles hören, was es für einen liebenden Menschen an Bitterkeit giebt ... ich will, daß Sie meine wahnsinnige Leidenschaft niedertreten ... von Ihnen will ich es hören, wie Sie ihn lieben und wie er Sie liebt! Ich brauche kein Erbarmen, kein Mitleid — töten Sie, töten Sie mich! ... Ich weiß alles! Ich weiß, daß Sie zum Stelldichein mit ihm gingen ... Erzählen Sie! Sprechen Sie!"

Vor Leidenschaft war er außer Atem gekommen, in seiner Stimme klangen erschütternde Laute, welche Anjutas Seele durchdrangen.

Das Unerwartete hatte sie überwältigt; sie fand nicht die Kraft, ein Wort zu sagen und saß unbeweglich. Entflammt durch dieses wilde Bekenntnis, klopfte ihr Herz heftig und sie glaubte, sie müsse die Besinnung verlieren. Aber

das dauerte nur einen Moment. Energisch erhob sie sich, ihre Augen leuchteten wie Sterne.

„Niemals, niemals habe ich Belajew geliebt!“ rief sie mit einer Stimme, die hell erklang wie eine Saite; „niemals bin ich zu einem Stelldichein mit ihm gegangen, und niemals bin ich Mutter gewesen ... hören Sie, niemals! Es war ein fremdes Kind, ein fremdes . . . ich habe Sie damals getäuscht.“

Ungeachtet ihrer Unruhe lag über Anjuta ein Hauch des Glückes gebreitet... ihre Augen glühten in strahlendem Glanz, die Brust atmete leicht und frei.

Bei den ersten Tönen ihrer Stimme stand Habarow, als hätte ihn ein Blitz getroffen. Die Diele schwankte unter seinen Füßen; alle Gegenstände verdoppelten sich und schwammen vor seinen Augen . . . ihm war, als ob ein Ozean neuer Hoffnungen, neuen Glückes, neuer Zukunft ihn überflutete ... ohne sich Rechenschaft zu geben, was er that, umschlang er Anjuta.

Wiederhole . . . wiederhole noch einmal, daß Du ihn nicht liebst!... sage, daß Du die Meine bist... ungeteilt die Meine!“

„Immer war ich die Deine, Du nur wußtest es nicht!“ antwortete ihm eine Stimme, die fast nicht wiederzuerkennen war in der Fülle des Glückes.

* * *

In dem abgelegenen Teil des Gromowschen Hauses, welchen die Dienerschaft bewohnte, in dem Zimmer der ersten Zofe Valeries war alles in voller Thätigkeit — Diener

und Dienstmädchen kamen und gingen, man sprach nur flüsternd. Agafja Iwanowna, die erste Zofe, saß vor einem großen Tisch, der mit Stücken schwarzen Zeuges beladen war, betrachtete dieselben nachdenklich, legte sie in Falten und hielt sie vor sich hin, um den Effekt besser zu beobachten.

Ein Geräusch wurde hörbar.

„Ich habe die Schneiderin gebracht", meldete der Diener.

„So rufe sie herein", sagte Agafja und stand auf. „Ah, Praskowja Ssemeonowna, treten Sie näher, wir erwarten Sie schon lange!"

Die Schneiderin, eine junge große Person mit entschlossenen Manieren, kam herein, nahm ihren schwarzen runden Hut ab und warf die Galoschen von den Füßen.

„Bin ich bei Ihnen so nötig?" begann sie lächelnd. „Beinahe hätte mich Ihr Stephan mit Gewalt hierher geschleppt. Ich aber sagte ihm: Nein, mein Lieber! Sie müssen warten. Ich komme erst dann, wenn ich mit allem fertig bin."

„Sagte er Ihnen nicht, was hier für ein Unglück geschehen ist?" fragte Agafja.

„Ich habe davon gehört. Euer General soll auf den Schienen zerdrückt sein. Was ist denn da weiter: ein überflüssiger Mensch weniger auf der Welt."

„Ach, Praskowja Ssemeonowna, wie können Sie so etwas sagen", fiel ihr Agafja mit Entsetzen ins Wort. „Wir alle sind wie dumm geworden, schon den zweiten Tag kommen wir nicht zu Sinnen, seitdem wir dieses Telegramm erhielten."

„Nun? Und man hat ihn tot aufgehoben?" fragte

Praskowja Ssemeonowna, indem sie mit Kennerhand die Zeuge auseinander legte und die Schnitte aus der Tasche nahm.

„Nicht aufatmen konnte er mehr“, flüsterte Agafja, „Brust und Kopf sind zerschmettert. Ohne Abendmahl ist er dahingegangen, seine Tasche mit den Papieren hat man neben ihm gefunden.

Julies Stubenmädchen, die stumpfnäsige Dunjascha, hielt es nicht länger aus, auch sie mußte sich in die Unterhaltung mischen; hastig, so daß sie fast jedes Wort verschluckte, begann sie zu erzählen.

„Mir hat es das Fräulein gesteckt, die Herrin habe dem Doktor einen Brief geschrieben — er solle die Leiche bringen und einen Glassarg bestellen . . .“

„Was Du mit Deinem Fräulein für Zeug zusammenschwätzest!“ bemerkte streng Agafja. „Rede nicht über Dinge, die Du nicht verstehst.“

„Welchen Doktor meint sie?“ fragte die Schneiderin.

„Den Doktor aus Kljutschi, Pawel Jljitsch“, antwortete mit wichtiger Miene Agafja; „unser General hat ihn immer sehr gnädig empfangen, ihm sein Vertrauen geschenkt, kann man wohl sagen. Da hat ihn nun die Herrin geschickt, damit er an Ort und Stelle alles in Erfahrung bringe.“

Sie seufzte und schüttelte den Kopf.

„Ja“, lächelte die Schneiderin und zwinkerte mit den Augen, „wen hätte sie sonst auch schicken sollen? Und mit welchem Vergnügen er's übernommen haben wird? Er hat sich wohl selbst angeboten. Uebrigens warum sitze ich hier . . . ich muß zu Valerie Pawlowna — erstens um ihr zu

ihrem Witwentum zu gratulieren, und zweitens um sie zu fragen, welche Façon sie für das Trauerkleid wünscht."

Wie sie sich zum Gehen anschickte, kam Julie in das Zimmer und lief auf sie zu.

„Mein Seelchen, Praskowja Ssemeonowna, vor allem nähen Sie mir ein Kleid! Ich schäme mich, vor den Leuten sehen zu lassen; bereits der dritte Tag, daß der Vater gestorben ist, und ich habe kein Trauerkleid. Mein schwarzes Seidenkleid, Sie wissen es ja, hat einen bunten Besatz und den kann man doch nicht abtrennen. Machen Sie mir schnell ein Tuchkleid mit Schleppe und Kreppbesatz."

„Es ist gut, gut", sagte die Schneiderin. „Warten Sie, jetzt gehe ich zu Valerie Pawlowna und dann kann ich mich mit Ihnen beschäftigen."

„Wie vergleichen Sie mich mit ihr!" rief Julie, vor Zorn rot werdend; „es ist wirklich lächerlich; ich habe ja nur einen Vater — ein zweites Mal kann er ja nicht sterben! Und sie wird vielleicht noch viele Männer haben . . ."

„Beruhigen Sie sich, zur Beerdigung wird alles fertig. Wann ist die Beerdigung?"

„Wenn die Leiche hier ist. Gestern Abend schickten wir Pferde, drei Troiken, zur Station; morgen müssen sie ihn bringen. Man hat eine neue Uniform geschickt, alle Orden, so gegen acht Orden — lauter neue Wäsche! Sagen Sie selbst: der Tote in voller Parade, und ich, die Tochter, habe kein Trauerkleid!"

„Alles wird fertig", lachte die Schneiderin. „Ich bitte Sie, Julie Abramowna, mich durchzulassen."

„Gehen Sie doch jetzt nicht zur Mama — was rede

ich auch! — Sie ist ja für mich keine Mama mehr — einfach Valerie. Gehen Sie jetzt nicht zu ihr. Sie und Dmitrij Jefimowitsch besprechen sich über die Erbschaft, flüstern über das Gut, verschließen sich vor mir. Was kümmert's mich, ich fürchte mich nicht! Das Vermögen gehört mir und sie erhält nur den siebenten Teil; ich lasse mir meine Onkel kommen, damit ich gleich in den Besitz eingeführt werde. Bis die Zeit kommt, will ich schweigen, dann aber zeige ich, daß ich die Herrin bin. Ohne meine Zustimmung haben sie Lisaweta Petrowna bei uns im Flügel gelassen — sie hat das Nervenfieber und kann uns alle anstecken; das ist Unordnung, weiter nichts!"

Agafja Iwanowna vermochte nicht länger an sich zu halten. „Sie Schamlose!" rief sie. „Soll man sie etwa hinauswerfen, wenn sie ohne Besinnung liegt? Haben Sie vielleicht zu wenig Platz für sich?"

„Nicht zu wenig Platz; weshalb aber nehmen sie Alenins nicht zu sich? Anna Feodorowna pflegt sie und bleibt sogar die Nacht bei ihr. Nun, dann kann sie auch die Kranke zu sich nehmen."

„Sie sind wohl neidisch auf Anna Feodorowna? Pflegen Sie doch selbst die Kranke."

„Ich bitte Sie, mir solchen Unsinn nicht zu sagen. Was soll das heißen! Alle nehmen sich solche Freiheiten!"

Julie ging unzufrieden hinaus; die Schneiderin war schon lange nicht mehr da.

In der That war Habarow bei Valerie; auf dem Tisch vor ihnen lagen Pläne, Dokumente und das Gesetzbuch.

Valerie hatte in diesen Tagen sehr abgenommen, gleich-

zeitig sprach ihr Gesicht und ihr ganzes Wesen, wenn auch zaghaft, beängstigt und mißtrauisch von einem neuen Leben. Obgleich das Gespräch über geschäftliche Gegenstände sich verbreitete, so nahm ihr Blick mitunter einen träumerischen Ausdruck an und richtete sich in die Ferne, als ob dort sich zauberische Bilder formten.

„Wieviel also kommt mir als siebenter Teil zu?“ fragte sie, sich sammelnd.

„Etwa tausend Dessjatinen“, gab Habarow zurück; „das beste wäre, falls Sie von hier fortziehen sollten, den Bugrowschen Teil zu nehmen; dort ist ein Wohnhaus nebst allem Zubehör. Aber daß Sie das Herrenhaus verlassen, steht ja sobald nicht in Aussicht“, fügte er eilig hinzu.

Valerie sah ihn an, lächelte, schaute sich um und machte eine Bewegung unaussprechlicher Verachtung.

„Gott mit ihm, mit diesem Haus ... für welches ... in welchem ich ...“

Sie sprach nicht aus und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Habarow beschäftigte sich wieder mit den Plänen.

„Was denken Sie — weshalb kommt Belajew nicht?“ fragte Valerie nach ziemlich langem Stillschweigen.

„Ich denke, er ist auf der Station geblieben, um wegen Ueberführung der Leiche Verhandlungen zu treffen.“

„Ach nein, nein, das liegt gar nicht in seinem Charakter! Alles ist Terentij und dem Verwalter anvertraut. Belajew wird sich nicht einmischen und deshalb ist er auch gar nicht mitgefahren.“

Habarow schwieg. Valerie wurde, wie er wohl wußte, durch den Umstand beunruhigt, daß Belajew seit seiner Ab-

reise ihr nicht eine Zeile geschrieben hatte und ihr überhaupt keine Nachricht zukommen ließ; als ob er ins Wasser gefallen wäre.

„Das Trauerjahr denke ich im Auslande zu verbringen“, sagte Valerie nachdenklich, „in Frankreich oder Italien; vielleicht werde ich auch dort einsam sein . . .“

Eine Thräne zeigte sich auf ihrer Wimper. Habarow empfand Mitleid mit ihr; er nahm ihre Hände und küßte dieselben.

„Peinigen Sie sich nicht nutzlos“, sagte er. „Wissen Sie nicht, daß nach dem Sturm die Sonne noch heller leuchtet?“

Er lächelte, als er das sagte, und Valerie überraschte — nicht zum ersten Male — ein besonderer Ausdruck seines Gesichtes wie der Widerschein eines Glanzes, der ihn nicht verließ, ob er sprach oder schwieg, thätig war oder sich ausruhte.

„Für Sie hat ja, wie es scheint, diese Sonne schon durchgeblickt“, bemerkte sie mit einem traurigen Lächeln.

Habarow errötete leicht und stand auf.

„Ich sehe, daß Sie nicht aufgelegt sind, von Geschäften zu reden“, sagte er. „Man kann Ihnen jetzt nichts auseinander setzen. Ueberhaupt ist es besser, damit bis nach der Beerdigung zu warten.“

„Wohin wollen Sie jetzt?“

„Ich will Lisaweta Petrowna besuchen.“

„Ich war heut morgen dort. Sie hat mich erkannt; Anjuta Alenin ist die ganze Zeit bei ihr.“

Habarow ging hinaus; statt seiner kam die Schneiderin mit einem Stück schwarzen Stoffes, mit Schnitten und Schere.

Lisaweta Petrowna lag mit halbgeschlossenen Augen, jung und hübsch, in demselben Zimmer, wo sie noch unlängst einen gefährlichen Angriff auf Anjuta unternommen hatte. Jetzt war sie hilflos und schwach wie ein Kind; Anjuta, die vielleicht gerade infolge der ausgestandenen Leiden eine Neigung zu ihr fühlte, pflegte sie, wie man ein Kind pflegt. Eine Phase der fürchterlichen Phantasien war zu Ende, Lisa hatte aufgehört, sich aufzuregen und zu sprechen und lag in ungestörter Ruhe, zumeist mit einem Lächeln auf den Lippen. Häufig kam sie zu sich, erkannte alle und versuchte dabei sich aufzurichten, indem sie versicherte, sie sei gesund geworden; bald eintretender Schlummer störte indes diese Versuche.

Anjuta stand am Fenster, für die Kranke ein Glas Mandelmilch umrührend, als ein leichtes Geräusch sie veranlaßte, sich umzublicken.

An der Thür stand Habarow, ihre Augen begegneten sich und etwas unaussprechlich Frisches, Glückliches, Vertrauensvolles ging durch ihre Gesichter.

Sogleich befand sich Anjuta neben ihm — ihre Hände waren in den seinen.

„Du hast diese Nacht wieder nicht geschlafen?“ fragte er flüsternd.

„Ich habe wenig geschlafen“, gab sie freudig zurück. „Du weißt, daß ich aus meinem Hause verjagt bin . . . Ljuba fürchtet sich, daß ich sie mit dem Nervenfieber anstecke; sie schrieb mir einen Zettel, ich solle nicht kommen.“

Habarow lächelte; konnte jetzt Anjuta irgend eine Krankheit nahen? Verjagte nicht das reiche Glück, welches

ihre Seele erfüllte, alles Ungesunde, wie das Licht den Schatten verjagt?

Ein Stubenmädchen, welches auf Valeries Befehl Anjuta bei der Pflege Lisaweta Petrownas unterstützte und sie während der Nacht ablöste, kam in das Zimmer, Habarow ging hinaus.

XXIV.

An demselben Abend hatten sich bei Valerie Gäste versammelt; es waren die nächsten Nachbarn, die sich freuten, eine Gelegenheit zur Zerstreuung zu haben und die „untröstliche Witwe", wie sie Valerie nannten, zu besuchen; alle hielten sich versichert, daß sie über den Tod des Generals entzückt sei und beeilten sich zu sehen, wie sie ihre Rolle als „Untröstliche" spielen würde.

„Wie sie sich mit dem Trauerkleid beeilt hat!" sagte lachend eine Dame, indem sie sich mit ihrer Freundin in den Wagen setzte, welcher sie nach Sawialowo bringen sollte; „sie hat mir die Schneiderin geradezu aus den Händen gerissen, so daß mein Kleid bis jetzt unfertig herumliegt."

„Das ist nichts Wunderliches", antwortete die Freundin, indem sie sich die schwarzen Lederhandschuhe anstreifte und listig lächelte, „sicherlich erwartet sie Belajew und will sich ihm poetisch als verwitwete Schloßherrin zeigen. Trauer wird sie kleiden, diese Kreppbesätze, Pleureusen, die lange Schleppe... das alles ist sehr effektvoll und sehr pikant..."

Auf dem Wege trafen sie sich mit anderen Nachbarn, welche auch dorthin fuhren und bewillkommneten sich. Das bei allen herrschende Gefühl war Neugierde und angenehmer

Nervenkitzel in der Erwartung eines nicht alltäglichen Schauspiels.

Wie sie dem Hause sich näherten, bemerkten sie, daß die Dienerschaft den Empfang der Leiche bereits vorbereitet hatte; der Weg zum Portal war mit Tannenzweigen bestreut.

Inmitten eines Haufens von schwarzen Zeugen, Wolken von Krepp, Spitzen und Bändern saß die Schneiderin Praskowja Ssemeonowna in einem kleinen Eckgemach, unweit vom Gastzimmer, in welches sie oft blickte, um dem Gespräch der Gäste zu lauschen, das unter dem Jammern der Felissata Petrowna zu ihr drang.

„Agafja Iwanowna, kommen Sie für einen Augenblick hierher“, wandte sich die Schneiderin zur Wirtschafterin, die im Nebenzimmer mit den Schlüsseln rasselte und aus dem Schrank das Theegeschirr nahm; „reichen Sie jetzt schon Thee, ehe es neun Uhr geschlagen? Sicherlich hat Ihnen Valerie Pawlowna befohlen, die Gäste früher wegzuschaffen.“

„Nein, ich thue es von selbst“, antwortete unzufrieden die Wirtschafterin, „der Teufel mag wissen, weshalb sie sich hierher geschleppt haben — Gott verzeih's! Um der Herrin noch mehr Unruhe zu machen und Verleumdungen über sie in der Stadt auszusprengen.“

„Hören Sie, Agafja Iwanowna, worüber grämt sich Ihre Herrin?“ fragte neugierig mit gesenkter Stimme die Schneiderin; von hier aus kann ich beobachten; nicht ein Wörtchen spricht sie zu den Gästen . . . läuft von ihnen fort auf die Terrasse, geht da auf und ab, weiß wie die Wand.

Die Wirtschafterin schüttelte den Kopf.

„Er hat ja — sei ihm der Himmel gnädig! — kein Testament gemacht“, sagte sie flüsternd und beugte sich vor, um zu horchen, da Felissata Petrowna kläglich zu sprechen begann.

„Wie haben sie gelebt!“ rief die Oserow, welche sich beeilte, die Abwesenheit Valeries sich zu Nutze zu machen, „man kann wohl sagen: ein Herz und eine Seele. Ach mein Täubchen hat nicht lange geherrscht!“

Sie blickte durch die Thür, durch welche Valerie gegangen war, und fügte listig lächelnd hinzu: „Aber darüber zu sprechen, erlaubt sie nicht; sie thut so streng in dieser Hinsicht, daß es ein Jammer ist; kaum redet man etwas über ihre Liebe und Eintracht, so runzelt sie die Stirn und ist aus dem Zimmer hinaus.“

„Das nenne ich wahres Gefühl!“ mischte sich spöttisch einer der Gäste ein, den anderen zuzwinkernd und sich bemühend, die Unterhaltung zu verlängern, welche ihn belustigte.

In diesem Augenblick schlug die Terrassenthür zu und aus dem Korridor hörte man das Rauschen eines Seidenkleides. Valerie ging bei der Wirtschafterin und Schneiderin vorüber, ohne dieselben zu bemerken. Ihre Augen schweiften so sonderbar umher, die Tritte waren langsam und unsicher. Sie befand sich in äußerst peinlicher Stimmung: die Erwartung des finsteren Trauerspieles mit allen seinen trübseligen Attributen erfüllte sie mit unerträglicher Qual. Es schien ihr, daß allein die Gegenwart Belajews, daß ein Blick auf sein Gesicht ihr Mut und Kühnheit geben würde, er aber ließ sie allein. Sie wollte schreien, schluchzen, jemand

anflehen, daß dies alles schneller endigen möge... Felissata Petrowna mit ihrem Gewimmer und Kopfschütteln brachte sie vollends aus der Geduld, so daß sie nicht wußte, wohin sie sich vor ihr flüchten sollte.

Bei ihrem Eintritt in das Gastzimmer verstummten alle Gespräche und die Gäste fuhren zusammen, wie es gewöhnlich beim Erscheinen einer berühmten Schauspielerin der Fall ist, von welcher man ungewöhnliche dramatische Effekte erwartet.

Valerie aber dachte nicht an die Gäste, sie war so bewältigt durch ihre peinigenden Gedanken, daß sie achtlos vorwärts ging, bis sie vor einem kleinen runden Tischchen stehen blieb, an welchem in schwarzseidenem Kleide Ljuba, anziehend und ernst, saß und zerstreut in einem Album blätterte.

„Weshalb sind Sie in Trauer?" fragte Valerie. Sie setzte sich neben Ljuba und strich mit der Hand über deren Kleid. „Sie sind ja Braut und müßten glücklich sein — nicht wahr?"

Ohne indes die Antwort abzuwarten, begann sie in den Büchern zu suchen, welche auf dem Tisch lagen.

„Wissen Sie was?" hub sie flüsternd an und gab sich dem in ihrer Seele kochenden Gefühl vollständig hin: „Mir steht Schreckliches bevor . . . ein Vorgefühl beängstigt mich . . . erlebten Sie jemals, daß Ihnen jeder Augenblick wie eine Ewigkeit erscheint?"

Sie hatte kaum Zeit gehabt, diese Worte zu vollenden, als blaß und aufgeregt Anjuta in das Gastzimmer kam.

„Valerie Pawlowna", sagte sie, „gehen Sie auf einen Augenblick in den Flügel, wenn es Ihnen möglich ist."

„Wie? Geht es Lisaweta Petrowna schlechter?" fragte Valerie, der Gelegenheit sich freuend, ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben.

Eilig ging sie Anjuta nach, welche im Korridor anhielt und sagte: „Es geht ihr nicht schlechter. Sie ist vollständig bei Bewußtsein, aber sie spricht so sonderbare Sachen."

„Was denn?"

„Sie werden es hören", sagte Anjuta, mit den Achseln zuckend; „sie bestand darauf, daß ich Sie hole — zuerst wollte ich nicht, aber ich sehe deutlich, daß sie sich nicht im Delirium befindet."

„Mich? Wie sonderbar!" bemerkte Valerie, welche ihre Schritte beschleunigte. „Hat sie Ihnen nicht gesagt, worüber sie mit mir sprechen will?"

„Sie hat es gesagt — aber es klingt so unglaublich. Warten wir ab, bis sie es vor Ihnen wiederholt."

Eilig gingen sie durch die hölzerne Galerie, welche den Flügel vom Hause trennte.

Lisaweta Petrowna saß, von Kissen umringt, auf dem Bett und trank Thee.

„Endlich sind Sie gekommen", sagte sie in launischem Ton und stellte die Tasse auf den Tisch; „diese Anna Feodorowna ist so unausstehlich! Ich erkläre ihr, in begreiflicher Sprache, wie mir scheint — sie glaubt nicht."

„Nun, sagen Sie mir, was Sie brauchen, was Sie beunruhigt", antwortete Valerie und neigte sich aufmerksam zu der Kranken.

„Ich muß sofort ein Telegramm an Pawel Iljitsch Belajew schicken des Inhalts, daß ich das Nervenfieber habe."

Als sie den Ausdruck der Verwunderung in Valeries Augen bemerkte, fuhr sie ungeduldig fort: „Lassen Sie sich sagen, daß ich kein Mädchen bin, wofür Sie mich halten. Ich wollte niemand sagen, ich sei Pawel Jljitschs Frau — ich hatte meine Gründe — und Pawel Jljitsch hat es auch niemand gesagt.“

Valerie wandte sich scharf zu Anjuta um.

„Sie ist im Delirium“, sagte sie laut.

„Ich denke nicht“, antwortete Anjuta; „was sie sagt, wäre ja möglich.“

Lisaweta Petrowna runzelte die Stirn und sprach mit der Reizbarkeit einer Kranken: „Wie das langweilig ist! Und weshalb wundern Sie sich alle? Und was geht es Euch an? Nun, mit einem Wort, schickt ein Telegramm an Belajew, unverzüglich soll er zu mir kommen, weiter brauche ich nichts.“

„Gut, wir werden's abschicken“, sagte Anjuta. „Aber wenn Sie wirklich seine Frau sind, warum sollten wir uns nicht wundern, daß sie beide dies verheimlichten!“

„Wer ist verpflichtet, der ganzen Welt über seine Familienangelegenheiten Rede zu stehen! Und wen kann es angehen, daß wir Mann und Frau sind? Es war uns eben bequemer, als unverheiratet zu gelten. Uebrigens legte ich gar kein Gewicht darauf, mir war's sogar langweilig ... jetzt aber, wo ich krank bin, das Nervenfieber habe und vollständig einsam in fremdem Hause liege ... wünsche ich ... Nun, mit einem Wort, ich will, ich will, daß mein Mann zu mir kommt, bei mir sitzt“, rief Lisa mit krampfhaftem Eigensinn und fiel, erschöpft durch die lange Rede, schwer atmend auf das Kissen zurück.

Valerie wandte den starren Blick, der so viele Zweifel, Fragen und geheimes Entsetzen ausdrückte, nicht von ihr.

Listig, mit schwachem Lächeln, sagte Lisaweta Petrowna: „Wenn Sie mir nicht glauben, so öffnen Sie meinen Koffer, suchen Sie . . . da liegt mein Paß; Sie finden auch Briefe von ihm. Seine Handschrift ist Ihnen ja bekannt", fügte sie mit einem Blick auf Valerie hinzu.

Ohne ein weiteres Wort zu sagen, warf Valerie mit krampfhafter Hand den Deckel zurück; zwischen dunklen Kleidern war ein Papier zu sehen; sie nahm dasselbe und las den Namen der Frau des Doktors Belajew; als ob es dieses Beweises noch nicht genug wäre, durchwühlte sie den Koffer, um nach den Briefen zu suchen, von denen Lisa gesprochen hatte; und wirklich fand sie zuletzt ein zerknittertes Blättchen, auf welchem mit einer ihr bekannten Hand geschrieben war: Liebe Lisa, ich habe eine Wohnung in der Stremjannaja gefunden. Deine Mutter kann bei uns wohnen . . .

Valerie schlug den Koffer zu und setzte sich. Sie saß starr da und man hätte glauben können, sie sei ruhig, wenn nicht die Leichenblässe ihres Gesichtes ihre innere Erregung verraten hätte.

Mitleidig und voll Unruhe blickte Anjuta auf sie und konnte sich nicht entschließen, sie anzureden, obgleich sich vom Hof Lärm der Dienerschaft vernehmen ließ.

„Mit der Absendung des Telegrammes wollen wir noch warten", sagte sie, sich zu Lisa neigend; „vielleicht kommt Pawel Iljitsch gleich selbst."

Lisa nickte nur und schloß darauf die Augen; wieder begann die Fieberhitze.

Leise faßte Anjuta Valeries Hand.

„Kommen Sie zurück“, sagte sie; „es scheint jemand angekommen zu sein, vielleicht Pawel Iljitsch.“

Mechanisch gehorchte Valerie. Wie sie durch die Galerie gingen, drangen Rufe zu ihnen.

Ein Telegramm? . . . Woher? . . . Wer hat es gebracht?

Wahrscheinlich ist's von der Station, antwortete jemand. Jetzt werden wir alles erfahren.

Valerie vernahm noch die Worte, achtete aber nicht auf dieselben, jetzt war ihr alles gleich. Die eben vernommene Neuigkeit ließ sie noch nicht zu sich kommen.

„Valerotschka“, ertönte die niedergeschlagene Stimme der Felissata Petrowna; „bereite Dich vor, meine Freundin! Ein Telegramm für Dich . . . sicherlich die näheren Umstände von dem Tode unseres unvergeßlichen Freundes.“

Sie schluchzte auf. Aus Saal und Vorzimmer erklang vielstimmiges Gespräch.

„Hat man's der Herrin gemeldet?“ hörte sie die besorgte Stimme der Wirtschafterin.

Valerie fuhr zusammen und ging schnell bei der Mutter vorbei durch die Zimmerreihe in den Saal, wo alle versammelt waren. Auf dem Hofe ertönte Stampfen der Pferde und dumpfes Geräusch der Sprechenden.

„Wo ist das Telegramm?“ fragte Valerie abgebrochen. Wahrscheinlich von Belajew, dachte sie und bei dem Gedanken an die eben erlebte Qual zogen sich ihre Lippen zu bittrem

Lächeln zusammen. O, er wird dafür büßen! rief es in ihr und in ihrem Kopfe wühlten Pläne der Rache.

Sie riß das Kouvert auf, gierig durchliefen ihre Augen das Telegramm. Aber was ist das? . . . Ist's Traum? . . . Eine Hallucination? Kalter Schweiß trat ihr auf die Stirn, die Hand, welche das Telegramm hielt, sank herab und ihre Augen nahmen einen solchen Ausdruck des Entsetzens an, als ob sich ihnen etwas Ungeheuerliches vorstellte, das Licht, Leben und Freiheit vernichtete.

„Valerotschka, was ist mit Dir?" rief Felissata Petrowna, indem sie zur Tochter stürzte und sie bei der Hand nahm; sie hatte diese Worte noch nicht beendet, als Valerie wankte und ohne Besinnung auf die Diele fiel.

Die Gäste drängten sich um sie; alle wollten wissen, um was es sich handle. Felissata Petrowna nahm das Telegramm aus den zusammengepreßten Fingern der Tochter und las es leise.

„Gott Vater!" schrie sie plötzlich auf und lief hin und her. „Agafja! Feodor! Stephan! Er lebt ja, lebt! Unser General ist lebendig! lebendig! Unser General, unser Väterchen ist ja lebendig! Ach, lauft schnell, räumt alle diese Vorbereitungen zu dem Begräbnis fort, im Handumdrehen wird er selbst hier sein!"

Geschäftig gab sie der Dienerschaft Befehle, sprach zu den Gästen und lief wieder zu Valerie.

„Valerotschka, meine Tochter! komm zu Dir. Was ist mit Dir? Er lebt ja, Dein Gemahl ist lebendig! Vor Freude hat sie die Besinnung verloren", erklärte sie den

Gästen, welche nur mit Mühe ein spöttisches Lächeln zurückdrängten. Das Glück, das Glück hat sie überwältigt."

Man hob Valerie auf, brachte sie auf das Sopha, umringte sie mit Kissen und gab ihr allerlei zu riechen, um sie wieder zum Leben zu bringen.

Betäubt von der unerwarteten Nachricht, drängte die Dienerschaft zum Saal hinaus und beeilte sich, die trüben Vorbereitungen zum Empfang der Generalsleiche bei Seite zu schaffen. Alle drückte eine Art Schuldbewußtsein, alle kannten seine Furcht vor dem Tode. Augenblicklich verschwanden die Trauerstoffe in den Kommoden von Agafja Iwanowna; die Fuhren mit Tannenzweigen, welche am Tage vorher gebracht waren, um den Weg vom Haus bis zum Kirchhof zu bestreuen, wurden eilig in die Remisen geschoben.

XXV.

Bange Stille herrschte im Gromowschen Hause. Den General hatten auf der Station seine Leute und Equipagen empfangen, die nach seiner Leiche gekommen waren; darüber hatte ihn eine solche Wut erfaßt, daß er krank wurde. Die Dienerschaft ging auf den Fußspitzen, und wenn einer von ihnen den Versuch zum Sprechen machte, so winkten die anderen sofort mit der Hand, damit er stillschweige.

Der Arzt aus der Stadt behandelte den General, denn Belajew war noch immer nicht gekommen. Gromow allein konnte seinen Aufenthalt kennen, er wußte auch, weshalb er noch nicht zurückgekehrt, da er, wie er sich verschnappte,

Belajew gesehen und mit ihm auf der Station gesprochen hatte; wie er indes die allgemeine Neugier sah, verriet er aus Rache nichts über den Aufenthalt des Kljutschischen Doktors.

Keine Rechtfertigung vermochte Gromow in der Ungerechtigkeit seines Zornes gegen die Seinen zur Vernunft zu bringen. Er hatte eine entsetzliche Furcht vor dem Tode; die Voraussetzung, er könne so einfach und schnell sterben, galt ihm als eine undenkbare Beleidigung.

„Mein Lebtag vergeß ich's nicht", sagte er Aug' im Auge zu Habarow und schlug sich vor die Brust; „eher würde ich mir die rechte Hand abhauen, als Dich so zu beleidigen, wie Du mich, Deinen guten Kameraden, beleidigt hast. Ich würde dem Menschen alle Zähne einschlagen, der zu behaupten wagte, Du seiest auf den Schienen zerquetscht und ohne Abendmahl gestorben."

„Darin liegt nichts Unehrenhaftes für Dich", erwiderte Habarow; „ist doch der General gestorben, den man für Dich gehalten hat und viele Deiner Bekannten sind getötet."

„Meinetwegen der Teufel mit ihnen! Sterbe, wer will — nur mich soll der Tod nicht anfassen."

Das Mißverständnis war durch ein einfaches Versehen entstanden, wie es häufig bei Unglücksfällen auf Eisenbahnen vorkommt. Als Valeries Telegramm eintraf und man die Leiche des Generals Gromow unter den Getöteten zu suchen begann, deutete man auf einen starken hohen Mann in Generalsuniform mit zerquetschten Gliedern und unkenntlich gewordenem Gesicht. Den Irrtum beförderte, daß neben dem Getöteten eine abgerissene Tasche mit

allen Papieren und Dokumenten Gromows gefunden wurde. Da bei solchen Vorfällen die Einbildungskraft eine Hauptrolle spielt, so bestätigten viele, die Gromow von Angesicht kannten, fast mit einem Schwur, daß es sein Körper sei, wodurch der Stationschef veranlaßt wurde, ohne zu schwanken ein Telegramm mit dieser Nachricht nach Sawialowo abzuschicken.

Die Rettung des Generals war indes sehr einfach vor sich gegangen; die Waggons der ersten Klasse blieben unverschlossen; als die Passagiere die drohende Gefahr begriffen, hatten sie im ersten Moment fast die Besinnung verloren. Gromow, welcher dem Eingang zunächst saß, kam als Erster zu sich. Er warf sich zur Thür, hinter ihm aber stand eine ganze Schar verzweifelter Passagiere, die auf ihn drückte. Gromow fühlte, daß er sich an etwas mit seiner Tasche angehakt hatte und während er die Riemen abriß, zwängte sich an ihm vorbei eine wie im Krampf gekrümmte Hand und öffnete die Thür. In demselben Augenblick fiel er hinaus; das Letzte, was vor seinen Augen vorüberzog, war ein von den Rädern des Waggons herumgeschleuderter Körper.

Gromow verlor die Besinnung. Als er wieder zu sich kam, bemerkte er, daß er auf dem noch warmen Körper eines jungen Offiziers lag, welcher während des ganzen Weges die Gesellschaft belustigt hatte; jetzt lag er mit zerquetschtem Schädel und das Blut floß noch aus der Wunde. Unfern lag ein auf den Schienen zerdrückter Mann in Generalsuniform. Mit Entsetzen wendete sich Gromow ab — solchen Bildern des Jammers wollte er nicht weiter

begegnen, für nichts in der Welt wäre er jetzt auf die Station gegangen, von welcher das Geschrei der Verwundeten und das Stöhnen der Sterbenden zu ihm drangen. Mit der Absicht, von dieser Stelle so weit wie möglich fortzueilen, sah er sich um. Den Berg hinunter, mit Gemüsegärten zu beiden Seiten, führte ein schmaler Weg, welchen zu benutzen er sich entschloß, da er annahm, derselbe führe zu einem Wohnhaus. Bald begegnete er einem Bauer, der ihn willig auf seinen Leiterwagen nahm und bis zum nächsten Dörfchen brachte. Hier fühlte sich Gromow weit von der Gefahr, wurde heiterer und mutiger, trank Thee und zwei Glas Schnaps und streckte sich zum Schlafen aus. Dieser ritterliche Schlaf währte bis zum nächsten Abend, wo ihn Belajew aufweckte.

Als Belajew auf die Station gekommen war und den General weder unter den Toten noch Lebenden gefunden hatte, zog er Erkundigungen ein und kam ihm bald auf die Spur; nachdem er ihm sorgfältig untersucht und sich überzeugt hatte, daß derselbe keine Verletzungen davongetragen, riet er ihm, so schnell wie möglich ein Telegramm nach Sawialowo zu schicken. Der General wollte ihn mit sich nehmen, Belajew aber drehte nachdenklich seinen Schnurrbart und schüttelte verneinend den Kopf — übrigens erklärte er sich einverstanden, Gromow bis zur Station zu begleiten.

Auf der Station fand Gromow die Equipagen und seine Leute, welche für ihn einen Sarg bestellen sollten. Das Uebrige erkärte sich von selbst.

„Der Teufel hat ihn geplagt, so ein Stück aufzuspielen!“ sagte Arkadij zu seiner Mutter; „meine Hochzeit

ist vor der Thür und mit ihm, als dem Vormund, müßte man sich aussprechen, aber man kann ihm gar nicht zu nahe treten."

„Nein, tritt ihm nicht zu nahe", flüsterte, mit dem Finger drohend, Felissata Petrowna, die Galle ist ihm in's Blut getreten! Gott! Wie der Böse uns heimsucht! Und das alles durch diese vermaledeite Lisaweta Petrowna; sie ist mit ihren Lügen gekommen und wir haben die Ohren gespitzt!"

„Schelten Sie sie nicht; man sagt, sie liege im Sterben. Wo ist Valerie? Weshalb wälzt sie sich auf dem Bett, da sie doch gesund ist? Gestern kam Ljuba zu ihr und sie empfing sie nicht. Was sind das für Faxen!"

„Ich begreife Valerie nicht mehr", sagte Felissata Petrowna und schüttelte trübselig den Kopf. „Seit der Ankunft des Generals ist sie wie umgewandelt. Gestern nähere ich mich ihrem Schlafzimmer. Valerotschka mache auf, rufe ich. Sie schweigt. Ich schließe die Thür auf und gehe hinein. Ich sehe, wie sie in der Kommode kramt. Was wollen Sie, Mutter? Und sie wirft die Kommode zu, und ihr Gesicht sieht so schrecklich aus!... Ach, ich fürchte für sie, ich fürchte, Arkascha."

Verächtlich zog Arkadij die Lippen zusammen, zuckte die Achseln und begab sich zur Schwester.

Valerie lag im Bett, ihre Augen glänzten im Fieber, aber nicht das geringste Anzeichen von Krankheit oder Schwäche war in diesem biegsamen Körper voll Kraft und Leben zu bemerken; ihre Haltung erinnerte an ein wildes Tier, das in eine Falle gejagt ist und sich zu einem verzweifelten

Sprunge anschickt, um mit einem Ruck die Fessel zu zerreißen oder umzukommen; dasselbe ungleichmäßige Atmen, derselbe Glanz in den Augen, dasselbe nervöse Zittern der Muskeln... Arkadij sah sie aufmerksam an; sie wandte sich ab, nahm ihr mit prachtvoll gesticktem Wappen bereits zerknittertes und zerrissenes Taschentuch und riß mit den Zähnen kleine Zipfel ab, ohne den Bruder zu beachten.

„Nun, stehen die Sachen so schlecht?“ fragte er.

Sie schwieg.

„Weshalb hast Du gestern Ljuba nicht zu Dir gelassen?“

„Lasse mich gefälligst in Ruhe!“

„Weiß der Teufel, was mit Euch allen ist! Auch Ljuba und ich leben wie im Katzenjammer! Sonntag lassen wir uns trauen — damit abgemacht; wir können es auch ohne Brautvater.“

„Meinetwegen könnt Ihr gleich getraut werden. Lasse mich in Ruhe!“

„Lisaweta Petrowna liegt im Sterben — der Doktor hat's mir gesagt“, bemerkte Arkadij, indem er aufstand.

Valerie fuhr zusammen.

„Wie ... ist es wahr? ... hat man telegraphiert oder nicht?“

„Wem? Du phantasierst selbst.“

Valerie stand auf, zog die Pantoffeln an, warf über das aufgewühlte Haar ein schwarzes Spitzentuch und ging eilig in den Flügel, wo sie Habarow und Anjuta fand, die sich leise unterhielten.

„Anna Feodorowna, haben Sie dem Wunsche der Kranken gemäß Belajew telegraphiert?“ fragte Valerie.

„Nein, ich habe eben darüber mit Dimitrij Jefimowitsch gesprochen; wir wissen ja nicht, wo Belajew ist und wohin man ihm telegraphieren soll. Ich will zu Ihrem Mann gehen und von ihm alles herauszubekommen suchen, was er über Belajew weiß.“

„Ja, ja, gehen Sie... bitte gehen Sie gleich. Er ist in seinem Kabinet. Ich werde während dessen für Sie hier bleiben.“

Anjuta ging hinaus.

„Wie ist's mit ihr?“ erkundigte sich Valerie bei Habarow, indem sie mit dem Kopf zum Krankenzimmer winkte.

„Schlimm; sie hat vollständig die Besinnung verloren.“

Auf den Zehen ging Valerie hinter die spanische Wand. Lisa lag auf dem Rücken wie ein Balken und rührte sich nicht; ihre halbgeöffneten Augen waren umflort; ein träumerisches Lächeln lag auf ihren regungslosen Lippen; alle Züge nahmen sich feiner, zarter und schöner aus. Keine Spur eines Leidens war auf diesem Antlitz zu sehen, welches von einem ruhigen Glück sprach.

„O glücklich! glücklich!“ flüsterte Valerie, als sie wieder zu Habarow zurückgekehrt war. „Es ist, als ob sie ihr Glück und ihre Freiheit fühlt... ohne Leidenschaften! Ohne Schrecken der Existenz!“

Sie rang die Hände über den Kopf und unwillkürlich entrang sich ein Stöhnen ihrer Brust.

„Hören Sie auf“, sagte beunruhigt Habarow und ergriff ihre Hände. „Haben Sie doch einen Tropfen Vernunft! Was ist mit Ihnen?“

„Was mit mir ist?“ rief Valerie, ihm das blasse Ge-

sicht mit den getrübten Augen zuwendend. Mit mir ist's wie mit einem Eingekerkerten, den man aus dem Gefängnis entlassen hat, der nun Gottes Welt sieht, und Menschen, und die lichte Sonne . . . und wieder schleppen sie ihn in ein dunkles dumpfes Verließ: so ist es mit mir!"

Sie blickte zur Wand, mit der Hand sich vor dem Licht schützend, und blieb ohne Bewegung.

Während dessen hatte Anjuta ihre Mission erfolgreich ausgeführt.

Gromow, den Wut und Langeweile entkräftet hatten und der auf alle und alles schmollte, war angenehm verwundert durch das Eindringen eines jungen hübschen Mädchens in seine freiwillige Abgeschlossenheit. Er küßte Anjuta die Hand, traktierte sie mit Konfekt und hörte lächelnd ihre neckische Klage, daß er den Aufenthalt Belajews verberge; außerordentlich interessierte ihn die Entdeckung der unerwarteten Beziehungen Lisaweta Petrownas zu Belajew. Dadurch angeregt und im Gefühl, daß die Unthätigkeit von mehreren Tagen unterbrochen werden müsse, ging er selbst in den Flügel und verlangte mit eigenen Augen Lisas Paß zu sehen. Nur mit Mühe konnte ihn Habarow wieder hinausbringen. Im Nebenzimmer erzählte er, Belajew habe ihm erklärt, als sie auf die Station gekommen waren, er wolle auf kurze Zeit nach Petersburg fahren; niemand solle er es verraten, daß er ohne Urlaub gefahren sei. Seine Adresse kannte Gromow zwar nicht, meinte indes, dies hätte nichts zu bedeuten, da dieselbe sich bei der ärztlichen Behörde erfahren ließe. Sofort wurde ein Telegramm nach Petersburg abgefertigt.

Langsam zwar, aber stetig erlosch das Leben Lisas. Sie wurde eifrig mit schwesterlicher Sorgfalt gepflegt. Valerie selbst saß Nächte durch an ihrem Bett und fragte sich in Gedanken, was geschehen solle, wenn sie stürbe. Lisas Leben war ihr plötzlich wie ein Schatz geworden, wie ein kostbares Hindernis, das zwischen Belajew und Anjuta stand. Als Valerie sich für eine Witwe hielt, hatte die Entdeckung, daß Belajew für immer mit einem anderen Weib verbunden war, sie beinahe verrückt gemacht; jetzt aber, wo sie selbst die früheren Ketten trug, konnte sie nicht ohne Verzweiflung denken, daß Belajew frei sein und Anjuta heiraten könnte. Wohl bemerkte sie, daß die Beziehungen Habarows und Anjutas enger und intimer wurden, aber wenn sie auch genau wußte, was zwischen ihnen vorgegangen war, so hätte selbst dies ihre durch Eifersucht geblendete Seele nicht beruhigt und wäre ihr nicht als genügende Garantie erschienen. Eher war sie geneigt anzunehmen, Anjuta heuchle aus Gefallsucht und dem Wunsch, Belajew noch mehr an sich zu fesseln, eine Neigung zu Habarow.

Belajew hatte sich noch nicht zur Rückkehr entschlossen, weil er mit sich nicht im Reinen war, was er beginnen sollte. Valerie mit der Hoffnung zu täuschen, daß er mit ihr leben würde — das lag nicht in seinem Charakter und seinen Grundsätzen; sie hingegen vollständig dieser Hoffnung zu berauben — das verlangte Festigkeit und Härte, zu welchen er nicht die Kraft in sich fühlte. Tagelang zerbrach er sich den Kopf darüber — und verwickelte sich noch mehr.

Daß er gegen seine Erwartung Gromow lebendig und unversehrt fand, hatte ihn überrascht. Zu gleicher Zeit aber

war ihm ein Berg von den Schultern gerollt. Da er der kitzlichen Scene bei der Wiederkunft Gromows nicht beiwohnen wollte, fiel es ihm ein, auf einige Zeit nach Petersburg zu fahren. Es zog ihn dorthin; er war neugierig, sich zu überzeugen, ab alles beim Alten geblieben wäre, ob nicht von irgend woher eine erfrischende Luft geweht hätte.

So hatte ihn das Telegramm getroffen, in welchem gerade gesagt war: Ihre Frau liegt im Sterben. Frau? Hat sie's ihnen gesagt? . . . Unruhig, sich selbst wegen des nutzlosen Truges anklagend und neugierig zu erfahren, wie derselbe aufgenommen sei, reiste Belajew unverzüglich nach Sawialowo.

Das erste, was ihn beim Eingang in den Flügel überraschte, wohin er sich sofort begab, waren einige Frauen, welche gingen und kamen und von Lichtern und Psalmen sprachen. Belajew richtete keine Frage an sie, er öffnete die Thür — und es bot sich ihm ein Bild des Todes.

Lisaweta Petrowna, in weißem Mull und Spitzen, mit einem Blumenkranz auf dem Kopf, lag, die Hände über der Brust gekreuzt, tot auf dem Tisch. Des Totes feierliche Ruhe hatte bereits sein Siegel auf ihre feinen wie aus Marmor gemeißelten Züge gelegt.

„Gestorben? . . . wirklich gestorben?" rief Belajew laut, weder Valerie noch Anjuta bemerkend, welche, gebeugt über die Leiche, an deren Füßen beschäftigt, lange rosa Bänder abwickelten. Ihm schwindelte und er lehnte sich an die Wand, um nicht zu fallen.

XXVI.

Gromow war durch den Tod von Lisaweta Petrowna so überrascht, daß er zu zerfallen schien. Er bekam Kopfweh, Zahnschmerzen, wurde launisch wie selten zuvor, rief fortwährend Valerie und schimpfte sie, weil sie ihm nach seinem Dafürhalten die Medizin falsch verabfolgte.

Solches Gebahren hatte sie früher bis zu Thränen gereizt, jetzt aber war ihr Gesicht finster und mürrisch; manchmal warf sie als Antwort auf sein Geschrei einen Blick des Hasses und der Verachtung auf ihn, daß ihm vor Wut kalt und heiß wurde.

„Was für ein Teufel ist in sie gekrochen!" wandte er sich an Belajew, welchen er fortwährend zu sich rufen ließ. „Ich kenne sie gar nicht wieder; die Freiheit in meiner Abwesenheit hat sie ganz verdorben. Diese Tücke muß ausgetrieben werden!"

Ungeduldig lenkte Belajew das Gespräch auf die Zahnschmerzen. Valerie schwieg, als ob sie die Worte des Mannes überhört hätte.

Anderen Tages war die Beerdigung von Lisaweta Petrowna; am Morgen hatte Julie zu Valerie von dem Gerede der Dienerschaft gesprochen, Belajew beabsichtige Anjuta zu heiraten; wie ungereimt auch dieses Geschwätz schien, so war es immerhin ein Tropfen mehr in den bitteren Kelch. Seit der Ankunft Belajews war es Valerie nicht gelungen, ihn zu sprechen; er hielt sich ablehnend und dachte gar nicht daran, ihr zu erklären, weshalb er aus seiner Heirat ein Geheimnis gemacht.

Nachdem er Gromow mehrere Medikamente verschrieben hatte, verabschiedete sich Belajew und ging hinaus. Kaum waren seine Schritte verhallt, als Valerie sich erhob und zur Thür ging.

„Wohin?" schrie Gromow. „Hältst Du es bei Deinem Mann nicht aus?"

„Ich halte es nicht aus", gab sie zurück, ohne sich umzuwenden.

„Was sind das für Geschichten!" heulte er, dunkelrot vor Zorn und mit rollenden Augen. „Wage es nicht hinauszugehen . . . komm her!"

„Ich will nicht!" sagte Valerie und maß ihn von oben bis unten mit einem Blick, der ihn vor Ueberraschung und Wut starr machte. Sie ging hinaus und schlug so heftig die Thür zu, daß die Scheiben klirrten. Mit weit offenem Munde und aufgesperrten Augen blieb der General allein; nur die dunkelrote Farbe des Gesichtes, welches die höchste Bestürzung ausdrückte, war allmälig in Blässe übergegangen. Er erhob sich nicht vom Fleck und rief auch niemand, rauchte aber zur Beschwichtigung um so eifriger aus dem türkischen Pfeifenrohr, welches ihn niemals verließ. Die Ursache dieser plötzlichen Sanftmut war der Schrecken, den er vor seiner Frau empfand; er erschreckte vor ihrem Gesicht, vor ihrem Blick, vor ihren Worten und vor dem Schlagen der Thür. Er war feige von Natur, obgleich er selbst es nicht einmal ahnte.

Valerie hatte inzwischen Belajew eingeholt und ihn mit befehlender Bewegung in ihr Kabinet gefordert.

„Du heiratest?" fragte sie, vor ihm stehend und ihn unverwandt ansehend.

Belajew stammelte: „Wieso?"

„Das wollte ich Dir sagen . . . höre . . ."

Valerie setzte sich und fuhr mit bebender Hand über die Stirn. Ihr brannte der Kopf und die Füße schwankten.

„Du liebst sie, ich weiß es", fuhr sie fort. „Ihr seid beide frei — weshalb solltet Ihr Euch nicht heiraten? Aber höre mich an. Dich reizt vielleicht der Kontrast zwischen ihr und mir . . . ich bin ein verderbtes Weib und habe nicht einmal für Dich den Reiz der Neuheit . . . Und sie . . . Du hälst sie für eine Perle von Keuschheit . . . ist es so? Du meinst, Du seiest ihre erste Liebe und nicht einer ihrer Gedanken sei Dir verborgen? . . . Ha, ha, ha!"

Valerie brach plötzlich in ein nervöses Lachen aus, faßte Belajew bei der Hand und setzte mit fieberhafter Schnelligkeit hinzu: „Das aber hat sie Dir nicht anvertraut, daß sie schon mit sechzehn Jahren ein Kind hatte . . . und es tötete. Ja, sie tötete es und warf es unter die Brücke!"

Ihr triumphierender Blick saugte sich gleichsam in Belajews Gesicht ein; ihre Wangen brannten, die Nasenlöcher erweiterten sich, sie zitterte in der Erwartung seines Zornes, im Vorgenuß der Gegenwehr; statt aber betroffen zu sein, sah Belajew sie so nachdenklich und zugleich mit so tiefem Mitgefühl an, daß sie vor Bestürzung, von einem bösen Vorgefühl erfaßt, zusammenschauerte.

Sanft ergriff er Valeries Hände, beugte sich zu ihr und sagte: „Das Kind, von welchem Sie sprechen, war Ihr Kind, jenes selbe, das tot zur Welt gekommen ist . . . jenes selbe, welches ich in der Nacht fortgebracht habe . . ."

Valerie atmete schwer und blickte mit Entsetzen auf Belajew.

Belajew fuhr fort: „Verzeihen Sie mir, daß ich die näheren Umstände vor Ihnen verbarg. In jener Nacht verfolgte mich Habarow, Sie aber hatten mir das Wort abgenommen, die Geburt des Kindes vor ihm geheim zu halten . . . ich erfüllte Ihren Willen, ich versteckte mich, da ich fürchten mußte, daß er alles erfahren würde. Im Klostergasthof sah ich nur ein einziges Fenster geöffnet; es war im ersten Stock, ich stieg hinein. Im Zimmer fand ich ein junges Mädchen . . . ihr übergab ich das Bündel. Sie ahnte natürlich nicht, was sie nahm und es blieb ihr nur übrig, sich von demselben zu befreien, was sie ja thun mußte . . . Daher kam diese ganze Geschichte."

Tiefe Stille herrschte. Unruhig blickte Belajew auf Valerie.

„Lassen Sie mich", flüsterte sie kaum hörbar.

Er wollte ihre Hand drücken; sie schob dieselbe von sich und wiederholte: „Lassen Sie mich."

Belajew ging hinaus.

Eben war die Sonne untergegangen. Eiligen Schrittes ging er zu Alenins. Sein Gesicht war belebter als sonst und eine nervöse Entschlossenheit leuchtete aus seinem Blick.

Anjuta saß allein auf dem Balkon und sortierte Kirschen. Ljuba und Arkadij waren weit spazieren gegangen.

„Sie sind allein", hub Belajew an und setzte sich zu ihr; ich hatte auch gehofft, Sie allein gu finden. Erinnern Sie sich — damals beim Wegfahren sagte ich Ihnen, daß ich Sie bitten würde, einige Augenblicke allein . . ."

„Ich entsinne mich", sagte Anjuta nicht ohne einen leichten Schreck, da sie aus dem weichen und erregten Ton seiner Stimme herausfühlte, was jetzt kommen würde.

„Anna Feodorowna, ich liebe Sie!“ sagte er. „Ich weiß, daß dies für Sie keine Neuigkeit ist; solche Dinge braucht man nicht einmal zu sagen — sie zeigen sich von selbst... aber ich kam, um Sie zu fragen, ob Sie auf mein Gefühl antworten...“

Anjutas Gesicht veränderte sich.

„Warten Sie, warten Sie“, unterbrach sie ihn rasch. „Sagen Sie mir das nicht. Ich liebe Habarow, ich bin seine Braut — in vierzehn Tagen lassen wir uns trauen.“

Belajew machte keine Bewegung, aber sein Blick erlosch plötzlich, die Begeisterung und das Leben, welche noch vor einer Minute seinem Gesicht einen leuchtenden Schimmer gaben, waren verschwunden und hatten eine fahle Blässe und einen unbestimmten nebelhaften Ausdruck zurückgelassen. Dieser Ausdruck erschreckte Anjuta mehr, als es der Ausbruch heftiger Verzweiflung vermocht hätte.

„Es thut mir leid“, sagte sie, „daß ich es Ihnen nicht früher gesagt habe. Wann aber hätte es geschehen können? Sie sind ja erst vor drei Tagen zurückgekommen... und da waren Sie so ernst in Anspruch genommen...“

„Vor kurzem geschah's?“ fragte Belajew mit tonlos eigentümlicher Stimme.

„Am Morgen Ihrer Abfahrt. Merkten Sie nicht, daß ich Habarow liebe?“

Einen Augenblick schwieg Belajew, dann sagte er leise: „Wohl kam's mir mehrmals in den Kopf... besonders an jenem Abend bei der Quelle, als Sie Habarow so lebhaft verteidigten. Dann aber hatten Sie Streit mit ihm, Sie benahmen sich zu einander wie Fremde... ich dachte, alles

sei zwischen Ihnen aus. Er selbst sagte mir, daß er abreisen wolle. Schließlich Sie selbst . . . Sie waren mir gegenüber so wohlwollend in dieser letzten Zeit . . . ich kann wohl sagen", fügte er mit unwillkürlicher Bitterkeit hinzu, „so innig zart, daß jeder an meiner Stelle sich geirrt hätte."

„Wenn in meinem Betragen Ihnen gegenüber ein besonderes Wohlwollen zu bemerken war, so geschah dies, weil Ihre Gesellschaft und Ihre Freundschaft für mich in dieser Zeit ein Trost und eine Stütze war."

„Ein Trost in Ihrem Streit mit Habarow?" unterbrach sie Belajew mit veränderter Stimme. „Das ist hart und herzlos, Anna Feodorowna. Hatten Sie es nicht bemerkt, daß ich Sie seit unserer ersten Wiederbegegnung liebgewann? Weshalb ließen Sie zu, daß diese Liebe sich entwickelte?"

„Sie machen mir Vorwürfe, Pawel Iljitsch!" sagte Anjuta in heftiger Erregung. „Ich will Ihnen nur das eine sagen: Wir wollen dies Gespräch abbrechen, sonst müßte aus der Angeklagten die Klägerin werden . . ."

„O sprechen Sie! . . . Sprechen Sie, was es auch sei! Stehen Sie mir bei, mich herauszuwinden aus diesem Chaos meiner Gedanken und Begriffe! Haben Sie etwas gegen mich?"

„Ich habe gegen Sie, daß Sie mir einen Stein gaben, als ich Brot verlangte!" antwortete Anjuta und ihre Augen leuchteten und die Wangen bedeckten sich mit brennendem Rot. „Wollen Sie, daß ich Ihnen die Wahrheit sage? . . . Ja, wenn Sie's nicht wissen, so will ich's Ihnen sagen. Bei jener ersten Begegnung, wo Sie verfolgt, schutzlos in

der Nacht bei mir erschienen, als Sie Ihr ganzes Schicksal in meine Hände legten . . . damals lernte ich den Genuß kennen, sich selbst ganz zu vergessen und sein Leben für einen anderen hinzugeben — weil ich bereit stand, alles auf mich zu nehmen, nach Sibirien zu gehen, um nur Sie nicht zu verraten! . . . In dieser Episode liegt das Bitterste und Süßeste, was ich im Leben erfahren habe. Später konnte ich mich nicht ohne ein Beben des Glückes an das erinnern, was ich für Sie gelitten. Als wir uns das zweite Mal begegneten, dachte ich, daß für mich der Glanz eines neuen Lebens, der Glanz der Liebe gekommen . . ."

Sie hielt einen Augenblick inne. Belajew, weiß wie Leinwand, preßte die Stirn mit den Händen.

„Sprechen Sie zu Ende! . . . Machen Sie mich verrückt!" flüsterte er. „Was wollen Sie mir sagen?"

„Aber umsonst habe ich mich erschöpft", fuhr Anjuta mit unsicherer Stimme fort, „erschöpft durch die bange Erwartung, ein heißes Geständnis zu hören, ein Wort der Liebe, das Beben der Leidenschaft! . . . Sie sagen, daß Sie mich lieben — was aber hat mir, außer Zweifel, ihre Liebe gegeben? Wodurch hat sie sich verkündet?"

„Ich glaubte", erwiderte Belajew tonlos, „daß das alles von selbst kommen würde . . . daß der Mann warten müsse, bis das Gefühl ohne Worte sich kundgiebt . . ."

„Ja, methodisch und vollständig rationell erwarteten Sie alles von der Zeit und begriffen nicht, daß dies geduldige apathische Erwarten auf meine Liebe wie Wassertropfen auf eine Flamme fiele! . . . Zu eben der Zeit kam Habarow — und alles, wonach ich lechzte, was ich begehrte, wovon

ich träumte... alles hat in ihm Leben gewonnen!... Die ganze Kraft des in mir angesammelten Gefühls, das ganze Bedürfnis der Liebe, der Sie keine Nahrung gaben, strebte ihm entgegen und fand volle Befriedigung."

Banges Schweigen folgte.

Belajew saß unbeweglich, den Kopf auf die Hände gestützt; ein Wirbel von Gedanken zog durch seinen Kopf, er fühlte sich bewältigt von unerträglichem Leiden.

„Ja", sagte er endlich, „wir konnten nicht zusammen kommen."

Er sah so finster und blaß aus, daß Anjuta bedauerte, ihm alles gesagt zu haben.

„Sie werden sicherlich ein Weib nach Ihrem Herzen finden", sagte sie; „das Leben liegt noch lang vor Ihnen."

„Noch lang?" lächelte Belajew. „Mir scheint es, daß ich bereits unendlich lange gelebt habe!"

Er ging auf und nieder, nahm wieder Platz und sah nachdenklich zum sternenvollen Himmel auf.

„Weshalb sind Sie so nachdenklich?" fragte Anjuta freundlich.

„Ich denke darüber nach, was mich so müde machen konnte . . . Nichts ermüdet so sehr wie Unthätigkeit."

„Unthätigkeit? Sie haben einen Beruf, dem Sie sich stets mit Eifer hingaben."

„Ja, aber diese Thätigkeit ist wie ein Stampfen des Wassers. Wenn ich bedenke, was mich weiterhin im Leben erwartet, so fühle ich dieselbe Langeweile wie derjenige, der ein bis zum Ueberdruß bekanntes Buch noch einmal lesen muß."

„Nicht doch, im Leben kann stets neues geschehen.“

„Nein, das Leben an und für sich ist ja nichts; es ist nur der Schatten, der Widerschein unserer inneren Welt, unserer Gefühle, unserer Empfindungen. Aber diese Gefühle und Empfindungen sind längst bei mir erschlafft. Als ich hierher auf's Land kam, schien es mir in der ersten Zeit — wissen Sie, wie es bei hoffnungslos Schwindsüchtigen der Fall ist, — daß ich mich belebte, daß auch ich im stande wäre, zu lieben, zu leben, zu genießen. Sie aber haben mir bewiesen, daß es nur ein Auflodern war; ohne Oel kann die Lampe nicht brennen.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Daß wir alle keinen Boden haben, an welchen das Leben sich klammern könnte, um feste Wurzeln zu schlagen. Wir sind in der Verneinung aufgewachsen, und in der Verneinung allein kann man nicht leben. Gesetzt den Fall, die Verneinung berge eine enorme Kraft — sie ist aber nicht im stande, neue Ideale zu schaffen und wirkt, auf alte Traditionen gestützt, vollkommen unfruchtbar und lediglich um ihrer selbst willen; so ist es begreiflich, daß das Leben jeden Sinn verliert.“

„Ist aber jeder gezwungen, der Menge zu folgen?“

„Dem Einfluß jener moralischen Atmosphäre, welche uns umringt, kann man nicht entgehen. Einigen ist es leichter, sich an sie zu gewöhnen, anderen schwerer — das ist der ganze Unterschied.“

Belajew erhob sich, nahm seinen Hut und drehte ihn lässig in den Händen.

„Trennen wir uns als Freunde?“ fragte Anjuta und bot ihm die Hand.

Er drückte dieselbe.

„O ja“, sagte er. „Denken Sie nicht, daß Sie mein Leben allzuschwer geschädigt haben. Liebe vermag ja nicht die Oede meines Lebens auszufüllen, sie kann nur als ein Palliativ gelten. Leben Sie wohl. Ich hoffe, bald von hier fortzuziehen.“

„Wohin? Und weshalb?“

„Nach Petersburg vermutlich; wohin auch sonst! Und weshalb? Es ist eine Krankheit, nirgends Ruhe zu finden.“

Er lächelte ruhig, während er diese Worte sprach und ging hinaus.

Es war schon vollends Nacht, dunkle Sternennacht; feierliche Stille in der Natur. Ohne anzuhalten und die Entfernung zu beobachten, ging Belajew seines Weges. Erst als er in Kljutschi vor seinem Hause stand, kam er zu sich. In seinem Zimmer brannte eine Lampe; er trat ein, ohne sich umzusehen und blieb einige Sekunden mechanisch vor seinem Tisch stehen; dann wandte er sich heftig um und warf sich auf das Bett; ihm selbst unerwartet, rang sich Schluchzen aus seiner Brust los . . . schrecklich war dieses Schluchzen eines Mannes!

Plötzlich fühlte er heiße Küsse auf seinem Gesicht, zarte Arme umwandten seinen Hals, hoben seinen Kopf und preßten denselben an eine weiche Brust. Neben ihm saß Valerie, glücklich, triumphierend . . .

„Mein Geliebter!“ flüsterte sie. Ich allein bin Dir geblieben . . . komm zu mir, ich werde Dich trösten!“

Ohne zu fragen, was geschehen war und weshalb sie sich bei ihm befand, umfaßte er im Rausche der Verzweiflung Valerie und preßte sie fest an sich.

XXVII.

Valerie hatte ihren letzten Einsatz ausgespielt — sie wollte gewinnen, was es auch kostete.

Betäubt durch Belajews Mitteilung über das Kind, welche ihr die letzte Waffe gegen Anjuta entwand, rief sie in ihrer Bestürzung Habarow und erzählte ihm alles. Er konnte nur das von Belajew Gesagte bestätigen und erklärte Valerie, in welchen Beziehungen er zu Anjuta stehe und daß die Hochzeit bald stattfinden werde.

Selbst diese Mitteilung vermochte Valerie nicht völlig zu beruhigen; von Eifersucht gequält, ging sie heimlich am Abend zu Alenins, um sich mit Anjuta selbst auszusprechen. Als sie dorthin kam, fand sie niemand weder im Saal noch im Gastzimmer — auf dem Balkon aber unterhielten sich Belajew und Anjuta. Valerie wurde es nicht schwer, der Unterhaltung Wort für Wort zu folgen, ohne sich zu zeigen. In ihrem Kopf reifte sofort ein verwegener Plan. Mit weiblichem Instinkt stellte sie sich vor, daß Belajew, von dem geliebten Weibe verschmäht, in allen seinen Hoffnungen getäuscht, sich in der hiflosen Lage eines Schwimmers fühle, der, fern vom Ufer, einen Strohhalm erfaßt . . . in diesem Augenblick moralischer Schwäche und selischen Leidens, muß man, ehe er Zeit gewinnt sich zu sammeln, sich seiner bemächtigen; einmal unterworfen, wird er nicht mehr die

Kraft haben und vielleicht nicht einmal den Wunsch hegen, sich zu befreien. Diesem Gedanken hingegeben verließ Valerie einige Minuten vor Belajew das Aleninsche Haus; ungeachtet der Dunkelheit und ihrer Müdigkeit, nur von Zeit zu Zeit aufhorchend, ob er hinter ihr ginge, kam sie vor ihm in Kljutschi an und versteckte sich in seinem Zimmer. Hier vernahm sie sein untröstliches Schluchzen und begriff, daß er jetzt in ihren Händen sei. Ihre Berechnung hatte sich als richtig erwiesen; gierig griff Belajew nach dem dargebotenen Trost und bemühte sich absichtlich, zu vergessen und sich zu berauschen.

Es läßt sich ermessen, was während dieser Zeit im Gromowschen Hause vorging. Gegen sieben Uhr abends war Valerie fortgegangen und in der Nacht nicht zurückgekehrt. Der General wurde fast verrückt. Boten zu Roß und Fuß wurden ausgesandt, sie überall zu suchen; ein Bote trabte in die Stadt, um der Polizei die Anzeige zu machen.

Die Dienerschaft hatte ihre Mutmaßungen. Einige fanden sogar Zeit, heimlich nach Kljutschi zu laufen, um sich von deren Richtigkeit zu überzeugen; alle aber waren einig, Gromow nichts zu entdecken, da sie der Frau, die immer freigebig gewesen war, einen Gefallen erweisen wollten; es verschaffte ihnen einen Genuß, Gromow zu foppen, indem sie behaupteten, den Doktor nicht zu Hause getroffen zu haben — sicherlich habe ein Wolf die Herrin fortgeschleppt, als sie sich in den Wald begeben hatte. Der Wirrwarr dauerte die ganze Nacht hindurch. Felissata Petrowna hielt sich vor Angst in der Küche versteckt, weil Gromow sie angeschrieen, wie sie es hatte wagen können,

ihm ihre Tochter zu geben. Arkadij war fortgejagt worden, um die Schwester herbeizuschaffen. Habarow wollte sich in keiner Weise einmischen und verschloß sich vor Gromow in seinem Pavillon.

Gegen Morgen versagte Gromow seine Stimme und seine Kraft, er warf sich in seinem Kabinet auf das Sopha und stöhnte, daß man es im ganzen Hause hörte.

Eine längere Ruhe war ihm indes nicht vergönnt. Gegen elf Uhr näherten sich seinem Kabinet Schritte, eine entschlossene Hand stieß die Thür auf — und seine entlaufene Frau, der Gegenstand so vielen Suchens, stellte sich in eigener Person vor ihm hin. Ihr Gesicht drückte Frohlocken aus, beim Anblick des verwirrten und stöhnenden Mannes konnte sie ein spöttisches Lächeln nicht zurückhalten und näherte sich ihm ohne die geringste Furcht.

„Ich war die Nacht bei Belajew", sagte sie, noch ehe er Zeit hatte, zu sich zu kommen.

In seiner Betäubung stierte er auf sie, als sei sie eine Wahnsinnige. Sie zuckte nur mit den Schultern und sah ihn mit verächtlichem Mitleid an.

„Ich war die Nacht bei Belajew", wiederholte sie deutlich. „Ich bin seine Geliebte und will nicht mehr mit Dir leben. Leb' wohl, ich fahre von Dir fort."

„Wa—as!..." heulte der General außer sich und griff nach dem Pfeifenrohr.

Mit einer gewandten Bewegung entriß ihm Valerie dasselbe und warf es auf die Diele. Ihre Augen leuchteten so, daß Gromow zurücktaumelte.

„Ich verberge nichts von Dir", fuhr sie fort. „Ich

fahre fort und kehre nie zurück. Deinen Reichtum, Deine Häuser und Equipagen brauche ich nicht; ihretwegen habe ich genug gelitten. Leb' wohl."

Bei diesen Worten ging sie hinaus, den Mann wie einen Idioten zurücklassend. Noch einen Augenblick — und die Wut hätte ihn beinahe erstickt; er wollte Valerie nachstürzen, taumelte aber auf den Divan mit dem Gesicht nach unten.

Valerie verlor keine Zeit. Schnell packte sie ihre Sachen in ein Felleisen und stopfte die Taschen mit den Futteralen verschiedener Kostbarkeiten, mit denen ihr Mann sie beschenkt oder die sie selbst während ihrer Ehe gekauft hatte. Die ganze Dienerschaft, unter welche sie freigebig Geld verteilte, stand auf ihrer Seite, war geschäftig und erfüllte pünktlich ihre Befehle.

Als Gromow sich aufraffte und zu schreien begann, man solle seine Frau einschließen und bei Leibe nicht aus dem Hause lassen, bekam er zur Antwort, sie sei längst fortgegangen, was indes der Wahrheit nicht entsprach. Valerie war in dem Zimmer ihres Kammermädchens mit dem Einpacken beschäftigt und hörte von dort die rasenden Rufe ihres Mannes. Der Kutscher hatte ihr vorgeschlagen, heimlich anzuspannen, um sie zur Station zu bringen, sie aber schlug es ihm ab und ging zu Fuß bis zum nächsten Dorf, wo sie Postpferde nahm.

Sie begab sich direkt nach St. Petersburg, wo sich Belajew mit ihr vereinigen wollte, nachdem er seine Geschäfte in Kljutschi beendet und den Dienst verlassen hatte.

Es war ein trüber grauer Petersburger Morgen, der Regen tröpfelte ohne Unterlaß.

In einem Zimmer des ***schen Gasthauses saß Belajew am Fenster, dem Anschein nach vertieft im Lesen der Zeitung. Am Tisch, von welchem das Theegeschirr noch nicht aufgeräumt war, stand Valerie und zählte halblaut Bankbillete und Serien, die in Haufen vor ihr lagen.

„Sieh, Paul", wendete sie sich an Belajew, „ich habe achttausend Rubel für das Brillantkollier, vier Ringe und die Smaragdgarnitur bekommen und noch vieles übrig behalten: die Korallengarnitur, die Brillantohrringe mit der Brosche, drei Uhren und noch verschiedene andere Kleinigkeiten. Es ist doch gut, nicht?... Aber was bist Du in Deine Zeitung vertieft? Was liest Du?"

Sie stand auf, um zu ihm zu gehen, plötzlich aber entstellte sich ihr Gesicht und nahm einen vorwurfsvollen Ausdruck an.

„Ich begreife", sagte sie, „ich sehe, was es ist! Die gestrige Zeitung! und darin befindet sich die bemerkenswerte Notiz, daß ein gewisser Habarow mit seiner jungen Frau in's Ausland reist . . . Nun, lernst Du's auswendig? . . . oder hoffst Du vielleicht, es sei nicht derselbe Habarow . . . und Deine Anjuta sei noch nicht verheiratet?"

Ihr Ton war scharf und klang wie bittere Ironie.

„Daran denke ich gar nicht", erwiderte er und schob die Zeitung bei Seite; „in dieser Nachricht liegt für mich nichts Besonderes."

„Weshalb hast Du so aufmerksam gelesen?"

„Ich las einfach . . ."

„Nein, ich bemerkte sehr gut, welchen Eindruck das Lesen auf Dich hervorbrachte . . . seit gestern bist Du wie

umgewandelt. Ich sorge, unser Leben einzurichten, freue mich des Erfolges... und Du, statt daran Teil zu nehmen, hast sogar meiner vergessen!"

Ihre Stimme zitterte vor Betrübnis, die Wangen erblaßten und die Augen füllten sich mit Thränen. Belajew küßte ihre Hände und flüsterte ihr liebkosende Worte zu, welche sie zu hören liebte, bis er wieder ein Lächeln auf ihren Lippen hervorrief. Aber sein eigenes Gesicht hatte sich noch merklicher mit Blässe überzogen.

„Paul", sagte sie, indem sie ihn umschlang und ihre Hand an seine Lippen brachte, „Du mußt liebevoller zu mir sein. Du glaubst nicht, wie es mich aus der Fassung bringt, wenn Du ein finsteres Aussehen hast; Du bekommst dann zwischen den Augenbrauen einen entsetzlichen Zug, den ich nicht sehen kann! Mir scheint es dann immer, daß Du unglücklich mit mir bist, daß mein Opfer vergeblich war . . . Was schweigst Du, Paul?" fügte sie ungeduldig hinzu.

„Was soll ich sagen? Du weißt selbst, daß ich... sehr glücklich bin. Es sind Dir also noch viele Kostbarkeiten übrig geblieben?" fügte er hinzu, um das Gespräch zu verändern, und öffnete mit aufmerksamer Miene die Schachteln. „Wo ist die Korallengarnitur? Ah, hier ist sie."

„Aber, Paul, das ist ja ein Armband."

„Wundervolles Armband! Es steht Dir sehr gut! Was ist hier noch?... Was ist das für ein Stein?"

„Ein Rubin."

„Herrlich! Wie viel Geld also hast Du gelöst?"

„Achttausend."

„Hast Du auch ordentlich nachgezählt?“ fragte Belajew, indem er sich bemühte, eine sorgenvolle Miene anzunehmen, und begann die Billete und Serien zu zählen. „Nun, wozu willst Du Dein Geld anwenden?“

Aergerlich sprang Valerie auf und rollte mit nervöser Bewegung ihren Sessel vom Tische ab.

„Wie es die Männer ausklügeln, das Weib auf Schritt und Tritt zu beleidigen!“ rief sie mit abgebrochener Stimme; solche Härte steckt in ihnen . . . und in Dir mehr als in irgend einem anderen. Du giebst es nicht zu, ich aber bin überzeugt, daß Du mich absichtlich kränkst und daß es Dir angenehm ist, mich zu quälen!“

„Valerie! . . . Sage um's Himmels willen, was . . . habe ich Dir gethan?“

„Weshalb die Frage, wozu ich mein Geld anwende? Ist es denn mein? Werde ich allein darüber verfügen? Was ich gethan habe, habe ich für Dich gethan. Ich hatte gewünscht, unser Leben unteilbar zu verschmelzen, und Du erinnerst mich immerfort an Trennung! Wie oft habe ich mit Dir gezankt, Dich gebeten, daß Du immer sagen solltest: wir . . . unser . . . Und Du willst es nicht für mich thun!“

„Laß mich bei meiner Art, Valerie, ich kann sie nicht ändern, gab Belajew finster zurück.

„Mein Gott! . . . Wieder dieser verhängnisvolle Zug zwischen den Brauen . . . o, was für eine Folter!“

Valerie bedeckte das Gesicht mit den Händen; es war zu bemerken, daß sie ihr Schluchzen zurückhielt. Belajew stand nervös auf, ging zum Fenster und lehnte seine Stirn an die kalte Scheibe; wie Zentnerschwere lag es auf seinem Herzen.

So verging wohl eine Viertelstunde.

„Paul!“ rief Valerie zärtlich.

Er rührte sich nicht.

Sie seufzte, näherte sich ihm langsam und wandte seinen Kopf zu sich.

„Du zwingst mich, als erste Dir Versöhnung anzubieten“, flüsterte sie; „das ist nicht großmütig.“

Langsam führte sie ihn vom Fenster fort und ließ ihn neben sich auf das Sopha setzen. Er gehorchte wie ein Automat.

„Hu, was für kalte Hände“, sagte sie lächelnd. „Ich habe solche nur bei einem nervösen Anfall. Bist Du auch gesund?“

„Ich fühle mich gesund.“

„Ich werde allein fahren, um die Wohnung zu mieten; sonst erkältest Du Dich.“

„Was für eine Wohnung?“

„Hast Du vergessen, daß wir umziehen? Die Wohnung ist hübsch; absichtlich habe ich für die erste Zeit keine große gewählt — Empfangs-, Eß-, Schlafzimmer, ein Zimmerchen für Mama und eine Küche.

„Deine Mama wird mit uns wohnen? . . . Hm . . . und für mich ist kein Zimmer?“

„Ich habe ja gesagt: ein Schlafzimmer“, erwiderte sie vorwurfsvoll, „das heißt *unser* Zimmer. Entschuldige . . . mir kam's nicht in den Kopf, daß Du ein von mir getrenntes Zimmer haben mußt.“

„O gewiß“, antwortete Belajew und lächelte so sonderbar. „Wenn nun aber Kranke zu mir kommen?“

„Ach, Paul, wir haben ja bereits unseren Beschluß gefaßt", sagte Valerie erregt. „Laß ab von diesem Kurieren! Es ist gar nicht Dein Beruf und bringt auch keinen Vorteil. Ich habe Dir meinen Wunsch gesagt: mit der Zeit, wenn alles geordnet ist, wollen wir Land in Pacht nehmen."

Belajew lachte krampfhaft auf.

„Ich werde ein ausgezeichneter Pächter sein", sagte er. Nun, und bis dahin bin ich Dein Kostgänger für diese Achttausend."

„Paul!" rief Valerie erblassend. „Was bedeutet das? Du hast einen anderen Plan . . ."

„O nein, ich habe keinen Plan. Was läßt sich da auch verändern! Im Gegenteil, ich selbst bin neugierig, wie sich das alles ordnet . . . allmälig, langsam, eines zum anderen . . ."

Valerie runzelte die Brauen und sah unruhig auf Belajew.

„Höre", sagte sie mit dem eigensinnigen Gesicht eines verwöhnten Kindes, „es gefällt mir nicht, wenn Du so bist."

„Es gefällt mir selbst nicht, daß ich so bin. Weißt Du, was ich jetzt denke? . . . Alles, was um uns ist — Erde, Natur, Städte, Dörfer — alles ist Dekoration; und wir Menschen spielen wie Marionetten auf der Bühne zur Belustigung eines unsichtbaren Zuschauers; hinter den Koulissen drückt jemand auf die Federn und wir drehen uns, ohne zu wissen, was mit uns geschehen wird . . ."

„Schweige, schweige!" rief Valerie und faßte an ihre Stirn. „Ich kann dieses Philosophieren nicht anhören, es macht mich wahnsinnig!"

Belajew schwieg und sah finster vor sich hin.

„Wieder dieser Zug“, begann Valerie von neuem. „Gott, was ist mit Dir! Man denkt aufzuatmen, ein neues Leben zu beginnen — und Du stimmst mich angstvoll und melancholisch. Wenn Du mich nicht liebst, sage es mir lieber in's Gesicht. Nicht einmal bei dem Manne habe ich so viel erduldet wie bei Dir . . .“

Sie weinte. Belajew nahm sich zusammen und bat demütig um Verzeihung.

Bald darauf fuhr sie fort, um die Wohnung zu mieten. Belajew blieb allein.

Ich liebe sie nicht, sagte er zu sich selbst, und werde sie niemals lieben — ewig, ewig soll ich mit einem ungeliebten Weib leben. Was thut es auch? Alles ist einerlei!

Er legte sich auf das Bett um einzuschlafen, da er zwei Nächte nicht geschlafen hatte; aber der Schlummer kam nicht; wohl an zehnmal veränderte er seine Lage, schließlich stand er auf.

Ungeordnete Gedanken, vielmehr Abrisse von Gedanken drängten sich in seinem Kopf. Die Wohnung, die Pacht, Valeries Mann, Familienscenen — das alles mischte sich durcheinander. Und als er den Versuch machte, seiner Lage klar nachzuspüren, bezwang ihn unsäglicher Ueberdruß. Weshalb auch forschen? Er wußte ja, daß er sich nicht herauszureißen vermochte; wie leer, farblos und schimpflich auch die Zukunft vor ihm lag, er mußte sie dennoch annehmen. Um ein Weib zu verlassen, das ihm alles gegeben und vertrauens-

voll zu ihm geflüchtet war, gehörte eine Kraft, welche er nicht besaß.

Zwar die Kraft würde sich finden, meinte er, wenn ich nur ein Ziel vor mir sähe, das zu erreichen mich lockt... Aber am Ende ist es so besser!

Dieser Gedanke ließ ihn bitter auflachen.

Nach etwa zwei Stunden kehrte Valerie mit ihrer Mutter zurück, welche sie von Bekannten abgeholt hatte. Was für Klatschereien ergossen sich aus dem Munde der Felissata Petrowna! Klatschereien aller Art, Erzählungen über Alenins, über die Hochzeit von Arkadij und Ljuba, welche sie nicht einmal eingeladen hatten, über die Quartierwirtin und deren Mann, über den Dwornik und den Wasserträger, mit welchem sie bereits Zeit gehabt hatte, sich zu zanken. Gromow schmähte sie jetzt in allen Tonarten und spottete über die Schande, welche seine Frau über ihn gebracht hatte. Auch Valerie lachte und bejahte jedes Wort der Mutter. Nicht ohne geheime Freude bemerkte Belajew, daß von Valerie jener Hauch von Poesie sich abstreifte, der sie im Zwange des Lebens mit einem stumpfsinnigen Despoten inmitten des Reichtums und der Ueppigkeit, deren sie überdrüssig geworden war, umwob. Damals ließ sich nicht ein ähnlicher Zug mit der Mutter bemerken und sie befanden sich fortwährend im Streit; jetzt sahen sie vollständig gleich auf die Dinge und waren in einem Freundschaftsverhältnis, wie es nur unter zwei ähnlichen Naturen möglich ist. Sie waren durch ein gegenseitiges Interesse verbunden; Valerie hatte ihre Mutter nötig, um Einkäufe zu besorgen, als Haushüter, Boten und dergleichen; und was Felissata Petrowna betraf,

so reizte sie ein Leben ohne Arbeit und Sorgen von den Tausenden der Tochter, aus denen sie sich gehörig zu bereichern hoffte.

Neugierig hörte Belajew — nicht etwa das, was sie sprachen, vielmehr was aus ihren Reden, aus ihrer inneren Welt herausschimmerte.

Der Gegenstand der Unterhaltung war Gromow, der eine Klage gegen seine Frau wegen Diebstahl eingereicht hatte. Heiter besprachen sich Valerie und ihre Mutter, daß sie das Geld und die Steine verbergen, einen Advokaten nehmen und Zeugen stellen, mit einem Wort alles thun wollten, um Gromow abzutrumpfen.

Im Verlauf des Tages fuhren sie hin und her, um Sachen in die neue Wohnung zu schaffen. Zu ihnen gesellte sich noch eine Verwandte Felissata Petrownas von kühnem Aussehen, die neugierig Belajew anschaute und immer wieder versuchte, eine Unterhaltung anzuknüpfen, obgleich er fast gar nicht antwortete.

Der Kopf begann ihm zu wirbeln von all dem Geschwätz und all der Geschäftigkeit; als in der Schlummerstunde alle wieder verschwanden, fühlte er eine trübe Erleichterung, ging in das letzte Zimmer und legte den Haken vor. Diese Erleichterung wich indes rasch einem anderen Gefühl — des Bewußtseins voller Einsamkeit. Ringsumher war es still, nur auf der Straße hörte man das gleichmäßige Geräusch der Equipagen; im Halblicht der Dämmerung konnte man sehen, wie ein feiner Regen an die Fensterscheiben rann, welches so untröstlich wie unaufhörliche Thränen klang.

Und wieder schwärmten in seiner Brust Gedanken, Erinnerungen . . .

Was ist das Leben? Was verlangen, was erwarten alle von ihm? Alle streben einem unbekannten Ziele zu. Das erste Naturgesetz ist Selbsterhaltung und Vermehrung. Aber wozu sich erhalten? Wozu sich vermehren? Das ist die Frage.

Und er fühlte selbst, daß auch er einem Ziele zustrebte, daß er inbrünstig und angstvoll etwas erwartete. Aber nutzlos bot er die ganze Kraft seines Verstandes auf, um zu erfahren, was das für ein Wunsch sei, in keiner Form kündigte sich derselbe an. Ermüdet durch das Suchen wie im Kampf mit einer Erscheinung, fühlte Belajew eine unerträgliche Schwere und Leere im Kopf — wie mit Gewichten preßte ihn der Geist der Verzagtheit . . . und er erlag durch den Mangel an Energie, an wirkender Kraft dieser geistigen Atrophie.

Vor ihn traten Erinnerungen seines Lebens wie dunkle formlose Schatten, in denen er weder ein bestimmtes Ziel, noch ein lebendiges Interesse, weder Kampf noch Sieg, weder das Gute noch das Böse aufzufinden vermochte; es war, als ob diese Schemen der Vergangenheit ihm zuflüsterten: was hast Du aus Deinem Leben gemacht? . . . Bist Du nicht ein Ueberzähliger? Und da ward ihm zu Mut, als hörte sein Herz auf zu schlagen, als erstarrten seine Glieder. Plötzlich — so warm, hell, feiertäglich — stellte sich ihm ein Bild des ländlichen Lebens im Sommer dar: das geräuschvolle Treiben auf den Feldern zur Erntezeit; Geflüster und Kühle der grünen Wälder; der Fluß,

in welchem die Mühlräder schäumende Wellen treiben; das zufriedene Brüllen, Wiehern, Blöken und Bellen der Haustiere, die in allen ihren Bedürfnissen befriedigt sind. Heftiger Schmerz durchzog sein ganzes Wesen; alles war so schön, so glücklich, so feierlich ruhig, so zweckentsprechend — und inmitten dieser Harmonie nur er allein ermattet und wie ein ungebetener Ankömmling aus einer fremden Welt, der weder Platz noch Beschäftigung, noch Ruhe findet.

Von diesem Bilde wandte er sich ab. Er erhob sich; mechanisch zündete er Licht an. Wie zufällig sein Blick in den Spiegel fiel, war es ihm, als habe er ein Greisenantlitz bekommen; der mürrische Ausdruck seiner Züge, die Falten auf der Stirn, die eingefallenen Augen konnten bei dieser Beleuchtung leicht eine solche Täuschung hervorbringen. Belajew aber nahm die Phantasmagorie für Wirklichkeit.

Ich bin der Erste, an welchem solches Phänomen sich vollzieht, dachte er und blickte noch einmal in den Spiegel; wahrscheinlich wird's bald eine allgemeine Erscheinung sein. Ich habe an vierzig Jahre an diesem einen Tage gelebt... daher das siebzigjährige Gesicht ... Weshalb lebe ich so lange auf dieser Welt? Wie sonderbar: uralte Legenden lösen tausend Jahre in einem Augenblick des Genusses auf; aber noch niemand kam es in den Kopf, ein Tag könne einen jungen Mann in einen Greis verwandeln!

Belajew wurde noch nachdenklicher. Er kam erst wieder zu sich, als eine Thür zuschlug und man im Nebenzimmer zu sprechen und zu gehen begann; Koffer und Kasten wurden geschoben, dazwischen tönten Stimmen der Dienerschaft, schließlich klopfte Valerie an die Thür.

„Pawel Jljitsch“, rief sie, „mach' Dich zurecht, wir fahren sogleich in die neue Wohnung. Gieb alle Deine Sachen.“

„Im Augenblick“, gab Belajew zurück.

Eilig und geräuschlos warf er den Rock ab und nahm aus dem Futteral einen Revolver.

„Weshalb hast Du Dich eingeschlossen?“ fuhr Valerie fort. „Komm hierher.“

„Im Augenblick“, wiederholte er und legte dabei eine Hand auf das Herz, mit der anderen zielte er aus dem Revolver.

Wie es schlägt! sagte er leise mit nachdenklichem Lächeln und horchte auf die Schläge des Herzens; es wäre interessant zu wissen, wie viele in der Minute ...

Er legte die kleine Uhr neben sich und begann zu zählen.

Zwanzig, vierzig, fünfzig, achtzig, hundert ... Bei dem letzten Wort ertönte ein Schuß und Belajew fiel tot nieder.

Ende.

Druck von J. G. Findel in Leipzig.

Haeusler.

Letnew, P.

Fremde Schuld Roman

München 1886